Beiträge zur Militärgeschichte
– Militärgeschichte kompakt –

Herausgegeben vom
Militärgeschichtlichen Forschungsamt

Band 1

R. Oldenbourg Verlag München 2010

Beatrice Heuser

Clausewitz lesen!

Eine Einführung

Zweite Auflage

R. Oldenbourg Verlag München 2010

Englische Originalausgabe bei Pimlico, London, 2002 erschienen

Herausgegeben mit freundlicher Unterstützung der
Clausewitz-Gesellschaft

Die Deutsche Bibliothek - CIP-Einheitsaufnahme

Ein Titeldatensatz für diese Publikation ist bei der
Deutschen Bibliothek erhältlich

© 2010 Oldenbourg Wissenschaftsverlag GmbH, München
Rosenheimer Str. 145, D-81671 München
www.oldenbourg.de

Das Werk einschließlich aller Abbildungen ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Bearbeitung in elektronischen Systemen.
Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigen Papier (chlorfrei gebleicht).

Umschlagabbildung: akg-images
Satz: MGFA, Potsdam
Umschlaggestaltung: Maurice Woynoski, MGFA, Potsdam
Druck und Bindung: Grafik+Druck GmbH, München

ISBN 978-3-486-59843-8

Inhalt

Vorwort VII
Vorbemerkung IX

I. Die Geschichte des Mannes und des Buches 1
1. Clausewitz' Jugend 1
2. Die Niederschrift von *Vom Kriege* 5
3. Das Echo auf *Vom Kriege* 15

II. Der ideale Krieg und der reale Krieg bei Clausewitz 31
1. Clausewitz und der »absolute« oder ideale Krieg 33
2. Der Wendepunkt in Clausewitz' Denken 38
3. Der realistische Clausewitz 42
4. Die beiden Clausewitze 51

III. Politik, die Dreifaltigkeiten und das Verhältnis zwischen politischer Führung und Militär 55
1. Krieg als Instrument der Politik 55
2. Die Bedeutung der Politik für Clausewitz' Anhänger 57
3. Clausewitz' Vorstellung von der Welt und von der Gesellschaft 60
4. Die Dreifaltigkeit: Gewalt, Zufall, politischer Zweck 65
5. Der Feldherr und das Kriegskabinett: Supremat der Politik oder der Militärstrategie? 69
6. Zivile und militärische Führung 72
a) Der Konflikt zwischen Bismarck und Moltke 72
b) Militärische Planung und der Mangel an ziviler Führung 76
c) Der Erste Weltkrieg: Der Krieg der Generale 79

IV. Jenseits der Zahlen: Genie, Moral, Kräftekonzentration, Wille und Friktion 89
1. Genie: Die Persönlichkeit des Befehlshabers 89
2. Schwerpunkt 91
3. Konzentration der Kräfte 95
4. Moralische Stärke und Willenskraft 99
5. Ökonomie der Kräfte 106
6. Friktion und Zufall 108

V. Die Auseinandersetzung um Angriff und Verteidigung, die Vernichtungsschlacht und der totale Krieg 113

1. Verteidigung und Angriff 113
a) Clausewitz: Verteidigung als die stärkere Form 113
b) Verteidigung und Angriff in Preußen und Deutschland 116
c) Frankreich und die »Offensive à outrance« 121
d) Die Offensive in anderen Ländern 126
2. Vernichtungs- oder Entscheidungsschlacht 129
a) Der Clausewitz des idealen Krieges und seine Zeitgenossen 129
b) Die deutsche Debatte über Entscheidungs- bzw. Vernichtungsschlacht 131
c) Delbrück und die Strategie der Erschöpfung 137
d) Die Entscheidungsschlacht in der englischsprachigen Welt 141
e) Die Vernichtungsstrategie in Frankreich 142
f) Clausewitz als Mahdi des Massenmassakers? 143
3. Clausewitz und der Totale Krieg 146

VI. Clausewitz weiterentwickelt: Corbett und die Seekriegführung, Mao und der V*olkskrieg* 155
1. Clausewitz und die Seestrategie 155
a) Clausewitz in maritimer Ausführung: Sir Julian Corbett 155
b) Clausewitz und die deutsche Seekriegsführung 165
2. Kleiner Krieg, Volkskrieg und Guerrilla 168
a) Clausewitz über den Volkskrieg 168
b) Mao und Clausewitz 176

VII. Clausewitz im Nuklearzeitalter 181
1. Die sowjetische Strategie: Der Atomkrieg als rationale Fortführung der Politik? 181
2. Clausewitz und die westliche Strategie im Kalten Krieg 192
a) Die westlichen Strategen des Kalten Krieges und das Erbe Clausewitz' 194
b) Clausewitz und die Eskalation 196
c) Politikberatung oder kontemplative Theorie? 203
d) Der beschränkte Krieg und die westlichen Neo-Clausewitzianer 207
e) Die Clausewitzsche Kritik am Vietnamkrieg 216
f) Von Vietnam zum Golfkrieg von 1991 226

VIII. Clausewitz´ Relevanz im 21. Jahrhundert 231
1. Schwächen in Clausewitz' Konzepten 232
2. Ewiger Krieg oder ewige Veränderung? 240
3. Clausewitz´ anhaltende Relevanz 245

Literaturverzeichnis 251
Personenregister 265

Vorwort

Mit dem vorliegenden Beitrag von Beatrice Heuser über Carl von Clausewitz und dessen Hauptwerk »Vom Kriege« erweitern das Militärgeschichtliche Forschungsamt (MGFA) und der Oldenbourg Wissenschaftsverlag das gemeinsame Angebot an wissenschaftlichen Buchreihen um ein neues Format. Die Bände der Reihe »Militärgeschichte kompakt« werden wie die im gleichen Verlag erscheinenden »Beiträge zur Militärgeschichte« nicht nur deren Forderung nach wissenschaftlicher Qualität weitertragen, sondern auch die gleiche thematische Offenheit für den gesamten Bereich Militärgeschichte pflegen. Als wesentliches Kriterium wird jedoch die Forderung nach Prägnanz und Kürze zu den Auswahlkriterien für aufzunehmende Arbeiten hinzutreten. Mit dieser selbst auferlegten Verpflichtung soll dem weitverbreiteten Hang nach ausufernden Umfängen entgegengewirkt werden.

Professor Dr. Beatrice Heuser, seit Juli 2003 Leiterin der Abteilung Forschung im MGFA hat das aus ihrer Zeit am Department of War Studies, King's College, University of London, stammende Manuskript ursprünglich in englischer Sprache verfaßt und veröffentlicht, für die deutsche Ausgabe wurde das Manuskript überarbeitet und leicht erweitert. Die in Strategiegeschichte ausgewiesene Verfasserin bietet einen kenntnisreichen Überblick über die Rezeptions- und Wirkungsgeschichte des unverändert aktuellen militärtheoretischen Klassikers aus dem Jahre 1832. Verbunden mit dem Dank an die Autorin wünsche ich dem Buch allen Erfolg und der neuen Reihe eine stetige Entwicklung.

An der Herstellung des Bandes waren zahlreiche Mitarbeiter beteiligt, denen ich für das gezeigte Engagement Dank sagen möchte. Dazu zählen Birgit Krüger, Karin Hepp und Christina Schottstädt, die im Namen des Bundessprachenamtes für die Übersetzung sorgten; die weitere Bearbeitung des Bandes lag bei den Damen und Herren der Schriftleitung, das Lektorat übernahm Alexander Kranz (Berlin).

Dr. Hans Ehlert
Oberst und Amtschef des
Militärgeschichtlichen Forschungsamtes

[Clausewitz] macht es ja aber selbst einem schwachen, sonst zu aller schweren Lektüre untauglichen Kopfe wie dem meinigen unmöglich, ihm nicht zu folgen und führt Einen wie am Gängelband von Stufe zu Stufe, von Folgerung zu Folgerung, von Begriff zu Begriff, daß man weder rechts noch links abschweifen oder abirren kann.
Sophie Gräfin Schwerin (1785–1863)[1]

Vorbemerkung

Dieses Buch soll dem Leser helfen, die Reaktion der Gräfin Schwerin auf die Lektüre von Clausewitz' Werk nachvollziehen zu können. Allzu oft wurde Clausewitz als außerordentlich schwer verständlich abgetan. Wie wir sehen werden, war Clausewitz 1830 gerade dabei, sein berühmtestes Werk »Vom Kriege« gründlich zu überarbeiten, als er den aktiven Militärdienst wiederaufnahm, von dem er jedoch nie zurückkehren sollte. Das mitten in der Überarbeitung hinterlassene Werk enthält große Widersprüche, die viele Leser verwirrt haben und noch verwirren und, was noch schlimmer ist, zu Fehlinterpretationen mit schrecklichen Folgen führten.

Es ist mein Bestreben, mit diesem Buch die wohl wichtigsten Gedanken Clausewitz' herauszufiltern, auf wesentliche Widersprüche hinzuweisen, diese zu erläutern und den Leser durch die Schriften Clausewitz' zu führen.

Darüber hinaus möchte ich zeigen, wie sich seine Ideen auf nachfolgende Generationen von Strategen in der ganzen Welt auswirkten. Einige haben sie bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt, manche haben sie völlig missverstanden, andere haben sie verworfen, teils aus Unwissenheit, zum Teil weil es ihr Weltbild so vorgab. Manche pfropften Ideen, die bestenfalls Knospen am Stamm des Werkes »Vom Kriege« waren, ihren eigenen Gedankenkonstrukten auf. Dort wuchsen die Knospen Clausewitzscher Ideen oft zu grünen Trieben, manchmal zu starken Ästen mit reichlich Früchten heran – Früchte die sich jedoch gelegentlich als höchst giftig erweisen sollten.

Im ersten Kapitel werde ich den Leser mit Carl von Clausewitz und dem bekannt machen, was andere über ihn und sein berühmtestes Buch sagten. Im zweiten Kapitel werden die wichtigsten Ideen und Widersprü-

[1] Schwerin, Ein Lebensbild.

che des Werkes »Vom Kriege« erläutert. Das dritte Kapitel behandelt Clausewitz' Ideen vom Staat und der Gesellschaft und das vierte wirft einen Blick auf Faktoren, die nach Clausewitz' Feststellung starke Auswirkungen auf einen Krieg haben, wie der kriegerische Genius des Feldherrn oder die Moral der Streitkräfte. Danach werde ich notgedrungen die Frage erörtern, ob Clausewitz, der die Überlegenheit der Abwehr über den Angriff predigte, die Schuld an den Schrecken des Ersten und Zweiten Weltkriegs gegeben werden kann; ich werde untersuchen, was andere Strategen aus Clausewitz' Ideen gemacht haben, die auf den Seekrieg, die »begrenzten« Kriege des zwanzigsten Jahrhunderts und auf irreguläre Kriege angewandt wurden. Und ich werde Clausewitz und uns in das Nuklearzeitalter führen. Im letzten Kapitel werde ich auf die Kritiker an Clausewitz' Werk eingehen, ehe ich seine Bedeutung für das Verständnis des Kriegs im einundzwanzigsten Jahrhundert beurteile.

In Anbetracht der schon existierenden Literatur zum Thema habe ich es mir nicht als Ziel gesetzt, großartige neue Einblicke in die Arbeit von Clausewitz zu finden; die Studien Hans Delbrücks, Werner Hahlwegs, Eberhard Kessels, Peter Parets, Michael Howards, Raymond Arons und anderer haben dieses Feld schon weidlich bestellt, so dass meines Erachtens nur noch in kleinen Detailstudien neue Funde zu erwarten sind. Stattdessen hoffe ich, durch eine Zusammenfassung der wesentlichen Inhalte der wichtigsten vorhandenen Publikationen, den Lesern einen umfassenden Überblick über Clausewitz' Gedanken zum Krieg, die Grundprobleme und seine bleibenden Verdienste zu geben. Da nicht meine Interpretationen, sondern die Gedanken Clausewitz' selbst und die seiner Interpreten im Mittelpunkt stehen, werde ich diese so weit wie möglich in Zitaten für sich selbst sprechen lassen, um ihre Gedanken dem Leser möglichst unmittelbar zugänglich zu machen. Das Buch richtet sich in erster Linie an diejenigen, die sich mit Fragen von Strategie und Krieg befassen und das Wesentliche verstehen möchten, was Clausewitz uns zu sagen hat, ohne die ganze Sekundärliteratur lesen zu müssen. Dies kann notwendigerweise nur eine Einführung sein; alle jene, die etwas mehr Zeit haben, werden freundlich ermutigt, einen Blick in die Anmerkungen am Ende des Buches zu werfen, die auf weitere Literatur zu den einzelnen Themen verweisen.

Clausewitz (und viele seiner Zeitgenossen) liebten lange und komplexe Sätze, in denen er zuerst seine wichtigen Erkenntnisse zum Ausdruck brachte und dann Nebensatz auf Nebensatz ergänzte, um Ausnahmen und Einschränkungen für seine Regeln hinzuzufügen. Da er auch selbst eine ganze Reihe von Begriffen erfand oder vervollkommnete, stellen wir oft fest, dass er nach Worten sucht und viele Synonyme verwendet, wenn er auf ein und dasselbe verweist; dabei hätte ihn eine gründliche Überarbeitung des Buches veranlassen können, seine Terminologie zu vereinheitlichen. Stattdessen verwendet er Worte wie *Begriff, Idee, das Wahre* und andere Ausdrücke für das, was ich als »Idee« bezeichnet habe und andere »Natur«, »Wesen« oder »Ideal« genannt haben. Tatsächlich spricht Clau-

sewitz nie vom »absoluten Krieg« oder »begrenzten Krieg«, sondern vom »Krieg in seiner absoluten Vollkommenheit« und »Begrenzungen in der Kriegführung«. Er verfügte nicht über Sir Michael Howards erstaunliches Talent, komplexe Probleme in kurzen, knappen und dennoch bedeutungsvollen Formulierungen zusammenzufassen. Wir werden sehen, dass viele seiner Jünger von ihm die Unsitte überlanger Satzkonstrukte übernommen haben. »Vom Kriege« hätte eine Menge an Überarbeitung vertragen können, um dem Werk mehr Schärfe und größere Genauigkeit zu verleihen, was Clausewitz' Witwe und Herausgeberin in ihrer Trauer nicht wagte. Dies hat paradoxerweise dazu geführt, dass die Übersetzung ins Englische von Malcolm, Paret und Howard manchmal leichter zu lesen ist als das deutsche Original, das von Werner Hahlweg liebevoll in seiner Sprache des beginnenden neunzehnten Jahrhunderts restauriert wurde. Gerade diese Ausgabe, die neunzehnte (und die unveränderte zwanzigste), gedruckt vom Dümmler-Verlag (1980 bzw. 1989), habe ich als Grundlage für dieses Buch verwendet.

Ich danke Jörg Hensgen vom Pimlico-Verlag dafür, dass er mich ermutigt hat, die englische Version dieses Buches zu schreiben, und einer deutschen Übersetzung nichts in den Weg gestellt hat. Ich bin Andrew Lambert und Robert Foley für ihre Anmerkungen und Kritik dankbar.

Die deutsche Fassung dieses Buches ist nicht gänzlich mit der englischen Fassung identisch, und zwar aus verschiedenen Gründen. Zum einen sind nicht alle Laren und Penaten der anglo-amerikanischen Militärakademien dieselben wie die der deutschen. Und so manch ein Strategie-Analytiker muss in der einen Welt erst vorgestellt werden, während er in der anderen Welt wohl bekannt ist. Bestimmte Themenfelder sind in der jeweiligen Literatur außerdem verschieden abgebildet. Zum Beispiel gibt es auf Deutsch sehr viel Literatur zum Thema der russisch-sowjetischen Clausewitz-Rezeption, die im englischsprachigen Bereich nicht veröffentlicht war, und entsprechend in der englischen Originalversion dieses Buches einen größeren Platz verdiente. Andererseits ist die westliche Strategie-Literatur seit dem Zweiten Weltkrieg so stark vom (anglo-) amerikanischen Denken (und Jargon) geprägt, und das strategische Denken des Kalten Krieges so extrem wenig in den beiden deutschen Staaten gepflegt worden (nicht einmal an den Militär-Akademien), dass in der deutschen Version auf diesem Gebiet ein extensiver Erklärungsbedarf befriedigt werden sollte. In diesem Kontext hat das Übersetzerteam Birgit Krüger, Karin Hepp und Christina Schottstädt ausgezeichnete Arbeit auf höchstem wissenschaftlichen Niveau geleistet; ehe ich mit ihnen zusammengearbeitet habe, wußte ich nicht, was für wissenschaftliche Leistungen man von einem wirklich guten Übersetzer erwarten darf. Sie haben meine Erwartungen in allem übertroffen!

Ich bin den Mitarbeitern der British Library, der Universitätsbibliothek München und des Instituts für Zeitgeschichte in München zu Dank verpflichtet. Für die deutsche Ausgabe war mir die Unterstützung des Bibliotheksteams des Militärgeschichtlichen Forschungsamts, insbesondere

von Herrn Schöttler in der Fernleihe, unersetzbar. Kurt Arlt hat in diesem Zusammenhang dankenswerterweise mitgeholfen, die entsprechenden Zitate in der deutschen Literatur zu finden.

Meine Eltern und mein Ehemann haben mich enorm unterstützt, waren aber wahrscheinlich froh, dass Clausewitz ein gutes Ventil für meine überschüssige Energie geboten hat. Unsere Tochter Eleonore dagegen hat ihm die Aufmerksamkeit missgönnt. Sie hat mit Carl einen tüchtigen Kampf um meine Aufmerksamkeit ausgefochten. Sie hat dabei aber kaum physische Gewalt eingesetzt, sondern eher eine psychische Ermattungsstrategie, vermischt mit Verhandlungs-Taktiken, die Carl wohl zu schätzen gewusst hätte. Sie hat also am meisten verdient, dass ich ihr dieses Buch widme.

»Sollte mich ein früher Tod in dieser Arbeit unterbrechen, so wird [das Manuskript], was sich vorfindet, freilich nur eine unförmliche Gedankenmasse genannt werden können, die unaufhörlichen Mißverständnissen ausgesetzt, zu einer Menge unreifer Kritiken Veranlassung geben wird [...]
Aber trotz dieser unvollendeten Gestalt glaube ich doch, daß ein vorurteilsfreier [...] Leser [...] vielleicht darin [...] Gedanken finden werde, von denen eine Revolution in der [Kriegs-]Theorie ausgehen könnte.
(Clausewitz in einer Nachricht vom 10. Juli 1827)

I. Die Geschichte des Mannes und des Buches

1. Clausewitz' Jugend

Carl Phillip Gottlieb von Clausewitz wurde am 1. Juni 1780 in der sächsischen Kleinstadt Burg, unweit des preußisch besetzten Magdeburg in eine große, evangelische Familie hineingeboren. Väterlicherseits entstammte die Familie dem niederen Adel, der ursprünglich aus Oberschlesien kam. Allerdings wurde der Anspruch auf den Adelstitel vermutlich angefochten, da Carls Großvater väterlicherseits, der in Halle Professor für evangelische Theologie war, den Zusatz »von« in seinem Namen nicht verwendete. Carls Vater wollte jedoch seinen Anspruch auf den Titel erneuern und ersuchte Friedrich den Großen von Preußen um Erlaubnis, das »von« wieder verwenden zu dürfen. Der König stimmte zu und nahm Carls Vater in eines seiner Regimenter auf, wo er eine sehr bescheidene Karriere machte. Er »war ein Offizier des Siebenjährigen Krieges, voll der Vorurteile seines Standes«; in seinem Elternhaus sah der junge Carl »fast nur Offiziere (und zwar nicht gerade die gebildetsten und vielseitigsten)«. Wie Carl selbst schrieb, »ist [er] in der preußischen Armee großgeworden«. »Mit dem zwölften Jahr wurde [Carl] selbst Soldat [und] machte die Feldzüge von 1793 und 1794 gegen Frankreich mit«. Carl hatte

»in seiner Jugend den Krieg gesehen, zwar ohne ihn zu verstehen, allein es war ihm doch der Totaleindruck davon geblieben«[1].

Neben Carl wurden noch zwei seiner drei älteren Brüder Heeresoffiziere, die wie er bis zum Range eines Generals aufstiegen. Im Alter von einundzwanzig Jahren wurde Carl an die Kriegsakademie in Berlin versetzt, die unter der Leitung von General Gerhard Johann David Scharnhorst (1755–1813) stand, der auch sein Mentor und Lehrer wurde und seine Aufmerksamkeit auf den Zusammenhang zwischen der Revolution in der französischen Gesellschaft und der neuen französischen Art der Kriegführung lenkte. Scharnhorst setzte sich für eine grundlegende Reform des preußischen Militärwesens ein. Und wie eine Reihe seiner Schüler teilte auch Clausewitz bald diesen Reformgeist, mit dem sie ihre Vorgesetzten und die Krone gegen sich aufbrachten.

Der erste und größte Feind, auf den Clausewitz in der Schlacht traf, war Frankreich. Von frühester Jugend an war er somit voller Angst vor der französischen Art der Kriegführung und voller Hass für die Franzosen, die unter Napoleon aufgebrochen waren, Europa zu erobern. Bereits 1803 verfasste er einen kämpferischen Artikel, in dem er die Franzosen mit den tyrannischen und imperialistischen Römern verglich – ein typischer anti-napoleonischer Vergleich seiner Zeit[2].

In seinen Schriften des Jahres 1808 fasste er ganz richtig zusammen, wie die Deutschen zunehmend auf die napoleonische Besatzung reagierten, nachdem die ursprüngliche Bewunderung für den korsischen Reformer nachgelassen hatte: »Nie hat es eine Nation gegeben, welche den unmittelbaren Druck, den eine andere gegen sie ausübt, anders erwidert, als mit Haß und Feindschaft[3].« Clausewitz bediente für die Verunglimpfung der Franzosen alle verfügbaren Klischees seiner Zeit: Er beschrieb sie als oberflächlich, beschränkt, genügsam, eitel, der Regierung gegenüber unterwürfig und gefügig und damit auch für den Krieg bestens geeignet. Die Deutschen beschrieb er im Gegensatz dazu als individualistisch, originell, mit dem Hang zum logischen Denken und Argumentieren sowie als fleißig und immer nach Höherem strebend. Die Franzosen verglich er – wieder ein Stereotyp seiner Zeit – mit den praktisch veranlagten Römern und die Deutschen mit den intellektuelleren und moralisch inspirierten Griechen[4]. Selbst kurz vor seinem Tode schrieb er noch Pläne für einen Krieg gegen Frankreich[5]: Zu der Zeit, als er sich bemühte, *Vom Kriege* fertig zu stellen, erweckte die Revolution in Frankreich von 1830 in Clausewitz die Befürchtung, dass »sich in Frankreich neue Revo-

---

1 Nachrichten über Preußen in seiner großen Katastrophe (1823–24), zit. in: Clausewitz, Strategie aus dem Jahr 1804 (1943), S. 9.

2 Clausewitz, Historisch-politische Auszüge und Betrachtungen (1803). In: Clausewitz, Politik und Krieg, S. 197.

3 Clausewitz, Politik und Krieg, S. 211.

4 Clausewitz, Politische Schriften, S. 49–51.

5 Clausewitz, Über einen Krieg mit Frankreich. In: Schwartz, Leben des Generals, S. 418–439.

lutionen aus dem Schooß der ersten entwickeln werden und daß dann der Friedensbruch von diesem Land ausgehen wird«; Clausewitz wollte nach Paris marschieren, um »den Revolutionsdämon in seinem Entstehen zu erdrücken«, der sich seiner Meinung nach von Paris aus überall in Europa ausbreitete, so auch unter den Polen; in diesem Zusammenhang fand ja Clausewitz seine letzte militärische, aktive Verwendung[6].

Einen großen Anteil an seiner Frankophobie hat seine Frau, Marie Gräfin von Brühl, deren englische Mutter, »belebt [war] von all dem Haß gegen Napoleon, der den Engländern damaliger Zeit anhaftete. Sie und ihre Tochter, Marie Brühl, nachher Frau von Clausewitz, [...] lebten nur im Eifer der Politik und des Franzosenhasses« wie Caroline von Rochow, eine Dame der Berliner Hofgesellschaft und Bekannte der Brühls, schrieb. Die Brühlschen Damen nahmen Caroline von Rochow anscheinend sogar übel, dass sie Napoleon vom Schlossfenster aus bei einer Parade beobachtete[7].

Clausewitz lernte Marie 1803 kennen, als er dreiundzwanzig Jahre alt war. Obwohl sie sich sofort ineinander verliebten, mussten sie aufgrund ihres unterschiedlichen gesellschaftlichen Standes viele Jahre warten, ehe sie heiraten konnten. Wie wir bereits festgestellt haben, war Clausewitz von sehr niedriger, eventuell sogar zweifelhafter, adliger Abstammung, die ihm erst im Jahre 1827 durch König Friedrich Wilhelm III. bestätigt wurde. Die Brühls entstammten im Gegensatz dazu höchsten Adelskreisen, was sieben Jahre lang ein Hindernis für die Liebesheirat Clausewitz' mit ihrer Tochter darstellte. Sowohl während dieser Zeit des Freiens als auch später in ihrer Ehe hatte die belesene Marie in vielen Fragen einen großen Einfluss auf Clausewitz' Denken. Weil ihr Großvater mütterlicherseits britischer Konsul in Russland war, schloss dies auch eine große Bewunderung für Großbritannien ein, die nur in Clausewitz' Hass für alles Französische ihresgleichen hatte. Carl und Marie heirateten schließlich im Dezember 1810 und blieben bis zu seinem Lebensende enge Seelenverwandte[8].

Am 14. Oktober 1806 nahm Clausewitz an der Schlacht von Auerstedt teil. Es war seine erste Erfahrung mit einer Schlacht im Napoleonischen Stil. Preußen wurde geschlagen, Napoleon besetzte Berlin und schloss einen Pakt mit dem benachbarten Königreich Sachsen, ehe er gegen Russland zog. Am 28. Oktober 1806 kam Clausewitz nach dem Gefecht von Prenzlau als Adjutant des Hohenzollern-Prinzen August Ferdinand mit diesem zusammen in Gefangenschaft. Beide wurden mit vielen ande-

---

6 Clausewitz an Gneisenau, 21.10.1830, zit. in: Pertz/Delbrück, Das Leben des Feldmarschalls, S. 608 f.

7 Rochow/Motte-Fouqué, Vom Leben am preußischen Hofe, S. 27 f.

8 Die zeitlebens zärtlich-romantische aber auch höchst geistige Beziehung zwischen den beiden ist stark reflektiert in ihrer Korrespondenz, siehe Clausewitz, Karl und Marie von Clausewitz, und wurde auch von Zeitzeugen besonders kommentiert, siehe Rochow/Motte-Fouqué, Vom Leben am preußischen Hofe, S. 38.

ren Preußen nach Frankreich gebracht, wo ihnen ein angenehmes Leben als adlige Kriegsgefangene gestattet wurde. Dennoch bestärkte Clausewitz diese Erfahrung nur noch mehr in seinen Ressentiments gegenüber Frankreich, wie die Briefe an seine Verlobte belegen[9].

Als die Schlacht bei Eylau im Februar 1807 ohne einen klaren Sieger endete, unterzeichnete Napoleon einen Friedensvertrag mit Russland, durch den Europa (und die Besitztümer der Hohenzollern) in zwei Einflusssphären aufgeteilt wurde. Infolge dieser Vereinbarung wurden Prinz August und Clausewitz 1808 repatriiert; sie reisten über die Schweiz zurück, und Clausewitz schloss sich, zuerst in Königsberg, wieder seinem Mentor Scharnhorst und dessen Freunden Gneisenau und Stein an.

Obwohl der Frankreich-Aufenthalt Clausewitz' Französisch zuträglich gewesen war, erschien er, nach Preußen zurückgekehrt, in keiner Weise von französischem Charme und französischer Galanterie berührt. Im Gegenteil, wo Prinz August als Geck (oder, wie man damals sagte, »Fat«) auftrat, erschien Clausewitz als Pedant, mit zu viel »Gravitaet« geschlagen: »Ein kaltes, stolzes und höhnisches Wesen [war] ihm zur Natur geworden und hat ihn auch mit einem höhnischen Zug um den Mund bezeichnet« – so ein Zeitgenosse und ebenfalls Strategie-Spezialist, General Valentini[10].

Scharnhorst hatte dem nun dreißigjährigen Major eine Stellung an der Allgemeinen Kriegsschule in Berlin gesichert. 1810/11 hielt Clausewitz hier 156 Stunden Vorlesungen über den »kleinen Krieg« (der erstmals französische Begriff *petite guerre* sollte unter der Bezeichnung *guerrilla,* wie die Spanier ihren Widerstand gegen Napoleon bezeichneten, größere Bekanntheit erlangen). Zwischen 1810 und 1812 unterrichtete er den preußischen Kronprinzen, den späteren König Friedrich Wilhelm IV., und in diesem Zusammenhang richtete er seine Gedanken auf zahlreiche Fragen rund um den Krieg, die später die Grundlage seines berühmten Werkes bilden sollten. Der Lehrplan für den Kronprinzen war ziemlich klassisch. Clausewitz unterrichtete seinen Schützling in folgenden Themen: wo und wie ist die Artillerie aufzustellen, die Motivation der Soldaten, Verteidigung und Angriff. Hier begann Clausewitz mehr über den Krieg anstatt nur über die Schlacht zu theoretisieren, wie das die meisten seiner Vorgänger taten. Sein intellektueller Stern begann zu steigen.

Allerdings wurden seine antifranzösischen Überzeugungen zu einem Hemmschuh für eine erfolgreichere Karriere in Preußen: Im April 1812 war er so empört über die unterwürfige Politik von König Friedrich Wilhelm III. gegenüber Frankreich, dass er aus dem preußischen Heer ausschied und ein leidenschaftliches politisches »Bekenntnis« schrieb, das alle Gefühle des *Sturm und Drang* und des aufkeimenden preußisch-deutschen Nationalismus in sich barg. Er schrieb:

---

9 Clausewitz, Karl und Marie von Clausewitz, S. 76–149.

10 Zit. in: Kessel, Carl von Clausewitz, S. 702.

> »Ich glaube und bekenne, daß ein Volk nichts höher zu achten hat als die Würde und Freiheit seines Daseins; daß es diese mit dem Blutstropfen verteidigen soll; daß es keine heiligere Pflicht zu erfüllen, keinem höheren Gesetze zu gehorchen hat; daß der Schandfleck einer feigen Unterwerfung nie zu verwischen ist; [...] daß man die Ehre nur einmal verlieren kann; daß die Ehre des Königs und der Regierung eins ist mit der Ehre des Volkes[11].«

Als sich Napoleon auf einen neuen Feldzug gegen Russland vorbereitete, bot Clausewitz seine Dienste Zar Alexander I. an, obwohl er überhaupt kein Russisch sprach, und wurde als Offizier in das kaiserliche Heer aufgenommen. Am 7. September 1812 war er Augenzeuge der wahrscheinlich blutigsten aller Napoleonischen Schlachten, der Schlacht von Borodino, in deren Folge er später einen aufschlussreichen Augenzeugenbericht über Napoleons gesamten Russlandfeldzug schrieb[12]. Im Dezember desselben Jahres unternahm Clausewitz seinen einzigen Ausflug in die Welt der Diplomatie, indem er als einer der Chefunterhändler unter General Hans David Ludwig von Yorck an den Friedensverhandlungen zwischen Russland und Preußen in Tauroggen teilnahm, die zur antifranzösischen Allianz führten, welche die Grundlage für die Befreiungskriege (1813–14) bildete. Als Offizier des russischen Kaiserreiches nahm er unter dem Befehl von Blücher an den Schlachten bei Groß-Görschen (2. Mai 1813) und Bautzen (20.–21. Mai 1813) teil. Vom harten russischen Winter von 1812–13 behielt er eine so auffällige Gesichtsfarbe und rote Nase zurück, dass Spötter meinten, er begänne jeden Tag mit einer Flasche Wein[13].

2. Die Niederschrift von *Vom Kriege*

Obwohl Napoleon 1814 geschlagen wurde, war Friedrich Wilhelm III. gegenüber den Offizieren misstrauisch, die Preußen verlassen hatten, um in anderen Armeen zu dienen, ehe Preußen sich offen gegen Frankreich erhob. Daher wurde Clausewitz erst 1815 als Oberst wieder in den preußischen Generalstab aufgenommen. Später stieg er dennoch zum General auf und wurde Direktor der Allgemeinen Kriegsschule, wo er hauptsächlich mit administrativen Aufgaben betraut war und kaum Unterrichten sollte. Clausewitz empfand dies als Kränkung: Er hätte viel lieber eine aktive militärische Position inne gehabt. Aber dadurch hatte er Zeit *Vom Kriege* zu schreiben. Dieses Werk begann er 1818. 1830 nahm er die letzten Ergänzungen vor. Wie schon erwähnt, wurde er 1830, noch ehe er sein

---

11 Bekenntnisdenkschrift (1812), in: Clausewitz, Politische Schriften, S. 85.
12 Clausewitz, Schriften, S. 729–935.
13 Carrias, La pensée militaire allemande, S. 186.

Werk zu seiner Zufriedenheit überarbeitet hatte, in den aktiven Dienst einberufen, um die preußischen Grenzen während des polnischen Aufstandes gegen die russischen Besatzer zu sichern. Denn dieser Aufstand drohte auf die preußisch besetzten Gebiete überzugreifen. Clausewitz erreichte Posen, damals noch Teil von Ostpreußen und jetzt als Poznań zu Polen gehörend, nachdem der Aufstand niedergeschlagen worden war. Allerdings blieb er bis zum folgenden Jahr zusammen mit seinem zweiten Mentor, August Neidhardt von Gneisenau, dort und in Breslau (heute Wrocław). Sowohl er als auch Gneisenau wurden Opfer einer Cholera-Epidemie: Clausewitz erkrankte sehr plötzlich und starb nach kurzer Krankheit am 16. November 1831 in Breslau. Sein unvollendetes Manuskript wurde anschließend in den Jahren 1832 bis 1834 von seiner Witwe ohne Änderungen als Teile I–III seiner *Hinterlassenen Werke über Krieg und Kriegführung* veröffentlicht[14]. In einer Nachricht vom 10. Juli 1827 hatte Clausewitz prophetisch von seiner Angst geschrieben, dass falls »ein früher Tod« die Fertigstellung des Manuskripts verhindern sollte, dies zu »unaufhörlichen Mißverständnissen« und »unreifen Kritiken« führen würde.

> »Denn in diesen Dingen glaubt jeder das, was ihm einfällt [...] eben gut genug, um gesagt und gedruckt zu werden, und hält es für ebenso unbezweifelhaft, als daß zwei mal zwei vier ist. Wollte er sich die Mühe geben wie ich, jahrelang über den Gegenstand nachzudenken und ihn immer mit der Kriegsgeschichte zu vergleichen, so würde er freilich mit der Kritik behutsamer sein.«

Dennoch glaubte er, dass das Manuskript selbst in dieser unvollendeten Gestalt die Thesen enthielt, »von denen eine Revolution in der [Kriegs-] Theorie ausgehen könnte«[15].

Seine Zeitgenossen sahen Clausewitz ziemlich ambivalent. Wilhelm von Dorow schrieb einem Bekannten: »Clausewitz ist, wie sie ihn auch kennen, eine tief wissenschaftlich ausgebildete, echt militärische Notabilität, von dem liebenswürdigsten, versöhnlich-redlichsten Charakter.« General von Valentini dagegen meinte, »dieser Mann ist mir im höchsten Grade zuwider[16].« Caroline von Rochow beleuchtete die Frage, wie dieser Militärwissenschaftler auf manche den Eindruck eines sehr intellektuellen und gebildeten Menschen machen und dennoch gegenüber einigen seiner militärischen Kollegen wenig liebenswürdig sein konnte. Clausewitz, so schrieb sie im Einklang mit Valentini,

> »besaß eine durchaus unvorteilhafte Persönlichkeit und hatte äußerlich etwas kalt Absprechendes, was oft bis zum Denigranten ging. Wenn er wenig sprach, so sah er meist aus, als wären ihm Menschen und Gegenstände nicht gut genug dazu [...] Dabei war er von einem brennenden Ehrgeiz erfüllt und strebte mehr nach der antiken Selbstentäußerung als

14 Hinterlassene Werke.
15 Vom Kriege, S. 180 f.
16 Zit. in: Hahlweg, Carl von Clausewitz, S. 29 f.

> nach der modernen Art anregenden Genießens. Er hatte wenige, aber tiefe und feste Freunde, die mehr von ihm hofften und erwarteten, als, seien es Schicksal oder Verhältnisse, oder seine abweisende Persönlichkeit ihm zu leisten gestatteten[17].«

Eine andere Dame der Brandenburger Gesellschaft, Gräfin Bernstorff, empfand Clausewitz als eine Belastung, wenn sie Gäste hatte, da seine »Zuneigungen und Abneigungen, die in ihrer leidigen Entschiedenheit [zum Ausdruck gebracht], immer mehr oder weniger auf unsere Geselligkeit einwirkten« und im Laufe der Zeit »manchen peinlichen Augenblick bereiteten«. Er neigte dazu, andere sehr schroff oder sehr reserviert zu behandeln, während er selbst jedoch sehr empfindlich reagierte, wenn andere ihn in der gleichen Weise behandelten, und schnell beleidigt war. Der preußische Offizier von Scharfenort, der Clausewitz von der preußischen Allgemeinen Kriegsschule kannte und ihm im Großen und Ganzen wohlwollend gegenüberstand, sprach von seinem »oft ätzenden Witz« und seinem Sarkasmus, »der an Schärfe kaum übertroffen werden kann und ihm viele Feinde machte«. Als sich Clausewitz 1818 darum bemühte, preußischer Minister in London zu werden, zeigte Friedrich Wilhelm III. nur wenig Neigung, jemanden zu entsenden, der oft in Opposition zu seiner Politik stand. J.A. Rose, der britische Minister in Berlin, schrieb in seinen Briefen nach London über Clausewitz' »kühle und distanzierte Art«: »Sein Verhalten ist kühl und keineswegs beliebt; sein Wesen soll leidenschaftlich sein«. Schließlich bemerkte der Herzog von Cumberland, der Bruder des britischen Königs Georg IV., dass Clausewitz wohl kaum »einen solch hohen Posten eines Ministers am britischen Hof bekleiden könne, da er nicht für die Gesellschaft gemacht sei«[18]. Der Historiker Doepner weist darauf hin, dass Clausewitz (nach dem zeitweiligen Rückschlag, den er aufgrund seines sich selbst auferlegten Exils von 1812–1815 erlitt) immerhin im Alter von vierzig Jahren Generalmajor wurde und sich dennoch gegenüber seiner Frau ständig beschwerte, gekränkt und übergangen worden zu sein, obwohl es sich bei den wenigen Gelegenheiten, bei denen andere Offiziere ihm gegenüber bevorzugt wurden, gewöhnlich um ältere und erfahrenere Männer handelte[19]. Clausewitz war somit ein schwieriger Charakter, der sich in einer Bibliothek wohler fühlte als in den lebendigen Berliner Salons oder unter seinen Offizierskollegen.

Auf wessen Werken baute Clausewitz sein eigenes Gedankengefüge auf? Clausewitz' Ausbildung an der Kriegsakademie unter Scharnhorst war umfassend, wie sich in seinen Schriften zeigt. Der amerikanische Clausewitz-Spezialist Peter Paret fasst zusammen, dass »Clausewitz ein typischer gebildeter Vertreter seiner Generation war, der Vorlesungen über Logik und Ethik besuchte, die für die breite Öffentlichkeit bestimmt

---

17 Rochow/Motte-Fouqué, Vom Leben am preußischen Hofe, S. 38.
18 Zit. in: Doepner, Clausewitz als Soldat, S. 351, 354.
19 Ebd.

waren, einschlägige nicht fachspezifische Bücher und Artikel las und sich aus seinem kulturellen Umfeld einzelne Gedanken aus zweiter und dritter Hand aneignete«[20]. Somit finden wir Hinweise auf Strategen wie Montecuccoli, de Saxe, Feuquières, Santa Cruz, Puységur, Turpin, Guibert, Friedrich den Großen, Prince de Ligne, Maurillon, Venturini, de Silva, Lloyd und Berenhorst, den Nestor der neuen Garde preußischer Militärschriftsteller[21]. Zu den politischen Philosophen, deren Werke Clausewitz las, gehörten Robertson, Johannes von Müller, Ancillon, Gentz, Montaigne und Montesquieu (dessen Werk »Vom Geiste der Gesetze« (De l'Esprit des Lois) er bewusst als Modell für *Vom Kriege*[22] nutzte). Er las auch Kant, obwohl er von ihm wahrscheinlich nicht so stark beeinflusst wurde, wie einige gerne behaupten[23]. Das Verhältnis zwischen Clausewitz und Hegel wurde oft debattiert, der deutsche Clausewitz-Spezialist Schering verweist dabei auf Übereinstimmungen in ihren Schriften[24]. Wie wir sehen werden, waren auch die Sowjets davon überzeugt, dass Clausewitz von ihm beeinflusst wurde. Und dennoch gibt es keine eindeutigen Beweise dafür, dass Clausewitz Hegel gelesen oder seine Vorlesungen gehört hat; auch können seine Gedanken zur »doppelten Art des Krieges« kaum als dialektisch bzw. seine Gedanken über den absoluten Krieg als von Hegels »absoluten Gedanken« befruchtet verstanden werden, als die sie Lenin möglicherweise irrtümlich aufgefasst hat[25].

Im Gegensatz dazu wissen wir nicht nur mit Gewissheit, dass Clausewitz Machiavelli gelesen hat, sondern auch dass er von ihm besonders angetan war, da er mit dem Philosophen Fichte, der einen Artikel zur Verteidigung Machiavellis veröffentlicht hatte, über diesen in einen Schriftwechsel trat[26]. Clausewitz hatte Machiavellis *Il Principe* (Der Fürst), die *Discorsi* (Diskurse) und die *Arte della Guerra* (Die Kriegskunst) gelesen. Er teile seine Amoralität in der Diskussion des Krieges – bekanntermaßen nannte Machiavelli in seiner »Geschichte von Florenz« »jene Kriege gerecht, die notwendig sind, und jene Waffen heilig, die unsere letzte Hoffnung sind« (Bd 8). Clausewitz schrieb:

> »Kein Buch der Welt ist dem Politiker wichtiger als der Machiavel; die, welche Abscheu vor seinen Grundsätzen affektieren, sind eine Art humanistischer Petit-maîtres. Was er von der Politik der Fürsten in Beziehung auf die Untertanen sagt ist freilich größtenteils veraltet, weil sich der Zustand der Staaten seit seiner Zeit sehr geändert hat; gleichwohl ist manche herrliche Regel darin enthalten, die ewig wahr sein wird [...] Aber vorzüg-

---

20 Paret, Clausewitz and the State, S. 151.
21 Clausewitz, Politik und Krieg, S. 29 f.
22 Vom Kriege, Vorwort, S. 175.
23 Cohen, Von Kants Einfluß, S. 31 f. zit. in: Clausewitz, Politik und Krieg, S. 23–25.
24 Schering, Wehrphilosophie, S. 89–93 und S. 93–101.
25 Lenin in: Der Zusammenbruch der 2. Internationale, zit. in: Razin, Die Bedeutung, S. 379. Siehe auch Herberg-Rothe, Clausewitz und Hegel, S. 49–84.
26 Clausewitz, Verstreute kleine Schriften, S. 159–166.

> lich lehrreich ist [Machiavel] für die Politik der äußeren Verhältnisse, und alle Abscheulichkeit, welche man auf ihn wirft (freilich oft aus Ungeschicklichkeit, oft aus Unwissenheit, oft auch Affektion) fällt, wenn etwas daran wahr ist, auf die Lehre für das Verhalten gegen die Untertanen.«

Um Machiavelli die ihm gebührende Anerkennung zu zollen, musste man die Verhältnisse im Italien der Renaissance zu jener Zeit berücksichtigen:

> »Mit Beobachtung aller dieser Rücksichten wird man dem Machiavel wohl nichts anderes zur Last legen können als daß er mit einer gewissen Indezenz die Dinge bei ihrem wahren Namen genannt hat [...] Das 21. Kapitel in Machiavels Fürsten ist der Kodex aller Diplomatie, und wehe denen, die sich davon entfernen[27]!«

Kapitel 21 vom *Principe* trägt den Titel »Was sich für einen Herrscher zu tun schickt um zu Ansehen zu kommen« und beginnt mit den Worten: »Nichts verschafft einem Herrscher so großes Ansehen als bedeutende Unternehmungen und seltene Beispiele, die er durch seine Handlungen gibt«. Das wichtigste ist, dass der große Florentiner in diesem Kapitel sehr stark dafür eintritt, in den Konflikten anderer Partei zu ergreifen und Neutralität zu meiden[28]. Dies erschien Clausewitz außerordentlich prophetisch angesichts der Entscheidung seines eigenen Fürsten, eine Vereinbarung mit Napoleon zu erzielen, anstatt eine Koalition gegen ihn zu schmieden bzw. einer solchen beizutreten.

Wurde Clausewitz dadurch bei seiner Analyse der Politik und der zwischenstaatlichen Beziehungen zu einem Zyniker? Nicht, wenn wir ihn vor dem Hintergrund des politischen Denkens seiner Zeit betrachten. Sein Leben erstreckte sich über zwei sehr unterschiedliche Perioden, zwei verschiedene Geisteshaltungen. Er wurde in die Welt des *Ancien Régime* geboren, in der Soldaten, Künstler und andere Akademiker ihr Glück an jedem europäischen Hof suchten, der sie haben wollte, in der die Amtssprache und die Sprache des politischen Denkens Französisch war und in der die Menschen ihre Loyalität ihren Fürsten, ihrer Zunft, ihrer Stadt schuldeten. Es war diese Weltoffenheit unter den Eliten Europas und Amerikas, die es Männern wie dem Preußen Clausewitz und dem Schweizer Jomini gestatteten, bei den Streitkräften des Zaren eine Anstellung zu suchen. Und dennoch tat Clausewitz dieser Schritt, obgleich ihm ein Hauch des Kosmopolitismus im Stile des *Ancien Régime* anhaftet, im Geiste des neuen Zeitalters: eines Zeitalters, in dem der Nationalismus den Regnalismus (Loyalität zum eigenen Fürsten) ersetzt. Für Clausewitz war der Monarch lediglich der Vertreter des Volkes, die Verkörperung seiner Ehre und seines Ruhmes und nicht mehr der Vertreter Gottes auf Erden, als der er in früheren Zeiten angesehen wurde[29]. Somit war

---

27 In: Clausewitz, Politische Schriften, S. 63.
28 Machiavelli, Der Fürst, S. 92–95.
29 Bekenntnisdenkschrift (1812), in: Clausewitz, Politische Schriften, S. 85.

Clausewitz' Abreise nach Russland 1812 ein Symbol seiner Hingabe für die Befreiung Deutschlands von der französischen Unterdrückung, die ihn dazu brachte, seinen König zu verlassen, um einem anderen zu dienen, der seiner Ansicht nach mehr dafür tat, seinem eigenen und dem Feind Preußens Widerstand zu leisten.

Wir haben bereits festgestellt, dass Clausewitz die egalitären Ideale der französischen Revolution verabscheute. Dennoch war er für seine Zeit auch kein extremer Reaktionär. Und er dachte, dass für Preußen ein oligarchisches System das Beste wäre.

> »Die Regierung versammle um sich die Stellvertreter des Volkes, aus den Leuten gewählt, welche die wahren Interessen der Regierung theilen und dem Volke nicht fremd sind. Dies sei ihre erste Stütze, ihr Freund und Beistand, wie es seit hundert Jahren das Parlament dem König von England gewesen ist[30].«

(Erneut sehen wir den Einfluss seiner halbenglischen Ehefrau.)

Clausewitz lag mit der neuen philosophischen Schule von Fichte und Hegel ziemlich stark auf einer Linie, als er argumentierte, dass »die Ehre des Staates als heilig anzusehen ist« (was später von den Nationalsozialisten ehrfürchtig zitiert wurde)[31]. Peter Paret bezeichnete ihn als »glühenden Patrioten«, der begann, »den Staat als reinen Organismus der Macht, frei von jeglichem ideologischen Beiwerk zu sehen«[32].

In seinen Schriften zu Beginn der zwanziger Jahre des 19. Jahrhunderts erwartete Clausewitz bereits voller Ungeduld die Vereinigung der vielen Kleinstaaten in Mitteleuropa, in denen Deutsch gesprochen wurde: »Deutschland kann nur auf einem Wege zur politischen Einheit gelangen, dieser ist das Schwert, wenn einer seiner Staaten alle anderen unterjocht.« Aber Clausewitz war der Meinung, dass die Zeit dafür noch nicht gekommen war, auch konnte er nicht sagen, welcher deutsche Staat die anderen dominieren würde[33].

Worin unterscheidet sich Clausewitz von früheren Strategen? Weshalb messen wir ihm im Vergleich zu anderen Denkern (Machiavelli, Guibert, allen »Taktikern« des achtzehnten Jahrhunderts und seinem Zeitgenossen Henri Baron de Jomini (1779–1869), deren Schriften in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts bedeutend populärer waren) noch immer so viel Bedeutung bei[34]? Wie die meisten hervorragenden Werke war Clausewitz' *Vom Kriege* das beste einer ganzen Reihe von Büchern zu diesem Thema. Dazu gehörten auch Werke von Adam Heinrich Dietrich von Bülow (1757–1807), einem anderen Preußen. Bülow interessierte sich außerordentlich für mathematische Regeln und geometrische Formatio-

---

30 Zit. in: Schwartz, Leben des Generals, S. 290 f.
31 Stodte, Die Wegbegleiter, S. 52.
32 Paret, Clausewitz and the State, S. 439.
33 Clausewitz, Umtriebe (datiert zwischen 1819 und 1823), in: Clausewitz, Politische Schriften, S. 171.
34 Kreker, Antoine Baron de Jomini, S. 118–124.

nen. Man erinnert sich seiner hauptsächlich aufgrund seiner in seinem *Geist des neuen Kriegssystems* (1799) aufgestellten Behauptung, dass »es immer möglich sei, die Schlacht zu vermeiden«[35]. In einem Essay aus dem Jahre 1805 kritisierte der knapp 25-jährige Clausewitz den Altmeister Bülow entschieden in einigen Fragen. Bülow hatte Strategie als »die Wissenschaft kriegerischer Bewegungen außerhalb dem Gesichtskreis des Feindes, Taktik innerhalb dessen«[36] definiert; Clausewitz erachtete diese Definition als zu mechanisch. Er lehnte Bülows Überzeugung, dass Schlachten Angelegenheiten nicht entschieden und vermieden werden konnten, als völlig falsch ab. Für ihn war Bülows Ansicht, dass in der Kriegskunst das Höchste darin bestand, »große Wirkungen durch geringe Mittel« hervorzubringen, zu weit entfernt vom Gleichgewicht der Kräfte in einer bestimmten Lage, und er erachtete dessen mangelndes Interesse an Moral und die Betonung des mathematischen Kalküls als unreif. Ziemlich unbarmherzig schrieb Clausewitz, man könne Bülow den »militärischen Kinderfreund« nennen.

Ein anderer Zeitgenosse war Erzherzog Karl von Österreich (1771–1847), der erfolgreichste General im Kampf gegen Napoleon, da er in der Schlacht von Aspern Essling den Sieg für Österreich errang und dafür sehr bewundert wurde. Neben seinen eigenen beachtlichen militärischen Erfolgen auf dem Schlachtfeld leistete er einen Beitrag zur Kriegsliteratur, als er im Jahre 1806 die *Grundsätze der höheren Kriegskunst* und 1814 die *Grundsätze der Strategie* veröffentlichte. Er verwandte viele Ideen von Bülow, insbesondere dessen geometrische Diskussion von Operationen[37]. Aber Erzherzog Karls Schriften sind insgesamt kürzer als *Vom Kriege* und ganz und gar als Lehr- und Handbücher für Offiziere gedacht, wodurch die analytisch-philosophischen Teile sehr kurz kommen.

Weitere Werke über den Krieg wurden von den preußischen Militärreformern geschrieben, die die Französische Revolution und die napoleonischen Kriege erlebt, die schändliche und erbärmliche Niederlage ihres eigenen Landes gesehen hatten und ihre Energie auf die Reform des preußischen Militärs konzentrierten, um es für den Kampf um die Freiheit ihres Landes von der französischen Besatzung bereit zu machen. Georg Heinrich von Berenhorst (1733–1814) wird in der Regel als erster genannt. Berenhorst war der uneheliche Sohn des Fürsten Leopold I. von Anhalt-Dessau. Er nahm am Siebenjährigen Krieg teil und schrieb später die *Betrachtungen über die Kriegskunst* in drei Bänden (1796 und 1798, 1798, 1799). Wie Clausewitz nach ihm hob er die Bedeutung der Moral der Truppe, der Entschlossenheit des Charakters des Führers sowie von Glück bzw. Zufällen hervor. Sein dreibändiges Werk war aber auch nur als Lehrbuch gedacht.

---

35 Bülow, Geist.
36 Clausewitz, Verstreute kleine Schriften, S. 65–88.
37 Gat, The Origins, S. 95–105.

Scharnhorst hat Anspruch auf Seniorität, denn er war der Lehrer einer ganzen Generation preußischer Strategen, darunter Clausewitz selbst sowie Otto August Rühle von Lilienstern (1780–1847). Scharnhorst lenkte die Aufmerksamkeit seiner Studenten auf die psychologischen und politischen Faktoren eines Krieges, die Bedeutung der Moral der Streitkräfte und das Genie des Befehlshabers. Er war ebenfalls produktiv: Zu seinen Werken gehörte ein Handbuch für Offiziere. 1797 schrieb er zusammen mit Friedrich von der Decker eine *Entwicklung der allgemeinen Ursachen des Glücks der Franzosen in dem Revolutionskriege,* in der er in einigen Einzelheiten die Anziehungskraft der Französischen Revolution und ihrer Ideale für Intellektuelle, die Jugend und jene, die sich um soziale Gleichheit sorgten, analysiert und dabei erläutert, wie sich diese Ideale auf ihre politischen Aktivitäten und auch auf ihre Kriegführung auswirkten. 1801 begann er in seinen Schülern an der Kriegsakademie das Interesse an Montesquieus *Der Geist der Gesetze*[38] zu wecken. Darüber hinaus glaubte Scharnhorst, dass es besondere Grundsätze gibt, die aus den Daten früherer Kriege abgeleitet werden können: »Die großen Feldherren der Geschichte, Hannibal, Scipio, Caesar; und in neueren Zeiten Turenne, Montecuccoli, der Marechal von Sachsen und Friedrich, studierten die Grundsätze ihrer Kunst«[39]. Auch Scharnhorst blieb in seinen wichtigsten Schriften – dem *Handbuch* und dem *Militärischen Taschenbuch zum Gebrauch im Felde* aus dem Jahre 1793 – im Genre der Lehrbücher stecken.

Ein anderer preußischer Schriftsteller dieser Zeit war General Friedrich Constantin von Lossau (1767–1833), der 1815 ein Buch mit dem Titel *Der Krieg: für wahre Krieger* veröffentlichte[40]. Dieses Werk hätte das größte Potenzial gehabt, *Vom Kriege* zumindest in Sachsen und Preußen zur Konkurrenz zu werden, aber es ist nur in wenigen Exemplaren erhalten, wurde nie neu aufgelegt und kaum zitiert.

Wie wir in den folgenden Kapiteln sehen werden, bauen viele der wichtigsten Gedanken Clausewitz' auf den Erkenntnissen der oben Genannten auf. Dennoch erreichte er einen wesentlich höheren Grad der Abstraktion als die meisten seiner Kollegen, indem er seine Schlussfolgerungen über Krieg aus den Zeugnissen von 130 historischen Schlachten zog, die er genau studiert hatte, ohne sich dabei in Einzelheiten zu verlieren. Im Gegensatz zu anderen Schriftstellern seiner Generation betonte Clausewitz in erster Linie das sich ändernde Wesen der Strategie und Taktik im Laufe der Geschichte. Wenn er Alexander, Cäsar, Friedrich den Großen und Napoleon in einem Atemzug nannte, so tat er dies nur, um ihr militärisches Genie oder die Bedeutung von Disziplin in ihren Streitkräften zu zeigen, weniger als Nachweis, dass sie alle die gleichen Grundsätze angewandt hatten, die sie zum Erfolg führten (wie zum Beispiel

38 Scharnhorst, Militärische Schriften, S. 199–203.
39 Scharnhorst – Ausgewählte Schriften, S. 200.
40 Lossau, Der Krieg.

»innere Linien« oder »indirekte Annäherung«). Tatsächlich wies er ausdrücklich alle monokausalen Erklärungen ihres Erfolgs zurück[41].

Und so formulierte Clausewitz seine Kritik an vielen Denkern der vorherigen Generation:

> »Man hatte früher unter dem Namen von Kriegskunst oder Kriegswissenschaften immer nur die Gesamtheit derjenigen Kenntnisse und Fertigkeiten verstanden, welche sich mit den materiellen Dingen beschäftigen. Die Einrichtung und Zubereitung und der Gebrauch der Waffen, der Bau von Festungen und Schanzen, der Organismus des Heeres und der Mechanismus seiner Bewegungen waren die Gegenstände dieser Kenntnisse und Fertigkeiten [...] Dies alles verhielt sich zum Kampf selbst nicht viel anders wie die Kunst des Schwertfegers zur Fechtkunst [...] Von den eigentlichen Bewegungen des Geistes und Mutes [...] war noch nicht die Rede[42].«

Clausewitz' Zeitgenossen sowie Strategen vor und nach ihm neigten in der Tat dazu, starre Verhaltensregeln festzulegen, die sich insgesamt als zu eng erwiesen hätten, um den Veränderungen in der Kriegführung stand zu halten, die sich zum Beispiel aus der Innovation der Technik ergaben. Die sinnlosen Angriffe des Ersten Weltkriegs zeugten eher von der starren und stupiden Anwendung dieser Regeln anstatt von einer intelligenten Betrachtung der wichtigsten Prämissen, wie Clausewitz empfohlen hätte. Clausewitz selbst hatte zum Ziel, eine Kriegstheorie zu entwickeln, die eine Betrachtung des Gegenstands sein sollte und keine Lehre, nach der man in bestimmten Fällen zu handeln hätte: Die Theorie sollte eine Vertrautheit mit dem Gegenstand erzeugen, die ihrerseits in Können und Kunst übergeht, ohne zu einem engen Korsett aus Grundsätzen und Regeln zu werden[43].

In seinem 1838 (d.h. nach Clausewitz' *Vom Kriege*) erschienenen *Précis de l'art de la guerre* (Abriss der Kriegskunst) bemängelte Jomini (Clausewitz' wichtigster frankophoner Rivale), der unter Napoleon und, wie Clausewitz, in der zaristischen russischen Armee gekämpft hatte, an Clausewitz: »Außerdem zeigt sich der Autor etwas zu skeptisch in bezug auf die Kriegswissenschaft: Sein erster Band ist nichts als eine Deklamation gegen jede Lehre des Krieges, während die beiden anderen, mit Hauptlehren angefüllt, beweisen, daß der Verfasser an die Wahrhaftigkeit seiner Lehrsätze glaubt, wenn nicht an die Anderer[44].«

Und in der Tat formulierte Clausewitz, genau wie Jomini behauptete, eine Reihe von Lehren, die in seinem Hauptwerk wiedergegeben werden.

---

41 Siehe z.B. seine Ablehnung der »Überraschung« als Schlüssel für den Erfolg, Drittes Buch, Kapitel 9. Er betrachtete sie früher als Schlüssel zum Erfolg, siehe Vom Kriege, S. 1070.

42 Vom Kriege, S. 279.

43 Ebd., S. 290 f.

44 Jomini, Précis de l'Art, S. 13.

Die prägnanteste Zusammenfassung seiner Aussagen wurde in einer Nachricht gefunden, die Clausewitz wahrscheinlich 1827 schrieb[45].

»– daß die Verteidigung die stärkere Form [der Kriegführung] mit dem negativen Zweck, der Angriff die schwächere mit dem positiven Zweck ist;
– daß die großen Erfolge die kleinen mitbestimmen;
– daß man also die strategischen Wirkungen auf gewisse Schwerpunkte zurückführen kann;
– daß eine Demonstration eine schwächere Kraftverwendung ist als ein wirklicher Angriff, daß sie also besonders bedingt sein muß;
– daß der Sieg nicht bloß in der Eroberung des Schlachtfeldes, sondern in der Zerstörung der physischen und moralischen Streitkraft besteht, und daß diese meistens erst im Verfolgen der gewonnenen Schlacht erreicht wird;
– daß der Erfolg immer am größten ist, wo man den Sieg erfochten hat;
– daß also das Überspringen von einer Linie und Richtung [des Angriffs] auf die andere nur als ein notwendiges Übel betrachtet werden kann;
– daß die Berechtigung zum Umgehen nur von der [eigenen] Überlegenheit überhaupt oder von der Überlegenheit der eigenen Verbindungs- und Rückzugslinie über die des Gegners entstehen kann;
– daß Flankenstellungen also auch durch dieselben Verhältnisse bedingt werden [wie im vorherigen Punkt dargelegt];
– daß sich jeder Angriff im Vorgehen schwächt[46].«

Mit diesen Sätzen stand Clausewitz kurz davor, seine eigenen vereinfachten Regeln festzulegen. Darüber hinaus eignete sich das, was er in *Vom Kriege* als Wesen des Krieges beschrieb, wie wir sehen werden, durchaus hier und da zur Ableitung starrer, vereinfachter Regeln.

Dennoch wollte Clausewitz sich mehr als jeder andere Stratege seiner Zeit von einfachen mechanistischen Regeln lösen. Sein Ziel war es, den Leser das Nachdenken über Krieg zu lehren, anstatt ihm Rezepte für festgelegte Schlachtordnungen zu geben. Insbesondere in seinem Unterricht für den zukünftigen König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen wollte Clausewitz seinen Schüler lehren, was zu beachten ist, wenn man selbst entscheiden muss, was zu tun ist, anstatt ihm fertige Antworten zu liefern.

Clausewitz gab selbst an, dass sein Ziel beim Verfassen von *Vom Kriege* darin bestand, »manchen Faltenkniff in den Köpfen der Strategen und Staatsmänner auszubügeln«, was ihr Verständnis vom Krieg anbetrifft, sowie »den Geist des zukünftigen Führers im Kriege [zu] erziehen oder vielmehr ihn bei seiner Selbsterziehung [zu] leiten, nicht aber ihn auf das Schlachtfeld zu begleiten; so wie ein weiser Erzieher die Geistesentwicklung eines Jünglings lenkt und erleichtert, ohne ihn darum das ganze

45 Bezüglich der Datierung siehe Gat, The Origins, S. 255–263.
46 Vom Kriege, S. 182 f.

Leben hindurch am Gängelbande zu führen«[47]. In vielerlei Hinsicht bietet Clausewitz somit etwas, nach dem nur wenige Militärpraktiker suchen. Während sie eher auf der Suche nach lehr- und lernbaren Faustregeln sind, die auf sehr unterschiedliche Situationen anwendbar sind und die ihnen dabei helfen können, für Entscheidungsprozesse in schwierigen Situationen des Kampfes Patentlösungen zu finden, liefert Clausewitz hauptsächlich philosophische Reflektionen über das Wesen des Krieges, die sich nur schwer in einfache, einprägsame Handlungsanweisungen umsetzen lassen. Infolgedessen erfuhr *Vom Kriege* in den ersten einhundert Jahren nach seiner Erscheinung weitaus weniger Wertschätzung als man angesichts der Hochachtung vermuten könnte, die Clausewitz seitdem und insbesondere seit dem Ende des zwanzigsten Jahrhunderts entgegengebracht worden ist.

3. Das Echo auf *Vom Kriege*

Die Rezeption von Clausewitz' posthum erschienenem Werk ist ausführlich studiert worden von Ulrich Marwedel, Christopher Bassford und Olaf Rose[48]. Als *Vom Kriege* in den Jahren 1832–1834 zum ersten Mal erschien, erregte es in der deutschsprachigen Welt großes Aufsehen. Von Anfang an waren selbst seine Bewunderer kritisch, als sie zugaben, dass die »Rosinen« in Clausewitz' Schrift in dem Schwall von Prosa manchmal nur schwer zu finden waren und dass sie sich kaum für oberflächliche Studien eignet. Ein früher Kritiker meinte, nur »der beharrliche Forscher« könne darauf hoffen, ein angemessenes Verständnis des Werkes zu erreichen. Eine zeitgenössische Militärzeitschrift kommentierte: »Die Sprache des Verfassers ist überaus gediegen, aber nicht immer so populär, um von dem großen Haufen verstanden zu werden. Diese Schrift will daher nicht bloß gelesen, sie will studiert sein.« Sophie Gräfin Schwerin (im Vorwort zitiert) befand sich in einer kleinen Minderheit, als sie schrieb, Clausewitz mache es seinen Lesern leicht, seiner Logik zu folgen. 1838 schrieb der französische Militärschriftsteller J. Rocquancourt: »Les Prussiens qui avaient fait grand bruit de cet ouvrage commencent à s'apercevoir de tous ses défauts.« (Die Preußen, die eine Menge Lärm um dieses Werk gemacht haben, beginnen, alle seine Mängel zu erkennen[49].) Im gleichen Jahr schrieb Jomini widerstrebend,

> »Man wird dem General von Clausewitz nicht ein bedeutendes Wissen und eine gewandte Feder bestreiten können; aber diese, zuweilen etwas

---

47 Vom Kriege, S. 180 und S. 291.

48 Marwedel, Carl von Clausewitz; Bassford, Clausewitz in English; Rose, Clausewitz.

49 Zit. in: Marwedel, Carl von Clausewitz, S. 108–112.

vagabondirender Statur, ist vor Allem ein wenig zu anspruchsvoll für ein didaktisches Werk, in welchem Einfachheit und Klarheit das erste Erforderniss sind. Ausserdem zeigt sich der Autor etwas zu skeptisch in Bezug auf die Kriegswissenschaft [...]

Was mich betrifft, so habe ich in diesem gelehrten Labyrinth nur eine kleine Zahl erleuchteter Gedanken und hervorragender Aufsätze finden können, und weit entfernt die Zweifelsucht des Verfassers zu theilen, würde mich kein Werk mehr als das seinige die Nothwendigkeit einer guten Theorie haben fühlen lassen[50].«

Vom Kriege sicherte sich unter dem Einfluss von Helmuth Graf von Moltke d. Älteren (1800–1891) seinen Platz in der militärischen Ausbildung in Preußen. Als er preußischer Generalstabschef wurde, kümmerte er sich nicht nur darum, dass der preußische Generalstab eine gute Ausbildung erhielt, sondern sorgte auch dafür, dass *Vom Kriege* Bestandteil des Lehrplans wurde. Einem französischen Journalisten sagte Moltke, Clausewitz habe nach der Bibel, Homer, Littrow und Liebig den größten Eindruck in ihm hinterlassen[51].

Da *Vom Kriege* zu einem Standardwerk in der Ausbildung preußischer Offiziere geworden war, wurden somit die militärischen Siege Preußens von 1864, 1866 sowie 1870–71 verschiedentlich dem Einfluss Clausewitz' zugeschrieben[52]. Die deutschen »Epigonen« Clausewitz' wie Schlichting, Freytag-Loringhoven, Caemmerer, Goltz, Bernhardi tendierten aber in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts dazu, ihre Werke mit aus dem Kontext gerissenen, klingenden Zitaten aus *Vom Kriege* zu spicken, ohne sich der Komplexität des Werkes bewusst zu werden. Sie waren darüber hinaus fixiert auf die militärischen Konsequenzen der großen technischen Neuerungen, die das Jahrhundert gebracht hatte, und beseelt vom Nationalismus, Militarismus und Sozialdarwinismus der Zeit. Sie setzten sich in den wenigsten Fällen mit den großen Widersprüchen des Werkes auseinander, und benutzten es wie Caemmerer, um ihre eigenen Lehren zu untermauern, oder wie später Goltz und Bernhardi, um es zumindest in wichtigen Teilen für obsolet zu erklären (und ihre eigenen Werke implizit als besseren Ersatz anzupreisen)[53].

Es waren jedoch nicht nur Studenten der Kriegsschule und anderer Militärakademien, die *Vom Kriege* lasen. Karl Marx und Friedrich Engels lasen beide Clausewitz und kamen nicht umhin, ihm Anerkennung zu zollen. Engels schrieb vielsagend: »Sonderbare Art zu philosophieren, der Sache nach aber sehr gut[54].« Für ihn hatte Clausewitz' Stil »ein sehr hohes Niveau«, und er zählte ihn »auf seinem Gebiet ebenso zu den Klassikern der Welt wie Jomini«. An anderer Stelle nannte er ihn »einen Stern erster

50 Jomini, Précis de l'Art, S. 13.
51 Kessel, Moltke, S. 108.
52 Zit. in: Marwedel, Carl von Clausewitz, S. 119.
53 Echevarria, Borrowing, S. 274–292.
54 Marx/Engels, Briefwechsel, S. 336.

Größe«[55]. Marx seinerseits war der Meinung, dass Clausewitz über »common sense der an Witz grenzt«[56] verfügte.

Dennoch verwies Engels bedeutend öfter auf Jomini als auf Clausewitz und schrieb 1853 in einem persönlichen Brief, »das Naturgenie Clausewitz will mir trotz mancher hübscher Sachen nicht recht zusagen«[57]. Engels' Schriften belegen, dass er von den wichtigsten Gedanken in Clausewitz' Werk nicht besonders beeinflusst wurde. So schrieb er 1855, nachdem er *Vom Kriege* gelesen hatte, »der [militärische] Führer, der von politischen Überlegungen beeinflußt wird bzw. der mit fehlender Entschlossenheit handelt, wird sein Heer unbedingt verlieren«[58] (Engels war sich übrigens sowohl in physischer als auch sozialer Hinsicht der Auswirkungen wohl bewusst, die Veränderungen in der militärischen Ausrüstung mit sich bringen konnten und widmete der umwälzenden Wirkung der Feuerwaffen besondere Aufmerksamkeit[59], wohingegen Clausewitz den Auswirkungen derartiger technischer Veränderungen auf den Krieg wenig Beachtung schenkte.) Wie wir sehen werden, war Lenin, der in die Fußstapfen von Marx und Engels trat, ein großer Bewunderer von Clausewitz.

In der französischsprachigen Welt dauerte es wesentlich länger bis Clausewitz populär wurde, nicht nur aufgrund der großen Sprachbarriere – in einer Schrift aus dem Jahre 1840 tat Rocquancourt Clausewitz' Stil als »quelquefois assez peu intelligibles« (gelegentlich etwas unverständlich)[60] ab – sondern auch, weil er in Jomini, der wichtigsten Person in der französischsprachigen Welt für die Analyse der napoleonischen Kriegführung, einen wohlplatzierten Konkurrenten hatte. Neben der Sprache war auch sein langes Leben ein Vorteil für Jomini. Er war somit bis zum Ende des neunzehnten Jahrhunderts wesentlich einflussreicher als Clausewitz, insbesondere außerhalb Preußens[61], und blieb der meistgelesene Interpret der Strategie Napoleons in Frankreich und den Vereinigten Staaten.

Und ebenso wie Clausewitz eine Abneigung gegen das Französische hatte, weil ihm die Art fremd war, in der die französische Grammatik Gedankenmuster diktiert, fanden Französisch sprechende seine deutsche Prosa schwer verständlich. Der älteste Sohn des französischen Königs Louis-Philippe, der Herzog von Orléans, gab eine Übersetzung des Werks *Vom Kriege* in Auftrag, die nie fertiggestellt wurde, sowie eine Zusammenfassung als »Résumé des principes de Clausewitz«, die bezeichnenderweise von einem polnischen Emigranten, Louis de Szafraniec Bystrzonowski, in Französisch geschrieben wurde und über mehrere Monate des

---

55 Marx/Engels, Werke, zit. in: Marwedel, Carl von Clausewitz, S. 180.
56 Marx/Engels, Briefwechsel, S. 339.
57 Zit. in: Gat, The development, S. 230.
58 Engels, The European War, zit. in: Kondylis, Theorie des Krieges, S. 150.
59 Zit. in: Kondylis, Theorie des Krieges, S. 173.
60 Zit. in: Marwedel, Carl von Clausewitz, S. 232.
61 Gat, The Origins, S. 128–130.

Jahres 1845 in der Zeitschrift »Le Spectateur militaire« und anschließend im Jahre 1846 in Buchform erschien. Die erste vollständige Übersetzung wurde 1849–51 von einem Belgier, dem Kommandant Neuens angefertigt. Der erste umfangreiche Kommentar folgte 1853, erstmals von einem Franzosen, Captain de la Barre-Duparcq. Allerdings war seine Einschätzung sehr kritisch. Er beschrieb *Vom Kriege* als eine metaphysische Abhandlung, in der eine enorme Menge an militärischen Überlegungen zusammengestellt wurde, die aber kaum Gemeinsamkeiten haben und von denen angegeben sei, dass sie auf historischen Beispielen basierten, ohne dass klare Beweise vorgelegt würden. Folglich dachte er, dass »das aufgeklärte Studium von [*Vom Kriege*] für [erfahrene] Offiziere von Nutzen wäre [...] um den Raum ihrer theoretischen Gedanken zum Krieg zu erweitern; aber was junge Offiziere anbelangt, so empfehle ich ihnen nicht [*Vom Kriege*] zu lesen, da es ihren Geist verwirren könnte«[62].

Trotz dieser Übersetzung wurde Clausewitz bis in die achtziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts in Frankreich kaum gelesen. Nach dem Debakel des Deutsch-Französischen Krieges von 1870–1871 konzentrierten die Franzosen ihre Aufmerksamkeit hauptsächlich darauf, die preußischen Streitkräfte zu kopieren bzw. in gewisser Weise von ihnen zu lernen[63]. In Gliederung und Verwaltung des französischen Heeres wurden zahlreiche Reformen durchgeführt, so wurde ein neuer Generalstab geschaffen und die von Preußen entwickelte Brigade-Division-Korps-Gliederung eingeführt. Die Stabsakademie wurde 1876–78 reformiert und 1880 in *École supérieure de guerre* umbenannt, wobei die preußische *Kriegsakademie* Modell stand. General Jules Lewis Lewal, der im Jahre 1877 der Gründungsdirektor der *École de guerre* und für kurze Zeit Kriegsminister war, nahm Clausewitz in den Pantheon der großen militärischen Denker auf – zusammen mit de Saxe, Guibert, Jomini und anderen. In Bezug auf Clausewitz' Ideen, stimmte Lewal mit Clausewitz darin überein, dass die Bedeutung der Schlacht, die Konzentrierung der Kräfte und eine flexible, offensive Abwehr besonders hervorzuheben sind. Vor allem begeisterte ihn jedoch die Rolle des Willens, *la volonté*, nach der die Willenskraft wichtiger ist als Zahlen[64]. In ihrer Ursachenforschung nach der Niederlage von 1870–71, wandten sich die meisten französischen Strategen, einschließlich Adolphe Thiers, Historiker und erster Präsident der 1871 gegründeten Dritten Französischen Republik, allerdings bald wieder Napoleon und seinem anderen Interpreten Jomini zu bzw. studierten von neuem Napoleons Strategien auf der Grundlage der historischen Belege. So erwähnte General Henri M.A. Berthaut, der über *Grundsätze der Strategie* (so der Titel seines Werks aus dem Jahre 1881) nachdachte, Clausewitz nicht ein einziges Mal, obgleich er sich der Gedanken anderer Militär-

62 Zit. in: Marwedel, Carl von Clausewitz, S. 235.
63 Contamine, La Revanche, S. 25–37.
64 Lewal, Stratégie, S. 6–8.

schriftsteller, insbesondere Napoleons, des Erzherzogs Karl und Jominis, großzügig bediente[65].

Die *École de guerre* war in stärkerem Maße handwerklich orientiert als ihr deutsches Äquivalent, sie förderte bei ihren Studenten nicht das freie Denken und es wurden keine besonders kohärenten Lehren vermittelt[66]. Dennoch breitete sich Clausewitz' Einfluss auch in dieser Einrichtung aus. Zu den Dozenten, die sich für Clausewitz interessierten, gehörten neben Lewal auch Cardot, Maillard, Bonnal, Langlois, Cherfils und Niox. Zu der nachfolgenden Generation, d.h. ihren Schülern, zählten Foch, Leblond, Lanrezac und Ruffey[67]. Major Lucien Cardot hielt dort 1885 Vorlesungen über Clausewitz. Aber die Mehrzahl der französischen Strategen blieb Clausewitz gegenüber skeptisch. Henri Bonnal, Dozent und später Kommandant der Schule, der auch an den französischen Kriegsplänen für den Ersten Weltkrieg mitarbeitete, kritisierte Clausewitz dafür, dass er Napoleons Umfassungsstrategie, das *manoeuvre sur les derrières* nicht genügend berücksichtigte und in Bezug auf Napoleon etwas primitiv schrieb, er würde die feindlichen Streitkräften immer direkt anstatt gelegentlich indirekt angreifen. Er war der Meinung, das preußische Heer sei ebenso primitiv in seiner Strategie. Napoleon sei subtiler vorgegangen und für Frankreich sei es sinnvoller, diesem Beispiel zu folgen anstatt dem preußischen bzw. deutschen[68].

Die zweite französische Übersetzung von *Vom Kriege* erschien erst 1886–87 in Paris unter dem Titel *Théorie de la grande guerre* von Oberst de Vatry. Wie er in seiner Einleitung schrieb, »sind es die schmerzhaften Erinnerungen an unsere Desaster [den Krieg von 1870–71] und die Suche nach den Ursachen dafür, die zu der Idee geführt haben, ein Werk bekannt zu machen, aus dem der Sieger von 1871 mehr als nur eine Lehre gezogen hat«[69]. Der französische Militärschriftsteller Guillon erläuterte: »Es ist die Lehre von Clausewitz, nach der die Sieger von Sadowa und des französisch-deutschen Krieges ausgebildet wurden. Unsere Generale sind bei der von Jomini stehengeblieben«, wogegen Clausewitz natürlich ein »direkter Lehrmeister von Moltke« war. Bezeichnenderweise (aus Gründen, die wir im nächsten Kapitel näher erläutern werden), hat de Vatry zuerst die mittleren Bücher aus *Vom Kriege* übersetzt, die die praktischen, auf die Kriegführung orientierten sind, und hatte die theoretischen Bücher eins und zwei zunächst weggelassen. Der Hauptmann Georges Gilbert schrieb 1887 eine Studie zu Clausewitz, in der er diese ersten beiden Bücher als »philosophische Abschweifungen« bezeichnete, während er, ganz im Geiste seiner Zeit, die mittleren Bücher als angebliche Doktrin

---

65 Berthaut, Principes.
66 Porch, Clausewitz and the French, S. 292 f.
67 Gat, The development, S. 132.
68 Ebd., S. 126–128.
69 Zit. in: Marwedel, Carl von Clausewitz, S. 237.

der Offensive um jeden Preis pries[70]. In den folgenden Jahren erfreute sich Clausewitz in diesem Kontext etwas größerer Beliebtheit unter der militärischen Elite Frankreichs. Dies ging soweit, dass Guillon in einem 1899 veröffentlichten Buch mit dem Titel *Unsere Militärschriftsteller* Clausewitz als den größten Militärschriftsteller des Jahrhunderts nach Napoleon bezeichnete[71].

Neben Clausewitz wurden Wilhelm von Blume und insbesondere Colmar von der Goltz von französischen Militärfachleuten häufig gelesen. (Deutsch war die einzige Fremdsprache, die an der *École der guerre* gelernt werden musste.) Aber die französische Begeisterung für Clausewitz währte nicht lange und blieb ein Phänomen der Elite in Frankreich[72]. Schon 1911 schrieb Oberst Camon, »heute wird er nicht mehr gelesen«[73]. Viele andere führende Strategen zeigten höchstens, dass sie indirekt ein paar Zitate von Clausewitz kannten, die aus dem Kontext herausgerissen waren. So zitierte der französische Admiral Raoul Castex in seinem bedeutenden Buch *Strategische Theorien* »Clausevitz« [sic] in vier Bänden kaum ein dutzend Mal[74]. General Palats (1882–1931) Versuch von 1921, Clausewitz' Kriegsphilosophie zu popularisieren, stieß anfangs auf wenig Resonanz[75]. Diese Flaute in der französischen Lektüre *Vom Kriege* anfang des 20. Jahrhunderts sollte sich erst kurz nach dem Zweiten Weltkrieg ändern, als es unter den französischen Intellektuellen als chic galt, eine Meinung zu Clausewitz zu haben.

In der englischsprachigen Welt war John Mitchell (1785–1859), später Generalmajor des britischen Heeres, die erste Person des öffentlichen Lebens, die sich für Clausewitz einsetzte. Er hatte nur einen Teil von Clausewitz' Werk gelesen – wie es scheint vor allem zur Militärgeschichte – aber beschrieb es 1839 als beispielhaft[76]. Mitchell bemerkte, dass Clausewitz »ein sehr kompetentes, obgleich sehr ausführliches, und oft schwer verständliches Buch über Krieg« geschrieben hatte, und er übernahm Clausewitz' Beschreibung des Krieges als einen Akt menschlichen Verkehrs anstatt einer Kunst oder Wissenschaft[77]. Ansonsten war die britische Stabsakademie durch die Werke von Sir William Napier, Sir Patrick MacDougall und Sir Edward Bruce Hamley (alles Offiziere) bis zum Ende des neunzehnten Jahrhunderts von der Jominischen Tradition beeinflusst.

Vom Kriege wurde 1873 in der Übersetzung von Oberst James John Graham zum ersten Mal in Großbritannien veröffentlicht, allerdings

---

70 Colson, La première traduction, S. 355.
71 Zit. in: Marwedel, Carl von Clausewitz, S. 243 f.
72 Carrias, La Pensée militaire française, S. 253.
73 Camon, Clausewitz, S. VI.
74 Castex, Théories, Bd 1, S. 4.
75 Palat, La philosophie.
76 Luvaas, The Education, S. 48.
77 Mitchell, Thoughts, S. 7 f.

wurden nur einige wenige Exemplare verkauft[78]. Es gibt kaum Beweise dafür, dass er vor der Jahrhundertwende oft gelesen wurde. Im Jahre 1889 kritisierte Oberstleutnant George F.R. Henderson, Dozent für Militärgeschichte in Camberley, diese Tradition und stellte wichtige Werke der deutschen Schule vor[79]. In einer Vorlesung im Jahre 1894 nannte er Clausewitz »den tiefgründigsten aller Schriftsteller zum Thema Krieg«. Allerdings fügte er sarkastisch hinzu, »Clausewitz war ein Genie, aber Genies und kluge Menschen haben die betrübliche Angewohnheit davon auszugehen, daß alle das verstehen, was ihnen selbst völlig klar ist[80].«

In den folgenden Jahren verhalf das Interesse, das der Chichele-Professor für Kriegsgeschichte in Oxford, Spencer Wilkinson, an seinen Schriften zeigte, Clausewitz in Großbritannien indirekt zum Durchbruch. Das Interesse an ihm loderte direkt nach dem Burenkrieg auf und erreichte etwa in der Dekade vor dem Ersten Weltkrieg[81] seinen Höhepunkt. Wie wir in Kapitel 6 sehen werden, erlangte er besondere Bedeutung, indem er das Denken von Sir Julian Corbett beeinflusste, dem wichtigsten und interessantesten britischen Schriftsteller zur Seestrategie seiner Zeit. Nach dem Ersten Weltkrieg wurde Clausewitz jedoch zum Popanz, weil der häufig gelesene Captain Sir Basil Liddell Hart ihm die Schuld für das verschwenderische Ausmaß der Strategie in diesem Krieg gab. Wie der amerikanische Clausewitz-Spezialist Christopher Bassford meint, entwickelte Großbritannien eine »Tradition der Clausewitz-Diffamierung«. J.F.C. Fuller, neben Liddell Hart der bekannteste britische Strategieschriftsteller in der Zeit zwischen den Weltkriegen, nannte *Vom Kriege* »kaum mehr als eine Masse von Anmerkungen, eine Wolke aus Flammen und Rauch«[82]. Nach einem weiteren Weltkrieg und mehreren kleineren Kriegen lenkte Fuller ein, als er einem Bekannten schrieb, dass seiner Meinung nach »Clausewitz auf einer Ebene mit Kopernikus, Newton und Darwin steht – alle waren kosmische Genies, die die Welt erschütterten«[83].

Erst kürzlich nahm der populäre Militärschriftsteller John Keegan diese Tradition der »Clausewitz-Diffamierung«[84] wieder auf. Allerdings ist Großbritannien auch die Heimat von einigen der größten Bewunderer Clausewitz'. Dazu gehörten Feldmarschall Sir Claude Auchinleck (1884–1981)[85], Professor Sir Michael Howard (1922–), der den Fachbereich Kriegsstudien am King's College der Universität London gründete und einer von Wilkinsons Nachfolgern in Oxford war, nachdem er selbst Mitte der 70er Jahre die populärste aller Übersetzungen von *Vom Kriege*

78 Bassford, Clausewitz in English, S. 56.
79 Gat, The development, S. 5–16.
80 Henderson, The Science, S. 173.
81 Bassford, Clausewitz in English, S. 75.
82 Fuller, The Dragon's Teeth, S. 66 f.
83 Zit. in: Bassford, John Keegan, S. 331.
84 Keegan, A History.
85 Bassford, Clausewitz in English, S. 74.

auf Englisch herausgegeben hatte, sowie Professor Colin Gray, der die amerikanische Regierung unter Präsident Ronald Reagan in Strategiefragen beriet, und bis heute auf beiden Seiten des Atlantiks zu den führenden Strategen gehört.

Die Wahrnehmung Clausewitz' in den USA hat eine ähnliche Geschichte. Die Jominische Tradition geht zurück in das Jahr 1817, als zum ersten Mal eine Zusammenfassung von Jominis Werk in Amerika erschien. An der Militärakademie in West Point wurde Jominis Text zur wichtigsten Grundlage im Unterricht zur Strategie Napoleons. Während des Amerikanischen Bürgerkriegs waren die militärischen Führer auf beiden Seiten vom Streben nach der Entscheidungsschlacht im Stile Jominis/Napoleons besessen, von Generalmajor Henry Wager Halleck auf der Seite der Union bis hin zu General Robert E. Lee auf der Seite der Konföderierten[86].

Im Jahre 1873 wurde Oberst J.J. Grahams englische Übersetzung von *Vom Kriege* in den USA vertrieben, dennoch dauerte es noch bis 1943, ehe eine eigene amerikanische Übersetzung von O.J. Matthijs Jolles erschien. Zwar schrieb Oberstleutnant Robinson bereits 1928, dass »ein wenig Forschung, ein wenig Studium und Nachdenken dazu führen, dass Clausewitz' 1832 erschienenes Buch über den Krieg für das Studium des Militärberufs in etwa die gleiche Bedeutung hat wie die Bibel für alle religiösen Studien«[87]. Doch erst Ende der fünfziger, Anfang der sechziger Jahre des zwanzigsten Jahrhunderts begannen amerikanische Strategen allgemein, ihre Überlegungen auf Clausewitz' Thesen aufzubauen. Einer von ihnen, Bernard Brodie, schrieb,

> »Clausewitz' Anziehungskraft ist begrenzt, denn er neigt in seinen Ansichten wesentlich stärker zu einer ›undogmatischen Elastizität‹ als Jomini, und er ist metaphysischer in seinen Ansätzen. Obwohl er ein aktiver Berufssoldat war, schrieb er mit Kompetenz über philosophische Probleme zur Erkenntnistheorie, und in seinen militärischen Schriften verwendet er gelegentlich die Fachsprache der Berufsphilosophen seiner Zeit. Außerdem können seine Gedanken, wie die aller großen Denker, nur von den Lesern wirklich geschätzt werden, die bereits selbst unabhängig davon über dieselben Probleme nachgedacht haben [...]
>
> [Clausewitz befasst sich] mit den Einschränkungen und Ausnahmen für seine Grundideen, die er erläutert, ebenso wirkungsvoll wie mit den Ideen selbst
>
> [...] Er stellt [die Ausnahmen] vor, um die Grenzen selbst der würdigsten Regeln zu zeigen [...] und wiederum die Tyrannei der Umstände zu unterstreichen und hervorzuheben, wie wichtig es ist, in seinem Geist Klarheit über das Ziel zu behalten[88].«

---

86 Weigley, The American Way, S. 82–84, 95–127.
87 Zit. in: ebd., S. 210 f.
88 Brodie, Strategy, S. 34, 36.

Dennoch nannte Bernard Brodie Clausewitz' Buch an anderer Stelle »nicht nur das Größte, sondern auch das einzige wirklich große Buch über Krieg«[89], eine Meinung, die bis heute in der Anglo-Amerikanischen Welt immer wieder ihr Echo findet[90]. Zusammen mit Herman Kahn, den Wohlstetters und anderen stand Brodie an der Spitze der »Neo-Clausewitzschen« Schule zu Beginn des Zeitalters des Kalten Krieges (siehe Kapitel 7).

Es bedurfte des Vietnamkriegs, damit Clausewitz die volle Aufmerksamkeit des US-Militärs erringen konnte. Am Naval War College wurde die Howard-Paret-Malcolm Ausgabe von *Vom Kriege* 1976 als Pflichtlektüre eingeführt, es folgten das Air War College 1978 und das Army War College 1981[91]. In der Einführung seines Buches *Von der Strategie* schrieb der amerikanische Oberst Harry Summers, einer der wichtigsten Kritiker innerhalb des Militärs, der die Vietnam-Politik der einzelnen US-Regierungen kommentierte: »Es mag unpassend scheinen,« dass der größte Teil der Analyse seines Buches »einer 150 Jahre alten Quelle entnommen war, Clausewitz' *Vom Kriege* [...] Dies ist jedoch die modernste Quelle, die uns zur Verfügung steht«. Im Gegensatz zu den Werken auf dem Gebiet der Wirtschafts- oder Politikwissenschaft war seiner Ansicht nach der einzige große Klassiker, *Vom Kriege*, nicht von neueren Schriften verdrängt worden. »In der Militärwissenschaft [...] ist *Vom Kriege* noch immer das grundlegende Werk[92].« Der Teil von Clausewitz' Werk, der sich vor allem mit der Entscheidungsschlacht befasst, fand in den 80er Jahren besonderen Anklang und hatte großen Einfluss auf die US-Strategie in Form des AirLand Battle Konzepts (was für die NATO in die FoFa-Doktrin, Follow-On-Forces Attack, umgesetzt wurde), und fand ihre erste praktische Anwendung in der amerikanischen Führung des Golfkriegs 1990–91[93].

Inspiriert durch die amerikanischen Neo-Clausewitzianer erwachte während des Kalten Krieges auch in Frankreich das Interesse an Clausewitz neu; seit den sechziger Jahren hat sich dieses Interesse besonders auf politisch-philosophischer Ebene manifestiert. Belegt wird dies durch das Interesse, das der Philosoph André Glucksmann, der Soziologe Raymond Aron[94], der Ökonom Christian Schmitt[95] und andere Intellektuelle an ihm zeigen, sowie in Zeitschriften wie der »Revue de Métaphysique et de Morale«96 und in Reihen wie »Philosophies«97 zum Ausdruck kommt.

---

89 Brodie, The Continuing Relevance, S. 53.
90 Zuletzt in: Rogers, Clausewitz, S. 1169, bezeichnet Vom Kriege als »das größte Werk militärischer Theorie, das je geschrieben worden ist«.
91 Bassford, John Keegan, S. 320.
92 Summers, On Strategy, S. 6; Brodie, The Continuing Relevance, S. 51.
93 Für eine Analyse, siehe Greiner, Der Golfkrieg, S. 47–50.
94 Siehe unten, Kap. 6 und 7.
95 Schmitt, Sur le chapitre, S. 7–23.
96 Philonenko, Clausewitz, S. 471–512.
97 Guineret, Clausewitz.

Der Beitrag, den diese französischen Intellektuellen zu unserem Verständnis von Clausewitz leisteten, ist jedoch etwas ambivalent. Der israelische Gelehrte Azar Gat argumentiert sogar, dass Raymond Aron »dazu neigt, in Clausewitz' Werk intellektuelle Muster und Kategorien hineinzulesen, die absolut künstlich sind und einen Gegenstand, der bereits hinreichend schwer verständlich ist, noch schwerer verständlich machen«[98].

Die Clausewitz-Rezeption in Russland ist durch eine Monographie Olaf Roses hinlänglich erforscht[99]. In Russland wurde Clausewitz zuerst durch seine Nebenrolle, die er in Tolstois »Krieg und Frieden« spielt, bekannt, wo er in Teil 10, Kapitel 25[100] als literarische Figur auftritt: Hier rät er einem russischen Kollegen, »der Krieg muß in den Raum verlegt werden«, denn »der Zweck ist nur, den Feind zu schwächen«, wofür Verluste unter der Zivilbevölkerung hingenommen werden müssten[101]. Clausewitz' erster russischer militärischer Bewunderer, General Michail I. Dragomirov übersetzte seine Werke jedoch ins Französische anstatt ins Russische[102]. 1897 übernahm der polnisch-russische Ökonom Ivan Stanislawiwitsch Bloch einige Gedanken von Clausewitz. Bloch veröffentlichte die berühmte These, ein weiterer Krieg unter den europäischen Mächten sei aufgrund des großen Interesses an gegenseitigem Handel und Wohlstand unmöglich[103]. 1905 gab General Woide die erste russische Übersetzung von *Vom Kriege* heraus[104]. Ansonsten blieb Clausewitz in Russland weitestgehend unentdeckt, bis Lenin sein Wissen über Clausewitz aus seinem Schweizer Exil mitbrachte.

Lenin ermahnte Parteifunktionäre, Clausewitz zu lesen[105], und schrieb in seinem »Zusammenbruch der Zweiten Internationale« (Band 21, Lenins Gesammelte Werke):

> »[D]er grundlegende Leitsatz der [...] Dialektik [besteht] darin, daß Krieg eine bloße Fortsetzung der Politik mit andern (nämlich gewaltsamen) Mitteln ist. So lautet die Formulierung von Clausewitz, einem der großen Schriftsteller über Fragen der Kriegsgeschichte, dessen Ideen von Hegel befruchtet waren. Und gerade das war stets der Standpunkt von Marx und Engels, die jeden Krieg als eine Fortsetzung der Politik der betreffenden interessierten Mächte und der verschiedenen Klassen in ihnen – in dem betreffenden Zeitabschnitt auffaßten[106].«

Die zweite und dritte russische Übersetzung von *Vom Kriege* erschienen 1932 bzw. 1941. In der Einleitung zur zweiten Übersetzung wurde Clau-

98 Gat, The Origins, S. 169 f.
99 Rose, Carl von Clausewitz.
100 In der dt. Ausgabe: Bd 2, Zweiter Teil, Kap. 25.
101 Tolstoi, Krieg und Frieden, S. 198.
102 Dragomirov, Manuel pour la préparation; Dragomirov, Principes essentiels.
103 Bloch, The Future of War.
104 Hahlweg, Das Clausewitzbild, S. 128.
105 Zit. in: Aron, Clausewitz, S. 401.
106 Lenin, Der Zusammenbruch, S. 212 f.

sewitz für seine »dialektischen« Ansätze gelobt. Auch von den großen sowjetischen Strategen, Marschall Tuchatčevskij und Marschall Žukov ist bekannt, dass sie Bewunderer von Clausewitz' Schriften waren[107].

Nach 1945 verfügte Stalin jedoch, wie wir in Kapitel 7 sehen werden, dass Clausewitz kein geeignetes Studienthema sei. Und beim sowjetischen Militär ebbte die Begeisterung für ihn zeitweilig ab.

Vom Kriege wurde 1910 zum ersten Mal ins Chinesische übersetzt (Grundlage war eine japanische Übersetzung des deutschen Originals) und bis 1937, als die höchstwahrscheinlich von Mao Zedong studierte Übersetzung erschien, wurden drei weitere Ausgaben herausgegeben. Dank der Arbeit Zhang Yuan-Lins können wir nun mit Gewissheit sagen, dass Mao Zedong Clausewitz' *Vom Kriege* zumindest in Teilen intensiv studiert hatte, und haben deshalb eine ziemlich konkrete Vorstellung davon, inwieweit Clausewitz Maos Denken beeinflusste. 1938, als die Japaner große Teile von China besetzt hatten, las Mao *Vom Kriege* in einer chinesischen Übersetzung und führte sogar mit einigen seiner Partisanen ein politisches Seminar zum Inhalt des Werkes durch, wobei er sich hauptsächlich auf die ersten beiden Bücher konzentrierte[108]. Zwischen 1938 und 1976 erschienen in China und Taiwan sechs weitere Übersetzungen von *Vom Kriege*[109]. Kurz vor seinem Tode pries Mao gegenüber dem ersten westdeutschen Kanzler, der China besuchte, Clausewitz nochmals als Genie[110]; wie wir in Kapitel 6 sehen werden, spielte Clausewitz in Maos Lehren über den Krieg eine entscheidende Rolle.

In den Jahrzehnten vor dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges neigte die westliche Gesellschaft im Allgemeinen dazu, das Militärische überzubewerten und den Krieg zu romantisieren. Vor diesem Hintergrund hatten Militärschriftsteller großen Erfolg, was das wachsende internationale Interesse an Clausewitz in diesem Zeitraum zumindest teilweise erklärt. Dabei überrascht es kaum, dass Clausewitz am häufigsten in Preußen und nach 1871 im gesamten zweiten Deutschen Reich gelesen und zitiert wurde. Wie wir später noch genauer sehen werden, betrachteten die Militärschriftsteller und Generale Friedrich von Bernhardi (1849–1930), Colmar von der Goltz (1843–1916) und Hugo von Freytag-Loringhoven (1855–1924) Clausewitz als eine Quelle der Inspiration und trugen zu seiner Verbreitung bei. *Vom Kriege* war ein Standardwerk an den Militärakademien und wurde häufig zitiert.

In der Zeit zwischen den Kriegen und im Dritten Reich wurden die Nationalsozialisten von Clausewitz' Werk stark inspiriert, sie nutzten es wahlweise zur Unterstützung für ihre eigenen Ansichten und um in der Tradition des preußischen Kampfgeistes gesehen zu werden. Walther

---

107 Hahlweg, Das Clausewitzbild, S. 128 f.
108 Yuan-Lin, Mao Zedong, S. 22–24.
109 Ebd., S. 20–22.
110 Schmidt, Menschen, S. 359.

Malmsten Schering, Professor für Wehrphilosophie an der Universität Berlin pries Clausewitz in »arischen« Tönen:

> »Clausewitz ist der Klassiker der Lehre *Vom Kriege* [...] Geistig gehört er in eine Linie mit unseren klassischen Denkern und Dichtern [...] [er steht] in eine[r] Reihe mit Goethe und Schiller, mit Kant, Fichte und Hegel [...] Da er kaum Fühlung mit der Antike hat und stets seinen eigenen Weg gegangen ist, kommt in ihm das germanische Lebens- und Schicksalsgefühl sehr stark zum Ausdruck. Nicht als Soldat, sondern als germanischer Mensch hat er einen unmittelbaren Bezug zum Wehrgedanken[111].«

Clausewitz wurde von Hitler und seinen Anhängern in den Olymp der großen Arier aufgenommen. Hitler selbst griff häufig auf Clausewitz zurück, zitierte in seinen Reden und Erklärungen bekannte Bruchstücke aus Clausewitz' Werken und war eindeutig mit verschiedenen Gedanken Clausewitz' vertraut[112]. Dem Beispiel des »Führers« folgend bezeichneten nationalsozialistische Autoren Clausewitz als einen großen »Freund« ihrer Bewegung, neben Johann Gottlieb Fichte, Ernst Moritz Arndt, Scharnhorst und »Turnvater« Friedrich Ludwig Jahn[113]. Im Ausland wurde sein Werk als »der Plan, aus dem Nazideutschland den gegenwärtigen totalen Krieg entwickelt hat«, bezeichnet[114]. Clausewitz' antifranzösisches, patriotisches »Bekenntnis«, auf das sich Hitler in einer Rede ausdrücklich bezieht, wurde Silvester 1944 unmittelbar vor der Ansprache des »Führers« an das deutsche Volk im Radio verlesen[115].

Als das Dritte Reich in Schutt und Asche lag, bemerkte ein deutscher General, *Vom Kriege* dem Militär auszuhändigen, sei das gleiche, wie einem Kind zu erlauben, mit einem Rasiermesser zu spielen[116]. Clausewitz wurde dennoch von einzelnen Wissenschaftlern wie zum Beispiel Hans Rothfels ohne intellektuelle Berührungsängste mit der deutschen Militärvergangenheit rezipiert. Rothfels bezeichnete *Vom Kriege* als »die erste Studie des Krieges, die sich wahrhaft mit den Grundsätzen ihres Themas auseinandersetzt, und die erste, die ein Gedankengebäude errichtet, das auf jede Etappe der militärischen Geschichte und Praxis anwendbar ist«[117]. In Westdeutschland wie in Frankreich gab es ein sporadisches Interesse an der mehr philosophischen Seite Clausewitz'[118], während sich das Militär hier und anderenorts bestenfalls für die praktischen Elemente

---

111 Schering, Wehrphilosophie, S. 22 f.
112 Baldwin, Clausewitz, S. 10–15.
113 Stodte, Die Wegbegleiter, S. 50–56. Siehe auch Kondylis, Theorie des Krieges, S. 10.
114 Zit. in: Bassford, Introduction. Siehe auch Stackpol www.mnsinc.com/cbassfrd/Stackpol.htm.
115 Baldwin, Clausewitz, S. 10.
116 General Gunther Blumentritt, zit. in: Handel, Masters, S. 24.
117 Rothfels, Clausewitz, S. 93. Deutsch: Rothfels, Clausewitz, übers. von Eva Brückner-Pfaffenberger. In: Clausewitz in Perspektive, S. 261.
118 Hartmann, Carl von Clausewitz, erörtert ausführlich seine philosophischen und methodologischen Ansätze.

seiner Lehre interessierte[119]. Noch 1996 schrieb ein ehemaliger General der Bundeswehr, wohl etwas hyperbolisch:

> »In der Bundesrepublik war die Clausewitz-Renaissance vornehmlich eine rückwärtsgerichtete Angelegenheit der Historiker. So spielte [...] *Vom Kriege* für die Aus- und Fortbildung der Offiziere der Bundeswehr keine wesentliche Rolle. Die Gründe hierfür [...]: Zum einen war im Clausewitzschen Sinne das Verhältnis von Politik und Streitkräfte [sic] unstrittig, d.h. die vorbehaltlose Annerkennung des Primats der Politik. Zum anderen konzentrierte sich die Lehre z.B. an der Führungsakademie auf die Ebene der Taktik und der Truppenführung. Die Entwicklung der Strategie [dagegen] war Sache des Bündnisses [...]
>
> Für viele deutsche Politiker war Clausewitz passé. So meinte nicht nur der Bundespräsident Heuss, daß im Zeitalter der atomaren Massenvernichtungsmittel der Krieg nicht mehr die Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln sein könne. Ähnlich äußerten sich sozialdemokratische Verteidigungsminister[120].«

(Er fügte hinzu, dass diese Behauptung auf ein nichtausreichendes Lesen von Clausewitz zurückzuführen sei, denn der habe ja richtig bemerkt, die politischen Ziele müssten stets gegen die Kosten des Krieges abgewogen werden, und, sobald der nötige Kraftaufwand zur Erreichung des politischen Zwecks so groß sein muss, »daß der Wert des politischen Zwecks ihm nicht mehr das Gleichgewicht halten kann, muß dieser aufgegeben werden und der Friede die Folge davon sein«[121].)

Beim Achsenverbündeten Italien bestand kaum Interesse an Clausewitz. Die erste Übersetzung des vollständigen Texts von *Vom Kriege* ins Italienische erschien erst 1942[122]. Die dritte Partei des Achsenvertrags war jedoch bereits seit langer Zeit mit seinem Werk vertraut: Japanische Stabsoffiziere wurden durch den Unterricht, den deutsche Offiziere zwischen 1885–1895 an ihrer Militärakademie durchführten, mit Clausewitz bekannt gemacht. Während dieser Zeit wurden Abschnitte aus *Vom Kriege* über das Französische ins Japanische übersetzt, obwohl es bis 1903, den Vorabend des Russisch-Japanischen Kriegs, dauerte, bis das ganze Werk übersetzt und veröffentlicht wurde. 1904 übersandte Clausewitz' Erstverleger in Deutschland, der Dümmler-Verlag, ein Exemplar von *Vom Kriege* an General Graf Tamemoto Kuroki (1844–1923), der Russland 1904 in der Schlacht bei Yalu besiegt hatte und bereits mit Clausewitz' Hauptwerk vertraut war[123].

Weitere japanische Ausgaben folgten 1907, 1913 und 1934. Letztere erschien mitten in einem »Clausewitz-Boom«, der in Japan zur Veröffentlichung einer Studienreihe über Clausewitz' Hauptwerk führte. In der Tat

---

119 Zum Beispiel: Die Entwicklung des Strategie- und Operationsbegriffs.
120 Gathen, Clausewitz' »Vom Kriege«, S. 87.
121 Ebd., S. 87.
122 Gooch, Clausewitz Disregarded, S. 303.
123 Bassford, John Keegan, S. 73.

schrieb der japanische Historiker Yugo Asano die Erfolge Japans im Mandschurei-Feldzug dem Streben der militärischen Führung nach einer Entscheidungsschlacht und dem Sieg durch Vernichtung der feindlichen Streitkräfte zu und stellte dabei eine besondere Tiefe in den Teilen von Clausewitz' Lehren fest, die in Europa am Vorabend des Ersten Weltkriegs so populär waren.

Mitte der 60er Jahre gab es ein neues Interesse an Clausewitz, wahrscheinlich unter dem Einfluss amerikanischer Schriften zur Strategie. Darüber hinaus interessierten sich die japanischen Schriftsteller vor allem für die Anwendung von Clausewitz' Lehren auf die Betriebswirtschaft. Insgesamt scheint Clausewitz' Einfluss aufgrund der notorischen Schwierigkeiten, ihn in verständliches Japanisch zu übersetzen, jedoch begrenzt geblieben zu sein[124].

Seit Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts und insbesondere seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs hat sich das Wissen über Clausewitz und das Interesse an ihm über die ganze westliche Welt, von Israel bis Australien, verbreitet. Der Beitrag, den eine wachsende Zahl von Zivilisten in militärischen Fragen leistete, war in dieser Hinsicht eine Hilfe, weil Clausewitz unter Politologen und Militärwissenschaftlern ein größeres Ansehen genießt als unter den reinen Militärpraktikern, von denen die meisten mit den alltäglichen Aspekten des Militärwesens befasst sind. Infolgedessen wird Clausewitz häufiger zitiert, als er gelesen, geschweige denn verstanden wird.

1917 schrieb der spätere Oberbefehlshaber der Reichswehr, General von Seeckt, an seine Frau, er hätte Clausewitz so oft zitieren hören, dass »einem schon bei dem Namen übel wird«[125]. Und dennoch ist dies kein Beweis dafür, dass all diejenigen, die Clausewitz zitieren, seine Schriften auch studiert oder gar verstanden haben. Die lange Liste der Clausewitz-Übersetzungen und der Strategen in vielen Ländern, die von ihm beeinflusst wurden, darf nicht darüber hinwegtäuschen, wie oberflächlich *Vom Kriege* oft nur gelesen wurde. Das häufige Zitieren des berühmtesten Clausewitz-Wortes vom Krieg als der Fortsetzung der Politik mag zu der Annahme führen, *Vom Kriege* sei das wichtigste Handbuch für Strategen in den hochentwickelten Ländern, aber der Schein trügt. Häufig kennen jene, die dies Wort im Munde führen, tatsächlich nur dieses eine Zitat von Clausewitz und haben *Vom Kriege* in den seltensten Fällen wirklich gelesen.

Ein Beweis sind schon die Verkaufszahlen der Erstausgabe, von der bei weitem nicht die 1500 gedruckten Exemplare der ersten Auflage von *Vom Kriege* verkauft waren. Dennoch gab Clausewitz' angeheirateter Cousin, Graf Friedrich Wilhelm von Brühl, 1853 eine zweite Auflage heraus, in der er Rechtschreibfehler korrigiert und mehrere kleinere sowie mindestens eine wesentliche Änderung am Text vorgenommen hatte, von

---

124 Asano, Influences, S. 379–394.

125 Zit. in: Hahlweg, Das Clausewitzbild, S. 60.

denen eine in Kapitel 3 erörtert wird. Erneut gab es eine Welle der Anerkennung, aber selbst da stellte sich die Frage: Wie viele von denen, die das Werk kauften, haben es tatsächlich eingehend studiert? Wilhelm von Rüstow, ein preußischer Offizier, der später in den schweizerischen Militärdienst eintrat, war der Meinung, *Vom Kriege* sei wie die Geschichte des Thukydides zu einem »Gut für alle Zeiten« geworden. Dennoch schrieb Rüstow, auch »Clausewitz wird viel genannt, ist aber sehr wenig gelesen; wir haben selbst sehr viele seiner unbedingten Anbeter gefunden, die kaum die Vollständigkeit seines Hauptwerkes vermissten«[126]. Ein Militärexperte schrieb zwei Jahrzehnte nach dem Deutsch-Französischen Krieg, etwas an Clausewitz' Einfluss sei sehr sonderbar: »Er ist fast mystischer Natur; auch die Schriften dieses Mannes [...] sind tatsächlich weit weniger gelesen worden, als man irgend glauben sollte, und trotzdem haben sich seine Anschauungen im ganzen Heere verbreitet und sind unermesslich fruchtbar geworden[127].« Tatsächlich haben von Deutschlands wichtigsten Staatsmännern weder Bismarck noch Bethmann-Hollweg Clausewitz gelesen[128].

Obwohl 1915 die Behauptung aufgestellt wurde, dass »alle deutschen Führer im Ersten Weltkrieg Schüler von Clausewitz' seien, sagte Feldmarschall Ewald von Kleist nach dem Zweiten Weltkrieg zu Captain Basil Liddell Hart: »Die Lehren Clausewitz sind in dieser Generation vernachlässigt worden – selbst zur Zeit, als ich auf der Kriegsakademie und beim Generalstab war. Seine Sätze wurden zitiert, aber sein Buch ist nicht genau studiert worden[129].« Liddell Hart folgerte, Clausewitz habe »eher als Militärphilosoph denn als praktischer Lehrer« gegolten[130].

Ulrich Marwedel stellte mit Recht fest, dass *Vom Kriege* bald zu einer Zitatensammlung degradiert worden war, die man heranziehen konnte, um nahezu jedes Argument zu untermauern[131]. Aus dem Kontext herausgerissen und ohne die Entwicklung des Clausewitzschen Denkens zu kennen, die folgende Kapitel zu erklären versuchen, können Passagen aus *Vom Kriege* in starkem Widerspruch zu jenen Ansichten Clausewitz' interpretiert werden, zu denen er erst gekommen war, nachdem er selbst den ganzen Umfang seiner Kenntnisse über den Krieg erreicht hatte.

In anderen westlichen Ländern war es nicht ungewöhnlich, Clausewitz nur aus zweiter Hand zu kennen. Jay Luvaas wies darauf hin, wie der angesehene britische Stratege J.F.C. Fuller Clausewitz zitierte, aber nur französische Sekundärliteratur anführte, was Luvaas spekulieren ließ, dass Fuller *Vom Kriege* wahrscheinlich nie selbst gelesen hat[132]. (Er hat ihn

---

126 Zit. in: Marwedel, Carl von Clausewitz, S. 117.
127 Zit. in: Ebd., S. 119.
128 Bismarck zit. in: Wallach, The Dogma, S. 198.
129 Zit. in: Ebd., S. 290.
130 Zit. in: Liddell Hart, The Other Side, S. 203.
131 Marwedel, Carl von Clausewitz, S. 173.
132 Luvaas, Clausewitz, S. 199.

wohl gegen Ende seines Lebens gelesen, und erst dann auch ein faires Urteil über ihn getroffen[133].) Liddell Hart meinte, nur wenige Militärangehörige hätten je *Vom Kriege*, die »Heilige Schrift« des Militärs, genau gelesen[134]. (Luvaas vermutete wohl mit mehr Recht als bei Fuller, dass auch Liddell Hart dies nicht getan habe[135].) Liddell Hart selbst schrieb: »Fehlinterpretationen sind das übliche Schicksal der meisten Propheten und Denker in allen Bereichen [...] Man muß jedoch zugeben, daß Clausewitz mehr als die meisten zu Fehlinterpretationen auffordert[136].« Es ist ziemlich klar, dass weder alle seine größten Verehrer noch alle sein Feinde genau wussten, was *Vom Kriege* an vielen Stellen so widersprüchlich macht und warum es so schwierig ist, es auf ein paar einfache Lehrsätze zu reduzieren. So schreibt zum Beispiel Colin Gray, ein leidenschaftlicher Verehrer von Clausewitz, auf einer Seite, »Clausewitz' *Vom Kriege* [...] ist einzigartig in seiner Verbindung der reinen Anzahl sowie der Qualität und, mit Vorbehalten, der Geschlossenheit der Einsichten insgesamt.« Dennoch meint er vier Seiten später, »*Vom Kriege* ist angesichts seines fehlenden geschlossenen, intellektuellen bzw. erzählerischen Verlaufs vom Anfang bis zum Ende kaum lesbar, aber es belohnt den Leser, der darin blättert, mit glänzenden Einsichten auf fast jeder zufällig aufgeschlagenen Seite[137].«
Im folgenden Kapitel möchten wir jedoch zeigen, dass man in *Vom Kriege* nicht einfach nur zufällig schmökern sollte. Der Entwicklung von Clausewitz' Gedanken kann man nur dann folgen, wenn man die einzelnen Bücher in *Vom Kriege* in einer bestimmten Reihenfolge liest.

133 Fuller, The Conduct.
134 Liddell Hart, Defence, S. 293.
135 Luvaas, Clausewitz, S. 211.
136 Liddell Hart, Strategy, S. 352.
137 Gray, Modern Strategy, S. 81, 85.

II. Der ideale Krieg und der reale Krieg bei Clausewitz

Um die Gedanken Clausewitz' zu verstehen, müssen wir uns die Welt und die Ereignisse vor Augen führen, deren Zeuge er war und die nicht nur in der Politik, sondern auch in der Kriegführung, ein neues Zeitalter einleiteten. Clausewitz erzählt, wie diese Veränderungen die Welt seiner Kindheit, die Welt der Aufklärung und des *Ancien Régime* innerhalb sehr kurzer Zeit auf den Kopf stellten. In der Welt des achtzehnten Jahrhunderts schrieb Clausewitz in einer Passage, die die Prophezeiungen des großen französischen Strategen Guibert paraphrasiert[1]:

> »Die Heere wurden aus dem Schatz unterhalten, den der Fürst halb und halb wie seine Privatkasse ansah oder wenigstens einen der Regierung und nicht dem Volke angehörigen Gegenstand. Die Verhältnisse mit den anderen Staaten berührten, ein paar Handelsgegenstände ausgenommen, meistens nur das Interesse des Schatzes oder der Regierung und nicht des Volkes [...]
>
> Auf diese Weise wurde der Krieg in eben dem Maße, wie sich die Regierung vom Volke trennte und sich als den Staat ansah, ein bloßes Geschäft der Regierungen, welches sie vermittelst der Taler in ihrem Koffer und der müßigen Herumtreiber in ihren und den benachbarten Provinzen zustande brachten. Die Folge war, daß die Mittel, welche sie aufbringen konnten, ein ziemlich bestimmtes Maß hatten, welches die eine von der anderen gegenseitig übersehen werden konnte, und zwar sowohl ihrem Umfang als ihrer Dauer nach; dies raubte dem Kriege die gefährlichste seiner Seiten: nämlich das Bestreben zu dem Äußersten.«

Er fuhr fort:

> »Indem man so die Grenzen der feindlichen Kräfte übersah, wußte man sich vor einem gänzlichen Untergange ziemlich sicher, und indem man die Beschränkung der eigenen fühlte, sah man sich auf ein mäßiges Ziel zurückgewiesen [...]
>
> So wurde der Krieg seinem Wesen nach ein wirkliches Spiel [...] Seiner Bedeutung nach war er aber nur eine etwas verstärkte Diplomatie, eine kräftigere Art zu unterhandeln, in der Schlachten und Belagerungen die Hauptnoten waren. Sich in einen mäßigen Vorteil zu setzen, um beim

---

[1] Guibert, Stratégiques, S. 613 f. Clausewitz hatte diese Passage schon auf Deutsch in seiner Bekenntnisdenkschrift von 1812 zitiert, in: Clausewitz, Schriften, S. 710 f.

> Friedensschluß davon Gebrauch zu machen, war das Ziel auch des Ehrgeizigsten [...]
>
> Plünderungen und Verheerungen des feindlichen Gebietes, welche bei [...] den alten Völkern und selbst im Mittelalter eine so große Rolle spielen, waren nicht mehr im Geist der Zeit [der Aufklärung] [...] Der Krieg wurde also nicht bloß seinen Mitteln, sondern auch seinem Ziele nach immer mehr auf das Heer selbst beschränkt [...] nur wenn eine Schlacht unvermeidlich war, wurde sie gesucht und geliefert.
>
> So waren die Sachen, als die französische Revolution ausbrach.«

Als Reaktion darauf versuchten Österreich und Preußen »es mit ihrer diplomatischen Kriegskunst; sie zeigte sich bald unzureichend [...]« Denn

> »der Krieg war urplötzlich wieder eine Sache des Volkes geworden, und zwar eines Volkes von 30 Millionen, die sich alle als Staatsbürger betrachteten [...] Mit dieser Teilnahme des Volkes an dem Kriege trat statt eines Kabinetts und eines Heeres das ganze Volk mit seinem natürlichen Gewicht in die Waagschale. Nun hatten die Mittel, welche angewandt, die Anstrengungen, welche aufgeboten werden konnten, keine bestimmte Grenze mehr; die Energie, mit welcher der Krieg selbst geführt werden konnte, hatte kein Gegengewicht mehr, und folglich war die Gefahr für den Gegner die äußerste [...]
>
> Wie in Bonapartes Hand sich das alles vervollkommnet hatte, schritt diese auf die ganze Volkskraft gestützte Kriegsmacht zertrümmernd durch Europa[2].«

Die Schockwirkung der französischen Kriegsmaschinerie, die die traditionellen Heere überall in Europa am Boden zermalmte, war der bestimmende Eindruck, unter dem Clausewitz *Vom Kriege* zu schreiben begann und der seinen ersten Entwurf kennzeichnete. Seine Interpretation des Krieges, nach der dieser vom Grad der Beteiligung des Volkes stark beeinflusst wird, entsprach der seines Lehrers Scharnhorst. Der hatte geschrieben, »die Quelle des Unglücks, welche die verbundenen Mächte in dem französischen Revolutionskriege betroffen hat, muß tief mit ihren inneren Verhältnissen (physischen wie moralischen) und denen der französischen Nation verwebt seyn.« Und er sah die Hauptursache des französischen Erfolgs darin, »daß die Franzosen mit den Hülfsquellen der ganzen Nation Krieg führten [...] alles wurde also der Fortsetzung des Krieges im strengsten Verstande aufgeopfert«[3]. Wir haben schon auf die Ähnlichkeiten zwischen Clausewitz' Beschreibung der Kriegführung des *Ancien Régime* und der Analyse des französischen Strategen François Apolline Graf de Guibert (1743–90) verwiesen[4]. Somit war Clausewitz nicht der einzige, der eine Verbindung zwischen Krieg und Gesellschaft sah, aber für unser Verständnis von *Vom Kriege* ist es entscheidend, dass

---

2 Vom Kriege (1991), S. 966–971.
3 Zit. in: Kessel, Militärgeschichte, S. 36.
4 Guibert, Stratégiques, S. 137 f.

Clausewitz dies erst in seinen letzten Lebensjahren in sein Buch einarbeitete.

1. Clausewitz und der »absolute« oder ideale Krieg

Clausewitz war, wie wir festgestellt haben, Augenzeuge des neuen Zeitalters der Kriegführung, das in Europa mit der französischen Revolution und Napoleon anbrach. Nach den begrenzten Kriegen des achtzehnten Jahrhunderts schien Napoleon, dieser »Kriegsgott«, tatsächlich die Kriegführung von den Zwängen zu befreien, die ihr durch die Fürsten auferlegt worden waren, die als ihre eigenen vorsichtigen Kondottiere kämpften[5]. Das Ziel der Französischen Revolution und Napoleons war im Gegensatz dazu die Niederwerfung des feindlichen Staates, die Auslöschung seiner politischen Strukturen. So schrieb der preußische Philosoph Johann Gottlieb Fichte (1762–1814), einer der Väter des pandeutschen Nationalismus 1797:

> »[D]er natürliche Zweck des Krieges ist immer die Vernichtung des bekriegten Staates, d.i. die Unterwerfung seiner Bürger. Es kann wohl sein, daß zuweilen ein Friede (eigentlich nur ein Waffenstillstand) geschlossen wird, weil entweder ein Staat oder weil beide gegenwärtig entkräftet sind, aber das gegenseitige Mißtrauen bleibt, und der Zweck der Unterjochung bleibt gleichfalls bei beiden[6].«

Tatsächlich findet sich der Begriff »absoluter Krieg« zum ersten Mal in den Schriften Fichtes über Machiavelli, über den Clausewitz mit Fichte einen Briefwechsel führte: Fichte verwendete ihn im Sinne eines Krieges des Volkes gegen seinen Fürsten[7], wie er in der Französischen Revolution beobachtet wurde. Clausewitz verwendete diesen Begriff, wie wir sehen werden, etwas anders, aber in einer ähnlichen revolutionären Bedeutung.

Clausewitz wurde durch die bittere Niederlage Preußens gegen Napoleon 1806 dazu veranlasst, *Vom Kriege* zu schreiben. Der Preußische König hatte seit 1795 versucht, eine Beteiligung an den Französischen Revolutionskriegen und den Napoleonischen Kriegen zu vermeiden, indem er neutral blieb – daher Clausewitz' abschätzige Worte über Neutralität und sein Lob für Machiavelli, der Neutralität als geeignete Option verwarf. Als Clausewitz 1823–24 über »Preußen in seiner großen Katastrophe« schrieb, nannte er eine Reihe von Ursachen für die Niederlage Preußens:

Erstens: ein Desinteresse am und eine Vernachlässigung vom Militärwesen. König Friedrich Wilhelm II. hatte wenig Interesse am Heer, eben-

---

5 Vom Kriege, S. 963.
6 Johann Gottlieb Fichte, zit. in: Hagemann, Die deutsche Lehre, S. 103.
7 Zit. in: Hagemann, Die deutsche Lehre, S. 107, Nr. 1.

sowenig sein Nachfolger Friedrich Wilhelm III. Die Kriegsschule, die so etwas wie ein das Heer leitendes Direktorium war, bestand aus behäbigen alten Herren. Zu ihnen gehörte ein Kriegsminister, der lediglich die Nachschubabteilung befehligte. Der Generaladjutant wurde aus einer Offiziersklasse gewählt, denen elegantes Benehmen und Französischkenntnisse wichtiger waren als Talent, Originalität und unkonventionelles Denken. Clausewitz war der Meinung, dass ein talentierter Mann mit dem Posten eines richtigen Kriegsministers mit voller Entscheidungsgewalt eine Lösung für dieses Problem wäre.

Zweitens: Berufssoldaten waren in der Regel alt – sie mussten 25–30 Jahre dienen, ehe sie in den Ruhestand treten konnten. Ihre Waffen und Ausrüstung waren altmodisch, auch erfolgte ihre Ausbildung nach veralteten Regeln.

Drittens: Auch der Staat selbst kränkelte: Die »Regierungsmaschine« verfolgte blind ihr Ziel von Neutralität und Frieden und ignorierte dabei die Gefahr, die Napoleon darstellte. Entsprechend wiegelte die Regierung die Bevölkerung auch nicht gegen Napoleon auf. Der »Geist des Volkes« neigte somit zum »ständigen Abwenden des Blickes von der Gefahr und ewige[m] Preisen des Friedens und der Neutralität«, und die Menschen selbst waren »unkriegerisch und kleinmütig«. Clausewitz meinte, der König müsse über ein Kabinett aus guten Beratern verfügen, die die Situation völlig verändert hätten; stattdessen waren die Männer schwach, die ihn umgaben[8].

Preußen musste sich mit einem französischen Staat und Militärsystem messen, in dem die ganze Gesellschaft mit ihren Mitteln, so weit möglich, für den Krieg mobilisiert war. Die Kriege, die unter Napoleons Führung entfesselt wurden, erschienen Clausewitz in ihrem Ausmaß und mit ihren Schrecken als das nahezu perfekte Beispiel für *ideale* Kriege, als das, was ein Krieg in seiner reinsten Form von ungehemmter Gewalt und Zerstörung sein kann, in Clausewitz' Worten, ein »absoluter« Krieg. Denkt man an Platons Vorstellungen von Idealen und ihren unvollkommenen Erscheinungen in der realen Welt, so entspräche der »absolute« Krieg Platons »idealem« Krieg, und in der realen Welt kamen die Napoleonischen Kriege dem am nächsten. Clausewitz war von diesen Kriegen so beeindruckt (Kriege, die Preußen beinahe von der Landkarte Europas ausradierten und zur Eroberung nahezu des gesamten Kontinents führten), dass er in seinen Überlegungen zum Kriege anfangs nur über diese ideale oder »absolute« Form, über einen Krieg völlig ohne Hemmungen und mit unbeschränkten Kriegszielen, schrieb. Da Napoleons *politische* Ziele grenzenlos waren, hatten auch Napoleons *militärische* Ziele keinerlei Grenzen; dementsprechend schien die Gewalt unbeschränkt. So überraschend es scheinen mag, in Clausewitz' frühen Schriften – und zwar in seinem gesamten ersten Entwurf von *Vom Kriege* und somit in seinem Denken über

8 Clausewitz, Politische Schriften und Briefe, S. 202–216, passim.

den Krieg in der längsten Zeit seines Lebens – spielte Politik als begrenzender, modifizierender, konditionierender Faktor *keine* Rolle.

Stattdessen fasst er das Wesen und den Charakter des Krieges wie er ihn in der Napoleonischen Kriegführung sah, wie folgt zusammen: Sein Zweck war »die Zerstörung der feindlichen Streitkräfte«, wie er es den Kronprinzen 1810–12 lehrte[9]. Oder wie er im Ersten Buch von *Vom Kriege* schrieb: »Wenn der Krieg ein Akt der Gewalt ist, um den Gegner zur Erfüllung unseres Willens zu zwingen, so müßte es immer und ganz allein darauf ankommen, den Gegner niederzuwerfen, d.h. ihn wehrlos zu machen.« Um ihn wehrlos zu machen, muss »die Streitkraft [...] vernichtet, d.h. in einen solchen Zustand versetzt werden, daß sie den Kampf nicht mehr fortsetzen kann«; »das Land muß erobert werden, denn aus dem Lande könnte sich einen neue Streitkraft bilden.« Ist dies »beides geschehen, so kann der Krieg [...] nicht als beendet angesehen werden, solange der Wille des Feindes nicht auch bezwungen ist, d.h. seine Regierung und seine Bundesgenossen zur Unterzeichnung des Friedens oder das Volk zur Unterwerfung vermocht sind«. Solange dies nicht der Fall ist, können innerer Widerstand oder Handlungen der Bundesgenossen die Flamme des Krieges neu entzünden[10].

»Die Vernichtung der feindlichen Streitkraft ist also immer das Mittel, um den Zweck des Gefechts zu erreichen[11].« Darüber hinaus meinte er,

> »daß es im Krieg vielerlei Wege zum Ziel, d.h. zur Erlangung des politischen Zweckes, gibt, daß aber das Gefecht das einzige Mittel ist, und daß darum alles unter einem höchsten Gesetz steht: unter der Waffenentscheidung.
>
> Die Vernichtung der feindlichen Streitkraft [erscheint] unter allen Zwecken, die im Kriege verfolgt werden können, immer als der über alles gebietende[12].
>
> Gefecht ist Kampf, und in diesem ist die Vernichtung oder Überwindung des Gegners der Zweck [...] Was ist die Überwindung des Gegners? Immer nur die Vernichtung seiner Streitkraft, sei es durch Tod oder Wunden oder auf was für eine andere Art, sei es ganz und gar oder nur in einem solchen Maße, daß er den Kampf nicht mehr fortsetzen will. Wir können [...] die Vernichtung des Gegners ganz oder teilweise als den einzigen Zweck aller Gefechte betrachten[13].«

»Was ist nun unter Vernichtung der feindlichen Streitkraft zu verstehen?« fragt er. »Eine Verminderung derselben, die verhältnismäßig größer ist als die unserer eigenen.« Diese Verminderung, die Dezimierung der Stärke des Gegners wird nicht ausschließlich durch Verluste unter seinen Soldaten erreicht, sondern indem die moralischen Kräfte (seine Moral)

---

9 In: Vom Kriege, S. 1078.
10 Vom Kriege, S. 214 f.
11 Ebd., S. 223.
12 Ebd., S. 229.
13 Ebd., S. 422 f.

mittels Verlust an Ordnung, Mut, Vertrauen, Zusammenhalt und Planung sowie Verlust des Bodens und der Reserven gebrochen werden[14]. Der Sieg wird durch drei Elemente definiert: den größeren Verlust des Gegners an physischen Kräften, den größeren Verlust an moralischen Kräften, das öffentliche Bekenntnis davon, indem er seine Absicht aufgibt[15]. Die große Entscheidung, schrieb Clausewitz, wird in der Hauptschlacht getroffen; diesem Gedanken widmete er mehrere Kapitel des Vierten Buches[16]. Er postulierte:

»1. Die Vernichtung der feindlichen Streitkräfte ist das Hauptprinzip [des Krieges] und [...] der Hauptweg zum Ziel [des Krieges].
2. Diese Vernichtung der Streitkräfte findet hauptsächlich nur im Gefecht statt.
3. Nur große und allgemeine Gefechte geben große Erfolge.
4. Am größten werden die Erfolge, wenn sich die Gefechte in eine große Schlacht vereinigen.
5. Nur in einer Hauptschlacht regiert der Feldherr das Werk mit eigenen Händen.

[D]er Hauptzweck großer Schlachten [muß] die Vernichtung der feindlichen Streitkräfte sein [für einen] tief eingreifende[n] Zweck [...] bietet sich die Hauptschlacht als das natürlichste Mittel dar; [...] es bestraft sich in der Regel, wenn sie aus Scheu vor der großen Entscheidung umgangen worden ist [...]

Die Hauptschlacht ist der blutigste Weg der Lösung [...] immer ist Blut ihr Preis und Hinschlachten ihr Charakter [...] davor schaudert der Mensch im Feldherrn zurück.

Wir mögen nichts hören von Feldherren, die ohne Menschenblut siegen. Wenn das blutige Schlachten ein schreckliches Spektakel ist, so soll das nur eine Veranlassung sein, die Kriege mehr zu würdigen, aber nicht die Schwerter, die man führt nach und nach aus Menschlichkeit stumpfer zu machen, bis einmal wieder einer dazwischen kommt mit einem scharfen, der uns die Arme beim Leibe weghaut[17].«

Es waren eindeutig die erfolglosen Versuche Preußens, sich mit dem kriegerischen Frankreich zu verbünden, um Zerstörung zu vermeiden, die Bündnisse von 1795 und 1812, an die er dachte, denn durch diese Bündnisse war Preußen letztlich unfähig, sich selbst zu verteidigen: Der Krieg wurde schließlich doch nicht vermieden, und Preußens Unabhängigkeit musste mit Blutvergießen erkauft werden – und dies geschah nach einer gründlichen Demütigung, insbesondere der preußischen Königsfamilie, durch Napoleon. Clausewitz wies auch die Teilung der Streitkraft und den Versuch, den Gegner in einer Reihe von Einzelschlachten zu

14 Ebd., S. 427 ff.
15 Ebd., S. 433.
16 Ebd., S. 453–473.
17 Ebd., S. 467–471.

schlagen, als unwirksam zurück: Napoleon hatte ihn gelehrt, dass die Hauptschlacht das A und O des Erfolgs ist[18].

Der Zweck des Krieges, schrieb Clausewitz im Sechsten Buch, in dem er erneut Überlegungen zur Realität von Napoleons Kriegszielen anstellt, ist »die Erhaltung des eigenen Staates und die Niederwerfung des feindlichen«. Wie wir gesehen haben, bedeutete dies vor allem den Sieg über seine Streitkraft, so dass diese nicht in der Lage ist, sich selbst weiter zu verteidigen und die Eroberung seiner Landesfläche. Ersteres erachtete er als wichtiger; Napoleons Feldzug gegen Russland im Jahre 1812, dessen Augenzeuge Clausewitz ja gewesen war, zeigte, dass man die Landesfläche des Feindes, ja sogar eine seiner beiden wichtigsten Städte, besetzen konnte, ohne den Krieg wirklich gewonnen zu haben, solange die feindliche Streitkraft nicht niedergeworfen war[19]. Im Siebenten Buch lesen wir erneut: »Das Niederwerfen des Feindes ist das Ziel des Krieges, Vernichtung der feindlichen Streitkräfte das Mittel. Es bleibt beim Angriff wie bei der Verteidigung[20].« »Vernichtung der feindlichen Streitkräfte ist das Mittel zum Ziel[21].« Ziel des Kriegsplans ist nichts geringeres als die »Niederwerfung des Gegners«[22].

So predigt Clausewitz immer und immer wieder in seiner Erstfassung von *Vom Kriege*: Im Krieg wird alles in der Schlacht entschieden und tatsächlich sind große Entscheidungsschlachten für den Sieg von zentraler Bedeutung. Aber Clausewitz stellte außerdem fest, die Kriege seien nur gewonnen worden, wenn der Feind *im wahrsten Sinne des Wortes* nicht weiter kämpfen konnte. Während im achtzehnten Jahrhundert Befehlshaber und ihre Fürsten entscheiden konnten, einen Krieg nach einem kleineren Gefecht abzubrechen, zeigte Napoleon, dass er selbst eine größere Niederlage umkehren konnte, indem er neue Soldaten rekrutierte. Clausewitz betonte unablässig die Notwendigkeit, die feindliche Streitkraft zu vernichten, denn Napoleon hatte sich lange als unbesiegbar erwiesen, selbst wenn er gelegentlich eine Schlacht verloren hatte.

Zusammenfassend lässt sich sagen: In seinen frühen theoretischen Schriften untersuchte Clausewitz im Wesentlichen nur die Napoleonischen Kriege. Sie bestanden aus mehreren Manuskripten zur Strategie und stammen aus den Jahren 1804 und 1808, der Zusammenfassung des Lehrplans für den Kronprinzen, der 1810–12 geschrieben wurde, und dem Zweiten bis Fünften Buch von *Vom Kriege*, die von entscheidender Bedeutung sind[23].

Hier untersucht und beschreibt Clausewitz nur den »absoluten« Krieg – Krieg, der von allen politischen Zwängen befreit wurde. In all diesen

---

18 Ebd., S. 814.
19 Ebd., S. 808.
20 Ebd., S. 875
21 Ebd., S. 881.
22 Ebd., S. 1033.
23 Ebd., S. 1070.

Texten, die vor 1827 geschrieben wurden, wird die Rolle der Politik gänzlich außer Acht gelassen, sie scheint nie einen direkten Einfluss auf die Kriegführung auszuüben[24]. Und dennoch war es, wie wir in Kapitel 5 sehen werden, die in diesen Texten endlos wiederholte Notwendigkeit einer Hauptschlacht und der Vernichtung der feindlichen Kräfte, die bei den militärischen Denkern des ausgehenden neunzehnten und beginnenden zwanzigsten Jahrhunderts Anklang finden sollte.

2. Der Wendepunkt in Clausewitz' Denken

Wir verdanken unsere Kenntnisse über die Entwicklung in Clausewitz' Denken den Historikern Hans Delbrück und Eberhard Kessel, sehr gut zusammengefasst in unserer Zeit durch Azar Gat[25]. Delbrück hatte erkannt, dass seine letzte militärische Verwendung und sein plötzlicher Tod Clausewitz mitten aus der Überarbeitung von *Vom Kriege* gerissen hatten. Kessel rekonstruierte anhand von Clausewitz' Korrespondenz, wie Clausewitz 1827 nach zwölf Jahren post-napoleonischen Friedens zu der Schlussfolgerung gekommen war, dass seine Analyse bis dahin zu einseitig auf den »absoluten« Krieg gerichtet war, um auf *alle* Kriege anwendbar zu sein.

Der erste Entwurf von *Vom Kriege* behandelte nur den »absoluten« Krieg und nicht die beschränkten Erscheinungsformen von Kriegen, die die Welt sowohl vor als auch nach dem napoleonischen Zeitalter erlebt hatte. Als Clausewitz sich dies nach fast einem Jahrzehnt Arbeit an seinem Skript klarmachte, schrieb er:

> »Nun kann man sich nicht verhehlen, daß die große Mehrheit der Kriege und Feldzüge einem reinen Beobachtungszustande viel näher liegt als einem Kampf auf Leben und Tod, d.h. einem Kampf wo wenigstens einer der beiden Teile die Entscheidung schlechterdings sucht. Nur die Kriege des neunzehnten Jahrhunderts haben diesen letzteren Charakter in einem so hohen Grade gehabt, daß man dabei von einer Theorie Gebrauch machen konnte, die davon ausgeht. Weil aber schwerlich alle künftigen Kriege diesen Charakter haben werden, vielmehr vorauszusehen ist, daß die Mehrzahl sich wieder zu dem Beobachtungscharakter hinneigen wird, so muß eine Theorie [...] [über Krieg im Allgemeinen] darauf Rücksicht nehmen[26].«

---

24 Aron, Clausewitz, S. 59.

25 Kessel, Zur Genesis, S. 405–423 (dazu gehören von Clausewitz geschriebene Notizen, in denen er einem Bekannten erläutert, wie er ab 1827 Vom Kriege umschreiben wollte); Delbrück, Ermattungsstrategie, S. 555, 568, 572. Siehe auch Rosinski, Die Entwicklung, S. 278–293; Gat, The Origins, S. 199–250.

26 Vom Kriege, S. 813.

Warum glichen diese anderen Kriege so selten einem »absoluten« Krieg? Nachdem Clausewitz einmal begonnen hatte, sich diese Frage zu stellen, war die Antwort einfach für jemanden der Machiavellis *Der Fürst* gelesen, Scharnhorsts Vorlesungen gehört bzw. Liliensterns *Handbuch für Offiziere* von 1817–18[27] gelesen hatte. Otto August Rühle von Lilienstern (1780–1847), ein Kollege Clausewitz' an der Kriegsakademie, hatte in seinem Handbuch geschrieben:

> »Jedem Kriege und jeder [militärischen] Operation liegt ein Wozu und ein Warum, ein Zweck und eine Ursache zu Grunde, denen gemäß der darin ausgeübten Tätigkeit ein gewisser Charakter und eine bestimmte Richtung gegeben wird.
>
> Die einzelnen Operationen haben militärische Zwecke, der Krieg im Ganzen hat stets einen politischen Endzweck, d.h. der Krieg wird unternommen und durchgeführt, um die von der Staatsgewalt in Gemäßheit der innern und äußern Nationalverhältnisse beschlossenen politischen Zwecke wirksam zu machen[28].«

Wie Lilienstern begriff nun Clausewitz Krieg als ein Instrument der Politik, das seine volle Brutalität nur entfalten konnte, wenn ihm von der Politik keine Beschränkungen auferlegt wurden. Somit führten begrenzte politische Ziele zu begrenzten Kriegszielen und zu Einschränkungen hinsichtlich der Art und Weise, in der diese Ziele verfolgt werden sollten. Wie Clausewitz in einem undatierten Manuskript schrieb, ist es »ein großer Irrthum [zu glauben], daß der Krieg ein selbständiges Ding sey, welches nur nach seinen eigenen Gesetzen beurtheilt werden müsse, und in welchem die politischen Elemente nur wie eine Anomalie zu betrachten wären. Der Krieg ist vielmehr nichts als Politik[29].«

Im Dezember 1827 artikulierte Clausewitz sein neues Denken in einem Brief. Er schrieb, dass das »endliche Ziel des ganzen kriegerischen Aktes [...] das wichtigste und erste [Ziel ist], wonach der Stratege fragen muß« und dieses Ziel kann viele Formen annehmen, nicht nur die unbeschränkte Form der Kriege Napoleons, die bisher Gegenstand von Clausewitz' Überlegungen war.

> »Es ist doch offenbar ganz etwas anderes, wenn ich die Absicht habe [...] den Gegner *niederzuwerfen*, ihn *wehrlos* zu machen und ihn zur Annahme meiner Friedensbedingungen zu zwingen, oder wenn ich mich begnügen muß, mich durch die Eroberung eines kleinen Landstriches, einer Festung usw. in Vorteil zu setzen, um diese entweder beim Frieden zu behalten oder als Äquivalenz anzubieten. Die außerordentlichen Verhältnisse Bonapartes und Frankreichs haben ihm seit dem Revolutionskriege fast immer und überall das erstere gestattet, und darum ist man[30] auf den Gedanken gekommen, die *daraus entsprungen* Entwürfe und Ausführungen

---

27 Lilienstern, Handbuch für den Offizier, Bd 1.
28 Ebd., Bd 2, S. 8, und siehe unten, Kap. 3.
29 Zit. in: Hahlweg, Das Clausewitzbild, S. 87.
30 »man« sollte hier als Clausewitz selbst gelesen werden.

für *die allgemeinen Normen* zu halten. Damit wäre aber die ganze frühere Kriegsgeschichte summarisch verurteilt. Dies ist Torheit. Wollen wir uns eine Kriegskunst aus der Kriegsgeschichte ableiten, und das ist unstreitig der einzige Weg, um dazu zu gelangen, so müssen wir die Aussagen dieser Kriegsgeschichte nicht gering schätzen. Wenn wir also vielleicht finden, daß unter 50 Kriegen 49 [...] mit einem beschränkten Ziel, nicht auf das Niederwerfen des Gegners gerichtet [gewesen sind], so müssen wir wohl glauben, daß dies [d.h. die 49 Fälle auch] in der Natur der Sache [des Krieges] sei und [diese begrenzten Ziele und die daraus folgende Kriegführung] nicht jedes Mal von falschen Ansichten, Mangel an Energie usw. herrühre. Wir dürfen uns also nicht verleiten lassen, den Krieg wie einen bloßen Akt der Gewalt und der Vernichtung zu betrachten und aus diesem einfachen Begriff mit logischer Konsequenz eine Reihe von Folgerungen zu ziehen, die mit den Erscheinungen der wirklichen Welt gar nicht mehr zusammentreffen, sondern wir müssen darauf zurückkommen, daß der *Krieg ein politischer Akt* ist, der sein Gesetz nicht ganz in sich selbst trägt, ein *wahres politisches Instrument*, was nicht selbst wirkt, sondern von [*der Politik] geführt* wird. Je mehr die Politik von großartigem, das Ganze und sein Dasein umfassendem Interesse ausgeht, je mehr die Frage gegenseitig auf Sein und Nichtsein gestellt ist, um so mehr fällt Politik und Feindschaft zusammen, um so mehr geht jene in dieser auf, um so einfacher wird der Krieg, um so mehr geht er aus dem bloßen Begriff der Gewalt und Vernichtung hervor, um so mehr entspricht er allen Forderungen, die man aus diesen Begriffen logisch entwickeln kann [...]

Ein solcher Krieg sieht ganz unpolitisch aus und darum hat man ihn für den Normalkrieg gehalten. Aber offenbar fehlt das politische Prinzip hier ebenso wenig als bei anderen Kriegen, nur fällt es mit dem Begriff der Gewalt und Vernichtung ganz zusammen und verschwindet unserem Auge.

[Im Gegensatz dazu kann] es Kriege geben [...], wo das Ziel ein noch geringfügigeres ist, eine bloße Drohung, eine bewaffnete Unterhandlung oder, in Fällen von Bündnissen, eine bloße Scheinhandlung. Es wäre ganz unphilosophisch zu behaupten, diese Kriege gingen die Kriegskunst nichts mehr an. Sobald die Kriegskunst sich einmal genötigt sieht, einzuräumen, daß es vernünftigerweise Kriege geben kann, die nicht das Äußerste, das Niederwerfen und Vernichten des Feindes zum Ziele haben, so muß sie auch zu allen möglichen Abstufungen hinuntersteigen, die das Interesse der Politik fordern kann. Die Aufgabe und das Recht der Kriegskunst der Politik gegenüber ist hauptsächlich zu verhüten, daß die Politik Dinge fordere, die gegen die Natur des Krieges sind, daß sie aus Unkenntnis über die Wirkungen des Instruments Fehler begeht in dem Gebrauch desselben[31].«

---

[31] Clausewitz, Verstreute kleine Schriften, S. 497–499; siehe auch Vom Kriege, S. 975.

Clausewitz erkannte nun, dass er alle früheren Teile von *Vom Kriege* umschreiben musste. Krieg war eine Aufgabe der Politik; in beinahe allen seinen bisherigen Äußerungen hatte Clausewitz aber diese entscheidende Größe außer Acht gelassen. So beendete Clausewitz seine Arbeit am Siebenten und Achten Buch, in denen diese Erkenntnis bereits enthalten ist, und begann damit, die anderen sechs Bücher zu überarbeiten, indem er die große Variable der Politik und ihre Ziele einarbeitete. Tragischerweise aber reichte sein Leben nicht mehr aus, um diese Überarbeitung abzuschließen. Clausewitz war nur mit dem überarbeiteten Ersten Buch zufrieden, wie er Ende 1829, ungefähr zu der Zeit einem Bekannten schrieb, als er zum letzten Mal an seinem Manuskript saß[32].

Mit einem Wort, es wurden uns zwei verschiedene Reihen der Clausewitzschen Lehren hinterlassen: Einerseits haben wir die Entwürfe aus den Jahren 1804 und 1808, den Unterricht für den Kronprinzen, andere Artikel zur Geschichte und das Dritte bis Sechste Buch von *Vom Kriege*, die alle aus den Jahren vor 1827 stammen und alles Werke des »Ideal-Kriegs-Clausewitz« sind; ich gebrauche »Ideal-Kriegs« (und »idealistisch«) im Folgenden im Sinne des Platonischen Konzepts vom Ideal und dem Weberschen Konzept vom Idealtyp. Andererseits gibt es das Siebente, das Achte, das voll überarbeitete Erste und das teils überarbeitete Zweite Buch von *Vom Kriege*, die zwischen 1827 und Clausewitz' letzter Verwendung im Jahre 1830 geschrieben wurden und die Schriften des »realistischen Clausewitz« sind; hier gebrauche ich »realistisch« und »Realist« im Sinne desjenigen, der mehr auf die Praxis schaut als auf die Theorie.

Leider setzte sich die Vermischung der beiden Denkweisen in allen diesen späteren Büchern fort, obwohl sich Clausewitz bemühte, sein früheres Denken zu revidieren. So finden wir selbst hier zahlreiche Beispiele seines idealistischen Denkens, das sich vor allem auf die Notwendigkeit konzentriert, die feindliche Streitkraft zu vernichten[33]. Schauen wir uns einen Ausschnitt an, der in seiner Widersprüchlichkeit die Spannungen zwischen Clausewitz' beiden unterschiedlichen Ansichten über den Krieg besonders gut zeigt:

> »Das Niederwerfen des Feindes ist das Ziel des Krieges, Vernichtung der feindlichen Streitkräfte das Mittel. Es bleibt beim Angriff wie bei der Verteidigung [...]
>
> Angriff [führt] zur Eroberung des Landes; es ist also dies sein Gegenstand, braucht aber nicht das ganze Land zu sein, sondern kann sich auf einen Teil, eine Provinz, einen Landstrich, eine Festung usw. beschränken. Alle diese Dinge können einen genügenden Wert haben als politische Gewichte beim Frieden, entweder zum Behalten oder zum Austausch.

---

32 Clausewitz' Brief an Gröben vom 21.11.1829, gedruckt in: Kessel, Zur Genesis, S. 422 f.

33 Beispielsweise Vom Kriege, S. 949–951.

> Der Gegenstand des strategischen Angriffs kann also von der Eroberung des ganzen Landes in zahllosen Abstufungen herab gedacht werden bis zum unbedeutendsten Platz[34].«

Wie konnte Clausewitz dogmatisch behaupten, »das Niederwerfen des Feindes [sei] das Ziel des Krieges«, das der »Vernichtung der feindlichen Streitkräfte« bedarf, wenn er nur zwei Zeilen später erkannte, dass der Gegenstand ein beliebiges Element eines breiten Spektrums politischer Ziele sein könne? Wenn nur ein unbedeutender Platz rechtzeitig erobert werden muss, um politische Verhandlungen führen zu können, so ist es doch sicher nicht notwendig, die gesamten feindlichen Streitkräfte zu zerstören, um dieses Ziel zu erreichen. So zeigt uns dieser Ausschnitt die fortdauernde Koexistenz und Widersprüchlichkeit seiner beiden verschiedenen Denkweisen.

3. Der realistische Clausewitz

Die Bestimmung der Kriegsziele durch die Politik wurde in den Jahren 1827 bis 1830 ein Hauptthema in den Schriften des realistischen Clausewitz'. Im folgenden Textausschnitt schuf Clausewitz ein Bild, in dem er zwei sich gegenüberstehende Heere als elektrische Pole beschreibt:

> »Die meisten Kriege erscheinen nur wie eine gegenseitige Entrüstung, wobei jeder zu den Waffen greift, um sich selbst zu schützen und dem anderen Furcht einzuflößen und – gelegentlich ihm einen Streich beizubringen. Es sind also nicht zwei sich einander zerstörende Elemente, die zusammengebracht sind, sondern es sind Spannungen noch getrennter Elemente, die sich in einzelnen kleinen Schlägen entladen.
>
> Welches ist nun aber die nicht leitende Scheidewand, die das totale Entladen [der Energie] verhindert? Warum geschieht der philosophischen Vorstellungsweise [d.h. dem Ideal] nicht Genüge[35]?«

In verschiedenen Kriegen existierte diese »nicht leitende« Wand zwischen den beiden Polen, die in größerem oder geringerem Maße einen »absoluten«, vollkommenen Krieg verhinderte. Diese unsichtbare Trennwand, so meinte Clausewitz nun, bestünde aus den verschiedenen politischen Beschränkungen, die jedem Krieg auferlegt waren. Clausewitz schrieb daher in einem Brief vom 22. Dezember 1827:

> »Der Krieg ist kein selbständiges Ding, sondern die Fortsetzung der Politik mit veränderten Mitteln, daher sind die Hauptlineamente aller großen strategischen Entwürfe *größtenteils politischer Natur*, und immer um so mehr, je mehr sie das Ganze des Krieges und Staates umfassen. Der ganze Kriegsplan geht unmittelbar aus dem politischen Dasein der beiden krieg-

34 Ebd., S. 875; siehe auch S. 999.
35 Ebd., S. 953.

führenden Staaten sowie aus ihren Verhältnissen zu anderen hervor. Aus dem Kriegsplan geht der Feldzugsplan hervor, und ist sogar, wenn nämlich sich alles auf ein Kriegstheater beschränkt, oft identisch mit demselben. Aber auch in die einzelnen Teile eines Feldzuges zieht sich das politische Element hinein, und es ist wohl selten irgendein großer Akt des Krieges, wie eine Schlacht usw., wo sich nicht noch einiger Einfluß davon zeigte. Nach dieser Ansicht kann von einer *rein militärischen* Beurteilung eines großen strategischen Ganzen sowie von einem rein militärischen Entwurf desselben nicht die Rede sein [...]

Bis jetzt [hat man] das rein Militärische eines großen strategischen Entwurfes von dem Politischen [...] trennen und das letztere wie etwas Ungehöriges [...] betrachten wollen. Der Krieg ist nichts als die Fortsetzung der politischen Bestrebungen mit veränderten Mitteln. Diese Ansicht lege ich der ganzen Strategie zugrunde und glaube, daß, wer sich weigert, ihre Notwendigkeit anzuerkennen, noch nicht recht einsieht, worauf es ankommt. Durch diesen Grundsatz wird die ganze Kriegsgeschichte verständlich, ohne ihn ist alles voll der größten Absurditäten[36].«

Was sind, wenn die Politik dominiert, die Kriegsziele, die von der Politik bestimmt werden? Clausewitz hatte bereits festgestellt, dass diese von der Besetzung eines unbedeutenden Platzes bis zur Eroberung eines Landes reichen können. Im Achten Buch äußerte sich Clausewitz dazu, wie ein Krieg geplant wird, wenn das Ziel beschränkt ist, sowie zur Art der Planung, wenn die Ziele unbeschränkt sind. Dabei gerät er beinahe in eine neue Falle, nämlich den Krieg dualistisch zu betrachten, als eine von nur zwei möglichen Formen, als beschränkten oder unbeschränkten Krieg. Bereits im Jahre 1804 hatte er in einem Artikel über Strategie die »doppelte Art« des Krieges kurz berührt: »Der politische Zweck des Krieges kann doppelter Art sein: Entweder den Gegner ganz zu vernichten, seine Staatenexistenz aufzuheben, oder ihm beim Frieden[svertrag] Bedingungen vorzuschreiben.« Aber gleichzeitig war er noch immer der Ansicht, dass es »in beiden Fällen [unsere] Absicht sein [muß], die feindlichen Kräfte so zu lähmen, daß er [der Feind] entweder gar nicht oder nicht ohne Gefahr seiner ganzen Existenz den Krieg fortsetzen kann«[37]. Mit anderen Worten: 1804 hatte Clausewitz noch nicht daran geglaubt, ein Krieg könne in Abhängigkeit von dessen politischen Zielen auf unterschiedliche Weise geführt werden. In einer Nachricht vom 10. Juli 1827, in der er ankündigte, er müsse das Erste bis Sechste Buch von *Vom Kriege* überarbeiten, verwies er erneut auf die »doppelte Art des Krieges«[38]. Diese seltsam dualistische Idee, in der einige den Einfluss der Hegelschen Dialektik sahen, führte Clausewitz fast in eine logische Sackgasse, weil er in seinem Denken den Krieg *nur* als eine von zwei möglichen Erscheinungsformen betrachtete. Seine eigene Logik ließ ihn jedoch an anderer

36 Clausewitz, Verstreute kleine Schriften, S. 495 f.
37 Ebd., S. 20.
38 Vom Kriege, S. 179.

Stelle[39] feststellen, dass Kriege entlang einer gleitenden Skala zu klassifizieren sind, von einem defensiven, aber unbeschränkten Krieg (z.B. die Position Russlands im Jahre 1812) über einen sehr beschränkten (z.B. Säbelrasseln auf beiden Seiten als reine Geste, bevor man zu diplomatischen Verhandlungen zurückkehrt) bis hin zu einem massiven, unbeschränkten Krieg (z.B. Napoleons offensiven Eroberungskriegen). In einer anschaulichen Erklärung dazu bezeichnete Clausewitz den Krieg als ein »wahres Chamäleon, weil er in jedem konkreten Falle seine Natur etwas ändert«[40].

Beim Schreiben des Siebenten und Achten Buches sowie in der Überarbeitung des Ersten Buches verwendete Clausewitz einige unbeholfene und wenig überzeugende stilistische Kniffe, um diesen plötzlichen Bruch in seinem Denken in den bereits vorhandenen Text einzupassen: »Wir würden [...] *gleich von vornherein* aufgestellt haben«, dass Krieg ein Mittel der Politik ist und es daher sehr unterschiedliche Formen des Krieges geben kann, »wenn es nicht notwendig gewesen wäre, eben jene Widersprüche recht deutlich hervorzuheben und die verschiedenen Elemente auch getrennt zu betrachten«[41]. Aber er erkannte, dass diese stilistischen Kniffe unzureichend waren und er tatsächlich neu beginnen musste.

Das Achte und das Erste Buch enthalten daher zahlreiche Passagen, in denen er denselben Grundsatz wiederholt: »Krieg ist nur ein Teil des politischen Verkehrs, also durchaus nichts Selbständiges.«

> »Man weiß freilich, daß der Krieg nur durch den politischen Verkehr der Regierungen und der Völker hervorgerufen wird; aber gewöhnlich denkt man sich die Sache so, daß mit ihm jener Verkehr aufhöre und ein ganz anderer Zustand eintrete, welcher nur seinen eigenen Gesetzen unterworfen sei. Wir behaupten dagegen, der Krieg ist nichts als eine Fortsetzung des politischen Verkehrs mit Einmischung anderer Mittel [... D]ieser politische Verkehr [hört] durch den Krieg selbst nicht auf [..., wird] nicht in etwas ganz anderes verwandelt [...], sondern [besteht] in seinem Wesen fort [...], wie auch seine Mittel gestaltet sein mögen, deren er sich bedient [...] Hiernach kann der Krieg niemals von dem politischen Verkehr getrennt werden [...] Krieg [kann] nicht seinen eigenen Gesetzen folgen [...], sondern [muß] als Teil eines anderen Ganzen betrachtet werden – und dieses Ganze ist die Politik [...] Politik [macht] aus dem [Krieg] ein bloßes Instrument [...]
>
> Gehört der Krieg der Politik an, so wird er ihren Charakter annehmen. Sobald sie großartiger und mächtiger wird, so wird es auch der Krieg, und das kann bis zu der Höhe steigen, wo der Krieg zu seiner absoluten Gestalt gelangt[42].

---

39 Vom Kriege, S. 955.
40 Ebd., S. 212.
41 Ebd., S. 990.
42 Ebd., S. 990 ff.

> Also noch einmal: der Krieg ist ein Instrument der Politik[43]; er muß notwendig ihren Charakter tragen, er muß mit ihrem Maße messen; die Führung des Krieges in seinen Hauptumrissen ist daher die Politik selbst, welche die Feder mit dem Degen vertauscht, aber darum nicht aufgehört hat, nach ihren eigenen Gesetzen zu denken[44].
>
> Wir sehen also erstens: daß wir uns den Krieg unter allen Umständen als kein selbständiges Ding, sondern als ein politisches Instrument zu denken haben [...]
>
> Zweitens: zeigt uns ebendiese Ansicht, wie verschieden die Kriege nach der Natur ihrer Motive und der Verhältnisse, aus denen sie hervorgehen, sein müssen[45].«

Tatsächlich beeinflussen die Ziele eines jeden Krieges, d.h. der politische Zustand um dessentwegen dieses Ziel erreicht werden soll, die Art und Weise, in der dieser Krieg geführt wird[46].

> »Je kleiner das Opfer ist, welches wir von unserem Gegner fordern, um so geringer dürfen wir erwarten, daß seine Anstrengungen sein werden, es uns zu versagen. Je geringer aber diese sind, um so kleiner dürfen auch die unsrigen bleiben. Ferner, je kleiner unser politischer Zweck ist, um so geringer wird der Wert sein, den wir auf ihn legen, um so eher werden wir uns gefallen lassen, ihn aufzugeben: also um so kleiner werden auch aus diesem Grunde unsere Anstrengungen sein. So wird also der politische Zweck als das ursprüngliche Motiv des Krieges das Maß sein, sowohl für das Ziel, welches durch den kriegerischen Akt erreicht werden muß, als für die Anstrengungen, die erforderlich sind[47].«

Oder, wie er einige Seiten später formuliert:

> »Je großartiger und stärker die Motive des Krieges sind, je mehr sie das ganze Dasein der Völker umfassen, je gewaltsamer die Spannung ist, die dem Kriege vorhergeht, um so mehr wird der Krieg sich seiner abstrakten [idealen] Gestalt nähern, um so mehr wird es sich um das Niederwerfen des Feindes handeln, um so mehr fallen das kriegerische Ziel und der politische Zweck zusammen, um so reiner kriegerisch, weniger politisch scheint der Krieg zu sein. Je schwächer aber Motive und Spannungen sind [...], um so mehr muß also der Krieg [von der politischen Führung] von seiner natürlichen Richtung [hin zu extremer Gewalt] abgelenkt werden, um so verschiedener ist der politische Zweck von dem Ziel eines idealen Krieges, um so mehr scheint der Krieg politisch zu werden[48].«

Allerdings, so ergänzte er einsichtsvoll, kann ein und derselbe politische Zweck bei zwei verschiedenen Völkern oder selbst bei ein und demselben

---

43 Die Politik meint hier die politischen Entscheidungsträger, also diejenigen, die die Politik formulieren.
44 Ebd., S. 998.
45 Ebd., S. 212.
46 Ebd., S. 196.
47 Ebd., S. 200 f.
48 Ebd., S. 211.

Volk in verschiedenen Momenten in seiner Geschichte einen ganz unterschiedlichen Wert haben. Wenn er an der Spitze eines breiten Spektrums anderer Überlegungen steht, kann er entweder durch das Übergewicht der Faktoren, die ein Volk dazu bewegen, den Frieden zu erhalten, erdrückt werden oder er kann als Funke dienen, der ein Pulverfass von anderen Faktoren entzündet und das Volk dazu bringt, Krieg zu führen[49].

> »Der Krieg einer Gemeinheit – ganzer Völker – und namentlich gebildeter Völker geht immer von einem politischen Zustande aus und wird nur durch ein politisches Motiv hervorgerufen. Er ist also ein politischer Akt.«

Aus diesem Grunde ist der Krieg keine unkontrollierte Explosion in alle Richtungen, sondern er bleibt beschränkenden Faktoren wie der Friktion ausgesetzt, und noch wichtiger, auch der politischen Kontrolle unterworfen: Er steht unter dem Willen einer ihn leitenden Intelligenz.

> »Bedenken wir nun, daß der Krieg von einem politischen Zweck ausgeht, so ist es natürlich, daß dieses erste Motiv, welches ihn ins Leben gerufen hat, auch die erste und höchste Rücksicht bei seiner Leitung bleibt. Aber der politische Zweck ist deshalb kein despotischer Gesetzgeber, er muß sich der Natur des Mittels fügen und wird dadurch oft ganz verändert, aber immer ist er das, was zuerst in Erwägung gezogen werden muß. Die Politik also wird den ganzen kriegerischen Akt durchziehen und einen fortwährenden Einfluß auf ihn ausüben, soweit es die Natur der in ihm explodierenden Kräfte zuläßt.
>
> *Der Krieg ist eine bloße Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln.*
>
> So sehen wir also, daß der Krieg nicht bloß ein politischer Akt, sondern ein wahres politisches Instrument ist, eine Fortsetzung des politischen Verkehrs, ein Durchführen desselben mit anderen Mitteln. Was dem Kriege nun noch eigentümlich bleibt, bezieht sich bloß auf die eigentümliche Natur seiner Mittel. Daß die Richtungen und Absichten der Politik mit diesen [militärischen] Mitteln nicht in Widerspruch treten, das kann die Kriegskunst im Allgemeinen und der Feldherr in jedem einzelnen Falle fordern.«

Die Natur des Krieges und die konkreten militärischen Werkzeuge, die einer Regierung zur Verfügung stehen, werden sie zwingen ihre Ziele anzupassen und werden somit einen gewissen Einfluss ausüben auf den politischen Zweck, den die Regierung verfolgt. Dennoch bleibt die Politik der bestimmende Faktor, die sich daraus ergebenden militärischen Handlungen sind von diesem Faktor abhängig. Um einen Krieg zu verstehen, muss man beides verstehen: sowohl seinen politischen Zweck als auch die Natur der militärischen Werkzeuge, mit denen er geführt wird[50].

Der reale Krieg ist somit fast immer weniger gewalttätig als der ideale Krieg. Obgleich das Ziel des abstrakten, idealen, absoluten Krieges darin besteht, den Gegner wehrlos zu machen, so ist dies nicht notwendigerweise das Ziel eines jeden Krieges, wie der Idealist Clausewitz so oft be-

---

49 Ebd., S. 200 f.
50 Ebd., S. 209 f.

hauptet hat. In realen Kriegen, in der realen Geschichte gibt es zahllose Beispiele, in denen Frieden geschlossen wurde, ohne den »Feind niederzuwerfen« oder seinen Staat zu Fall zu bringen. Nicht jeder Krieg muss bis zum Ende, bis zum Zusammenbruch der einen oder anderen Seite geführt werden. »Man kann denken, daß bei sehr schwachen Motiven und Spannungen, eine leichte, kaum angedeutete Wahrscheinlichkeit schon hinreicht, den, gegen welchen sie gerichtet ist, zum Nachgeben zu bewegen.«

Clausewitz postulierte vielleicht etwas zu optimistisch, dass »Krieg kein Akt blinder Leidenschaft ist.« (Diese These hätte er allerdings nach der Erfahrung der beiden Weltkriege des zwanzigsten Jahrhunderts kaum aufrechterhalten können!) Aus dieser These folgerte er, der politische Zweck eines Krieges sowie sein Wert für die Regierung müsse den Umfang, die Dauer und Stärke des Kraftaufwandes bestimmen, den man einsetzt, um diesen Zweck zu erreichen. Wird der Kraftaufwand im Verhältnis zu dem politischen Zweck, dem er dienen soll, zu groß, so muss dieser aufgegeben werden und man muss stattdessen einen Friedenschluss mit Konzessionen an den Gegner wählen[51]. (Wieder sollte diese vernünftige Aussage im folgenden Jahrhundert keine allgemeine Anwendung finden, wenn man den Preis an Menschenleben bedenkt, der für die Ergebnisse des Ersten Weltkrieges gezahlt wurde).

In seiner Überarbeitung des Ersten Buches ging Clausewitz dazu über, eine Reihe von Möglichkeiten zu erörtern, bei denen Gewalt eingesetzt werden könnte. Er sah die Vernichtung der feindlichen Streitkräfte und die Besetzung des feindlichen Gebietes *nicht* länger als die *einzigen* Möglichkeiten. Man kann sich dafür entscheiden, eine Reihe von Schlachten zu führen und Siege zu erringen, bis der Feind niedergeschlagen ist. Man kann sich aber auch mit einem spektakulären Sieg (mit großen psychischen Effekten) zufrieden geben, der die Selbstwahrnehmung des Feindes als unverwundbar zerstört und in ihm einen dauerhaften Respekt für den Sieger hervorruft; ein Respekt, der dann die Beziehungen zwischen beiden bestimmt, anstatt dass weitere Kämpfe zwischen ihnen geführt werden. Man kann den Gegner auch mit unblutigen Mitteln entscheidend schwächen. Zum Beispiel kann man versuchen, ihm seine Bündnispartner abspenstig zu machen. Oder man kann auf der eigenen Seite durch Bündnisse mehr Macht vereinen und das Kräftegleichgewicht so entscheidend verändern, dass keine Schlacht mehr notwendig ist, um die eigene Überlegenheit zu beweisen. Der Gegner müsste sich dann vernünftigerweise ohne Blutvergießen ergeben[52]. Da die Anstrengungen, die beide Seiten im Krieg unternehmen müssen, in den Variablen des Umfangs, Kraftaufwands und der Dauer des Einsatzes gemessen werden können und vom Gesamtmotiv bzw. dem politischen Zweck abhängig sind, erkannte Clausewitz, dass Ungleichgewicht in einer dieser Variablen durch ein umgekehrtes Ungleichgewicht in einer anderen Variablen

---

51 Ebd., S. 216 f.
52 Ebd., S. 218 f.

ausgeglichen werden kann. (Später würden Militärdenker dies als den Handel zwischen Zeit, Raum und Kräften ausdrücken: In einer ungleichgewichtigen oder asymmetrischen Verteilung dieser Variablen kann z.B. die an Streitkräften schwächere Partei auf einen länger dauernden Krieg setzen oder sich in größerer Tiefe verteidigen, falls sie viel Raum hat, um den stärkeren Gegner doch noch zu ermatten.) Clausewitz schlussfolgerte, dass es

> »im Kriege der Wege zum Ziele viele gibt, daß nicht jeder Fall an die Niederwerfung des Gegners gebunden ist, daß Vernichtung der feindlichen Streitkraft, Eroberung feindlicher Provinzen, bloße Besetzung derselben, bloße Invasion derselben, Unternehmungen, die unmittelbar auf politische Beziehungen gerichtet sind, endlich ein passives Abwarten der feindlichen Stöße – alles Mittel sind, die jedes für sich zur Überwindung des feindlichen Willens gebraucht werden können, je nachdem die Eigentümlichkeit des Falles.[53]«

Und an späterer Stelle hat er eindeutig neuen Text in das Erste Buch eingefügt. Wir finden noch immer den Ideal-Kriegs-Clausewitz, der erklärt, »die Vernichtung der feindlichen Streitkraft ist also immer das Mittel, um den Zweck des Gefechts zu erreichen«, gefolgt vom realistischen Clausewitz, der ergänzt:

> »Dieser Zweck kann ebenfalls die bloße Vernichtung der feindlichen Streitkraft sein, aber dies ist keineswegs notwendig, sondern er kann auch etwas ganz anderes sein. Sobald nämlich [...] das Niederwerfen des Gegners nicht das einzige Mittel ist, den politischen Zweck zu erreichen, sobald es andere Gegenstände gibt, welche man als Ziel im Kriege verfolgen kann,«

um zu diesem Zweck zu gelangen, können diese an die Stelle der Vernichtung der feindlichen Streitkraft treten.

Als Beispiel führte er das militärische Ziel an, einen Berg oder eine Brücke einzunehmen. In einem solchen Falle wäre die Vernichtung der feindlichen Streitkraft ein ebenso gültiger Weg wie das bloße Vertreiben der feindlichen Soldaten, die diesen strategischen Punkt besetzt halten. Er räumte sogar ein, dass ein Gefecht unnötig sein kann, wenn das Ungleichgewicht der Kräfte zwischen beiden Seiten so groß ist, dass die schwächere Seite schon durch das bloße Abschätzen des Ergebnisses überzeugt werden kann, sich zu ergeben. Dennoch – und hier fand er die Synthese seiner beiden einander widersprechenden Thesen – ist das Gefecht die Grundlage eines jeden Konflikts; das *tatsächliche* Gefecht oder das *virtuelle* Gefecht durch einen Vergleich der Streitkräfte. Selbst wenn das Gefecht in letzter Minute abgesagt wird, weil die schwächere Seite wichtige Zugeständnisse macht, ohne auf dem Feld verloren zu haben, muss die Schlacht glaubhaft angedroht werden, um diese Wirkung zu erzielen. Und an dieser Stelle wiederholte er seine berühmte These aus dem Jahre 1804, nämlich: »Die Waffenentscheidung ist für alle großen

---

53 Ebd., S. 221.

und kleinen Operationen des Krieges, was die bare Zahlung für den Wechselhandel ist[54].« Jede diplomatische Drohung muss durch die Glaubhaftigkeit und Wahrscheinlichkeit ihrer militärischen Durchführung unterstützt werden, genau wie ein Scheck durch das Guthaben auf einer Bank gedeckt sein muss. Wenn die Anwendung von Gewalt nicht glaubhaft angedroht wird, so kann der Bluff als solcher entlarvt werden.

Im Achten Buch lässt uns Clausewitz an seiner intellektuellen Entwicklung teilhaben, indem er einen historischen Überblick über die Kriegführung gibt, den er eigentlich zu Beginn von *Vom Kriege* hätte geben sollen. Ich habe zu Beginn dieses Kapitels viel daraus zitiert, und er fasst es so zusammen:

> »Halbgebildete Tataren, Republiken der alten Welt, Lehnsherren und Handelsstädte des Mittelalters, Könige des achtzehnten Jahrhunderts, endlich Fürsten und Völker des neunzehnten Jahrhunderts: alle führen den Krieg auf ihre Weise, führen ihn anders, mit anderen Mitteln und nach einem anderen Ziel[55].«

Er erläuterte, er habe diesen Überblick nicht angestellt,

> »um für jede Zeit in der Geschwindigkeit ein paar Grundsätze der Kriegführung anzugeben, sondern nur um zu zeigen, wie jede Zeit ihre eigenen Kriege, ihre eigenen beschränkenden Bedingungen, ihre eigene Befangenheit hatte. Jede [Zeit] würde also auch ihre eigene Kriegstheorie behalten, selbst wenn man überall, früh und spät, aufgelegt gewesen wäre, sie nach philosophischen Grundsätzen zu bearbeiten. Die Begebenheiten jeder Zeit müssen also mit Rücksicht auf ihre Eigentümlichkeiten beurteilt werden [...]
>
> Aber diese nach den eigentümlichen Verhältnissen der Staaten und der Kriegsmacht bedingte Kriegführung muß doch etwas noch Allgemeineres oder vielmehr etwas ganz Allgemeines in sich tragen, mit welchem vor allem die Theorie es zu tun haben wird.
>
> Die letzte Zeit, wo der Krieg seine absolute Gewalt erreicht hatte, hat des allgemein Gültigen und Notwendigen am meisten. Aber es ist ebenso unwahrscheinlich, daß die Kriege fortan alle diesen großartigen Charakter haben werden, als daß sich je die weiten Schranken, welche ihnen [in den Napoleonischen Kriegen] geöffnet worden sind, ganz wieder schließen können. Man würde also mit einer Theorie, die nur in diesem absoluten Kriege verweilte, alle Fälle, wo fremdartige Einflüsse seine Natur verändern, entweder ausschließen oder als Fehler verdammen. Dies kann nicht der Zweck der Theorie sein [...] Die Theorie wird also [...] immer die Verschiedenartigkeit der Verhältnisse im Auge haben, von welchen der Krieg ausgehen kann, und sie wird also die große Lineamente desselben so an-

---

54 Clausewitz: Verstreute kleine Schriften, S. 35, und Vom Kriege, S. 223–226.

55 Vom Kriege, S. 962. John Keegan hat somit Unrecht, wenn er behauptet, Clausewitz ignoriere »die Bedeutung kultureller Faktoren in den Angelegenheiten der Menschen«; siehe Keegan, A History, S. 46 f.

geben, daß das Bedürfnis der Zeit und des Augenblickes darin seinen Platz finde.

Hiernach müssen wir sagen, daß das Ziel, welches sich der Kriegsunternehmer setzt, die Mittel, welche er aufbietet, sich nach den ganz individuellen Zügen seiner Lage richten, daß sie aber eben den Charakter der Zeit und der allgemeinen Verhältnisse an sich tragen werden, endlich, daß sie den allgemeinen Folgerungen, welche aus der Natur des Krieges gezogen werden müssen, unterworfen bleiben[56].«

Clausewitz' historischer Überblick im Achten Buch enthält so viele Beispiele für einen beschränkten Krieg, dass er sich gezwungen sah, zu schreiben,

»man könnte zweifeln, daß unsere Vorstellung von dem ihm [dem Kriege] absolut zukommenden Wesen einige Realität hätte, wenn wir nicht gerade in unseren Tagen den wirklichen Krieg in dieser absoluten Vollkommenheit hätten auftreten sehen. Nach einer kurzen Einleitung, die die französische Revolution gemacht hat, hat ihn der rücksichtslose Bonaparte schnell auf diesen Punkt [der Vollkommenheit] gebracht[57].«

(Und er wiederholte, wie wir bereits gesehen haben, dass in der letzten Zeit »der Krieg seine absolute Gewalt erreicht hatte«[58]) Das Phänomen dieser Kriege führte ihn »natürlich und notwendig« zur Entdeckung des »ursprünglichen Begriff[s]« des Krieges, dem Ideal des Krieges. Beim Formulieren einer diesbezüglichen Theorie musste sich Clausewitz der Frage stellen, »ob der Krieg nur so [wie die Napoleonischen Kriege] sein soll oder noch anders sein kann.« Da er in der Geschichte so viele Beispiele zu Gunsten der letzteren Frage gefunden hatte, musste er das Ziel seines früheren Werkes verwerfen, eine klare, einfache Theorie zu finden, die nur auf die Napoleonischen Kriege zutraf. Denn sie war ungeeignet, das zu erläutern, was in so vielen anderen Kriegen tatsächlich geschehen war. Stattdessen entschloss er sich nun, dass seine Theorien vom Krieg auf die verschiedenen historischen Beweise anwendbar sein sollten:

»Wir werden uns also dazu verstehen müssen, Krieg wie er sein soll, nicht aus seinem bloßen [idealen] Begriff zu konstruieren, sondern allem Fremdartigen, was sich darin einmischt und daransetzt, seinen Platz zu lassen, aller natürlichen Schwere und Reibung der Teile, der ganzen Inkonsequenz, Unklarheit und Verzagtheit des menschlichen Geistes; wir werden die Ansicht fassen müssen, daß der Krieg [...] hervorgeht aus augenblicklich vorhergehenden Ideen, Gefühlen und Verhältnissen, ja wir müssen, wenn wir ganz wahr sein wollen, einräumen, daß dies selbst der Fall gewesen ist, wo er seine absolute Gestalt angenommen hat, nämlich unter Bonaparte [...].

Dies alles muß die Theorie zugeben, aber es ist ihre Pflicht, die absolute Gestalt obenan zu stellen und sie als einen allgemeinen Richtpunkt zu

56 Vom Kriege, S. 973 f.
57 Ebd., S. 953.
58 Ebd., S. 973.

> gebrauchen, damit derjenige, der aus der Theorie etwas lernen will, sich gewöhne, sie nie aus den Augen zu verlieren, sie als das ursprüngliche Maß aller seiner Hoffnungen und Befürchtungen zu betrachten, um sich ihr zu nähern, wo er es kann oder wo er es muß[59].«

Über die Zukunft des Krieges spekulierend, schrieb Clausewitz:

> »Ob es nun immer so bleiben wird, ob alle künftigen Kriege in Europa immer mit dem ganzen Gewicht der Staaten und folglich nur um große, den Völkern naheliegende Interessen geführt sein werden, oder ob nach und nach wieder eine Absonderung der Regierung von dem Volke eintreten wird, dürfte schwer zu entscheiden sein.[60]«

Das bedeutet daher, dass es zum »absoluten« Krieg kommt, wenn die »großartigen Interessen« der Völker, die später in der amerikanischen Literatur meist als »lebenswichtige Interessen« bezeichnet werden, in Gefahr sind. Wenn dagegen Regierungen Krieg führen, ohne sich die Unterstützung des Volkes zu Nutze zu machen, so werden diese für beschränkte Kriegsziele geführt und sind selbst beschränkt. Das ist ein sehr wichtiger Punkt. (Es ist in der Tat bemerkenswert, dass es für etwa ein halbes Jahrhundert keine weiteren »absoluten« Kriege gab, in denen die ganze Bevölkerung mobilisiert wurde, ähnlich der französischen *levée en masse*.)

4. Die beiden Clausewitze

Selbst nach seiner großartigen Erkenntnis aus dem Jahre 1827 erachtete Clausewitz den absoluten Krieg näher am Wesen des Krieges (er verwendet die Bezeichnung *Begriff)* und fand lediglich in der Politik, der Reibung und den Umständen die Gründe dafür, warum ein bestimmter Krieg endet, bevor er zu einem absoluten Krieg wird[61].

Schließlich dürfen wir nicht vergessen, dass Clausewitz nicht nur die Überarbeitung seines Werkes abbrechen musste. Zu dem Zeitpunkt, als er die Arbeit an seinem Werk einstellte, war er lediglich mit einem einzigen überarbeiteten Abschnitt, dem Ersten Buch, zufrieden[62]. Zum Rekapitulieren: In seinem früheren Werk – dem *ersten Entwurf* des Ersten und Zweiten Buches sowie dem Dritten bis Sechsten Buch – dachte Clausewitz beim Schreiben hauptsächlich an den »absoluten« Krieg, einen Krieg, dessen Ziel stets darin besteht, den Feind in einer Haupt- oder Entscheidungsschlacht niederzuwerfen, seinen Staat zu Fall zu bringen, seine Landesfläche zu besetzen und seinen Willen zum Widerstand zu brechen.

---

59 Ebd., S. 953 ff.
60 Ebd., S. 972 f.
61 Ebd., S. 953 f.
62 Kessel, Zur Genesis, S. 405–423.

Im Achten Buch beschrieb er dies mit den Kriegen, die er zu seiner Zeit erlebt hatte, Kriegen, die Napoleon zu »ihrer absoluten Vollkommenheit« führte. In der *ersten Fassung* des Ersten Buches beschrieb er »absoluten« Krieg eher als ein Ideal, einen theoretischen Begriff, dem sich die Realität annähern kann, der aber meist ein Abstraktum bleibt, die extreme Vorstellung dessen, was Krieg sein kann. Im Siebenten, Achten und den *überarbeiteten* Ersten und Zweiten Büchern, die alle nach 1827 geschrieben wurden, erweiterte Clausewitz seine Theorie des Krieges, so dass sie nicht nur den »absoluten« Krieg, sondern auch die vielen beschränkteren Formen des Krieges umfasst, die er in der Realität, in der europäischen Geschichte auf beiden Seiten der französischen Kriege gefunden hatte. Erst hier führte er die berühmte These vom Krieg ein, der vom politischen Zweck abhängig ist, für den er geführt wird. So fügte Clausewitz die politische Variable, für die er so berühmt ist, erst in den letzten vier Jahren seines Lebens in sein Werk ein.

Clausewitz' Werk ist, obwohl unvollendet und obwohl es sogar zu Missverständnissen mit den verheerendsten Folgen geführt hat, herausragend in seiner Stärke, ja selbst in seiner Unklarheit. Denn selbst in seiner anfänglichen Blindheit in Bezug auf die Bedeutung der Politik im Kriege verstand Clausewitz etwas sehr Wichtiges: nämlich den grenzenlosen Schrecken des Krieges und sein Potenzial, aufgrund seiner äußerst gewaltsamen Natur zu »explodieren«, außer Kontrolle zu geraten, selbst wenn der politische Zweck genau definiert ist und in den Streitkräften Disziplin herrscht. Die Spannung zwischen seinem »absoluten« Krieg und den beschränkten Kriegen, die er kannte, besteht in dem Widerspruch zwischen der Entfesselung von Brutalität und der Selbstdisziplin; zwischen dem Zusammenbruch der Gesetze der menschlichen Gesellschaft (an erster Stelle des »Du sollst nicht töten«) und dem Auferlegen von Beschränkungen für das nachfolgende Chaos und Gemetzel. Selbst in seinen Widersprüchen zeigt er große Weisheit. Wie wir gesehen haben, stellt er wiederholt die Behauptung auf, die totale Vernichtung des Feindes sei notwendig, um die Kriegsziele wirklich zu erreichen, und dass das Land des Feindes erobert werden müsse, »denn aus dem Lande könnte sich eine neue Streitkraft bilden«. Andererseits stellte er fest, dass, da die Politik die Kriegführung bestimmt, ein Krieg nun einmal als beendet anzusehen ist, sobald Frieden geschlossen wurde[63]. Betrachtet man zum Beispiel die Erfahrungen aus dem Sieg der Alliierten über Deutschland im Ersten Weltkrieg, nach dem Deutschland nicht besetzt wurde, oder die Erfahrungen aus dem Golfkrieg gegen Irak von 1991, nach dem der Irak ebenfalls nicht besetzt wurde, so kann man feststellen, dass Clausewitz in seinem Widerspruch noch immer in beiden Punkten Recht hat. Die Spannungen und Widersprüche in seinem unvollendeten Werk sind im Wesentlichen auf die Konflikte zwischen den Tatsachen und Absichten in der realen Welt zurückzuführen.

63 Vom Kriege, S. 215.

Mit der Erfahrung des Ersten Weltkrieges hinter sich, hatte der britische Stratege Captain Sir Basil Liddell Hart somit bis zu einem gewissen Punkt Recht mit seiner Kritik an Clausewitz. Er stellte fest, Clausewitz' Schriften seien in sich widersprüchlich, aber er selbst löste diese Widersprüche nicht auf. Er erkannte die Passagen an, in denen die Neigung des Krieges hin zum Extremen durch die ihn beeinflussenden politischen Ziele eingeschränkt wird, aber er fügte hinzu:

> »Leider kamen diese Einschränkungen auf den hinteren Seiten und wurden in einer philosophischen Sprache vermittelt, die dem einfachen Soldaten, der im wesentlichen konkret denkt, verwirrten. Solche Leser klammerten sich an die offensichtlichen Bedeutungen der Leitsätze und ließen das Folgende aufgrund des Abstands und der Unklarheit außer acht. Um Clausewitz gerecht zu werden, muß man auf seine Vorbehalte aufmerksam machen, aber für die wahre Geschichte muß man die Aufmerksamkeit auf seine abstrakten Verallgemeinerungen richten, da es deren Auswirkungen waren, die den Lauf der europäischen Geschichte beeinflußt haben [...] Denn es war der ideale, und nicht der praktische [den wir hier als der realistische bezeichnet haben] Aspekt seiner Lehre von der Schlacht, der überlebte [...] Von hundert Lesern konnte wahrscheinlich nicht einer der Feinheit seiner Logik folgen bzw. inmitten dieser philosophischen Akrobatik ein echtes Gleichgewicht halten. Aber jeder konnte solche klaren Sätze aufnehmen, wie – ›Wir haben nur ein Mittel im Kriege – das Gefecht‹, ›Der Kampf ist die eigentliche kriegerische Tätigkeit‹: [...]›Die blutige Entladung der Krise, das Bestreben zur Vernichtung der feindlichen Streitkraft, als den erstgeborenen Sohn des Krieges geltend zu machen.‹ ›Nur große und allgemeine Gefechte geben große Erfolge.‹ ›Wir mögen nichts hören von Feldherren, die ohne Menschenblut siegen[64].‹«

Wahrscheinlich teilten die meisten, die Clausewitz genau zu lesen versuchten, das mangelnde Verständnis, das Liddell Hart hier dem durchschnittlichen Leser zuschreibt. Daher stellen wir oft fest, dass Clausewitz sehr einseitig gelesen wird. Daher meinen viele seiner Leser, es gäbe nur ein Clausewitzsches Kriegsmodell, obgleich es tatsächlich mindestens zwei Hauptformen gibt, den ideellen, ungedrosselten Krieg, den Clausewitz zuerst beschrieb, und den von der Variablen der Politk beeinflussten, den der realistische Clausewitz gegen Ende seines Lebens zu verstehen versuchte.

Es wäre falsch, diese beiden Ansichten vom Krieg als sich gegenseitig ausschließend zu betrachten. Es wäre genauso, als würde der Physiker Licht entweder nur als Wellen oder nur als Teilchen ansehen. Genau wie die Wissenschaftler schon immer nach der einen Formel suchten, die die Grundlagen aller Naturerscheinungen erklärt, waren Strategen lange Zeit von der Suche nach einfachen Regeln fasziniert, die das gesamte strategische Wissen zusammenfassen könnten, wie etwa in dem schönen Satz, dass man, um zu gewinnen, »den Feind am stärksten und schnellsten dort

---

64 Liddell Hart, The Ghost, S. 121, 124–126.

angreift, wo es am meisten wehtut und wenn er es am wenigsten erwartet.« Aber auf einer abstrakteren Ebene wurde keine solche Formel gefunden – abgesehen von der Formel des realistischen Clausewitz, dass Krieg eine Funktion der Variablen »Politik« ist. Dennoch enthält jeder Krieg das Potenzial zur Eskalation, das aus politischen Erwägungen mehr oder weniger wirksam kontrolliert wird oder, wiederum aus politischen Beweggründen, mehr oder weniger wirksam verstärkt wird. Sowohl die Lehren des idealistischen Clausewitz vom »absoluten« Krieg als auch die Lehren des realistischen Clausewitz vom Krieg als einer Funktion der Politik sind auf das Phänomen Krieg anwendbar. Aber sie müssen kritisch und unter Berücksichtigung aller betroffenen Variablen angewandt werden.

Gleichwohl sind die Ansichten zum Krieg des idealistischen und des realistischen Clausewitz nicht alles, was Clausewitz' Denken ausmacht. Im folgenden Kapitel werden wir uns seinen Ausführungen zur Rolle der Politik in der Kriegführung und der Beziehung zwischen Krieg und Gesellschaft zuwenden, ehe wir uns in Kapitel 4 mit einigen eher militärfachlichen Erkenntnissen beschäftigen, für die Clausewitz berühmt ist, sowie mit dem Widerhall, den seine Einsichten in den Schriften nachfolgender Autoren gefunden haben.

III. Politik, die Dreifaltigkeiten und das Verhältnis zwischen politischer Führung und Militär

Clausewitz war weder der Erste, der die Bedeutung der Politik in der Kriegführung erkannt, noch der Einzige, der die politische Dimension verschiedener anderer Aspekte des Krieges analysiert hat. In diesem Kapitel werden wir untersuchen, inwieweit Clausewitz anderen folgte und inwieweit er wiederum andere beeinflusste. Wir werden zuerst Krieg als ein Instrument der Politik betrachten und uns dann auf Clausewitz' Sicht auf die Welt, die Gesellschaft und die Beziehungen zwischen Staaten konzentrieren. Schließlich werden wir Clausewitz' Denken über die Beziehungen zwischen, wie wir heute sagen, politischen Entscheidungsträgern (die Clausewitz unter der Überschrift *Politik* zusammenfasste) und den Feldherren beleuchten. Wie wir sehen werden, wurde diese Frage oft diskutiert, und die Verfälschung von Clausewitz' Ansichten zu diesem Thema hatte beträchtliche Folgen.

1. Krieg als Instrument der Politik

Für Machiavelli war die Idee, der Krieg sei ein Instrument der Politik, zu selbstverständlich, als dass sie gesondert artikuliert werden musste; sein Prinz bedient sich des Krieges aber aus klar politischen Motiven[1]. Inspiriert durch die Verbindung zwischen den politischen Zielen der Französischen Revolution und der französischen Art der Kriegführung, stießen einige von Clausewitz' Zeitgenossen auf ähnliche Beobachtungen. F. Constantin von Lossau, der wie Clausewitz preußischer Offizier war und an den Kriegen gegen Napoleon teilnahm, ging Clausewitz in seinen Überlegungen zum Verhältnis zwischen Politik und Krieg voran. In seinem Buch *Der Krieg* aus dem Jahre 1815 bezeichnete er den Krieg als »ein äußerstes Mittel der Staaten«:

> »Die Politik wacht für die Existenz und für die äußere Prosperität des Staates, sie nimmt das individuelle Interesse desselben wahr; sie gibt die Grundidee, die Richtung und das Ziel an, welchem der Staat sich nähern soll. Da, wo sie aufhört zu wirken, fängt der Krieg an.«

[1] Machiavelli, Der Fürst.

Und Politik, argumentierte er, liefert die Zwecke der Staaten, wobei der Krieg das Mittel der Verwirklichung ist[2]. Damit sah er wie Clausewitz eine Verbindung zwischen Krieg und Politik, aber im Gegensatz zu ihm behauptete Lossau, die Politik operiere nur außerhalb des Krieges.

Otto August Rühle von Lilienstern, der genauso alt war wie Clausewitz, ebenso Scharnhorsts Kurse besucht hatte und an der Kriegsakademie unterrichtete, hatte hinsichtlich der Ausbildung der ihnen anvertrauten Offiziere eine Meinungsverschiedenheit mit Clausewitz. Lilienstern vertrat die Meinung, sie sollten in einem breiten Spektrum von Themen unterrichtet werden, um ihnen ein größeres Allgemeinwissen zu vermitteln. Dagegen war Clausewitz der Ansicht, dass sich die Offiziere darauf konzentrieren sollten, das zu lernen, was für ihren Beruf wichtig sei, ebenso wie er selbst aus seinem *Vom Kriege* alle Debatten über Politik und den politischen Zweck des Krieges heraushielt[3]. 1817–18 veröffentlichte »R. von L.« sein »Handbuch für Offiziere«, in dem er schrieb, dass der endgültige Zweck des Krieges immer politischer Natur sei, obgleich die einzelnen Operationen eines Krieges einen militärischen Zweck haben[4]. Krieg ist das Instrument der Staatskunst, das eingesetzt wird, um politische Zwecke zu erreichen:

> »Der Krieg ist [...] die Auskunft der Staaten, ihr Recht und Unrecht, mit einem Wort: ihre politischen Zwecke gegeneinander mit Gewalt durchzusetzen und die Verwirklichung dieser politischen Zwecke, nicht aber der Sieg, Friede oder Eroberung, falls sie nicht zufällig der politischen Absicht gemäß sind, ist der wahre Endzweck des Krieges[5].«

Clausewitz steht in seinem Denken Lilienstern sehr nahe mit seiner schlichten Definition der Strategie als der Lehre der »Verbindung der einzelnen Gefechte zum Zweck des Krieges«[6], »Gewalt [...] ist [...] das Mittel, dem Feinde unsern Willen aufzudringen, der Zweck[7].« Er ist auch mit der Definition des Kriegs als Instrument der Politik, dem berühmtesten Zitat aus *Vom Kriege* nahe bei Lilienstern: Wir sehen, schrieb er,

> »daß der Krieg nicht bloß ein politischer Akt, sondern ein wahres politisches Instrument ist, eine Fortsetzung des politischen Verkehrs, eine Durchführung desselben mit anderen Mitteln[8].«

Obwohl Clausewitz bei weitem nicht der Erste war, der Krieg in der Verbindung zur Politik sah, war es sein Werk, das diese Ideen an folgende Generationen weitergab, während Lossau und Lilienstern mit der Zeit in Vergessenheit gerieten.

---

2 Zit. in: Hagemann, Die deutsche Lehre, S. 45.
3 Kessel, Moltke, S. 35.
4 Siehe hierzu auch: Schössler, Die Kategorie, S. 6–17.
5 Lilienstern, Handbuch für den Offizier, Bd 2, S. 8, 13
6 Clausewitz, Verstreute kleine Schriften, S. 57. Siehe hierzu auch Schössler, Der Strategiebegriff, S. 56–66.
7 Vom Kriege, S. 192.
8 Ebd., S. 210.

2. Die Bedeutung der Politik für Clausewitz' Anhänger

Seltsamerweise interessierten sich anfangs nur wenige von Clausewitz' Lesern für die von ihm beschriebene Verbindung zwischen Politik und Krieg. In einem Brief an Marx kommentierte Friedrich Engels eine Passage in *Vom Kriege*, in der Krieg als ein Akt menschlichen Verkehrs beschrieben ist. »Ich lese jetzt u.a. Clausewitz' *Vom Kriege* [...] Auf die Frage, ob es Kriegskunst oder Kriegswissenschaft heißen müsse, lautet die Antwort, daß der Krieg am meisten dem Handel gleiche. Das Gefecht ist im Kriege, was die bare Zahlung im Handel ist, so selten sie in der Wirklichkeit vorzukommen braucht, so zielt doch alles darauf hin, und am Ende muß sie doch erfolgen und entscheiden[9].«

Lenin studierte *Vom Kriege* während seines Exils in der Schweiz. Er verfasste Exzerpte mit seinen eigenen Kommentaren und interessierte sich besonders für das Erste und Achte Buch. Er war beeindruckt von Clausewitz' Art, den Krieg als gesellschaftliche Erscheinung zu behandeln, als etwas, das die Interessen der ganzen Gesellschaft mobilisieren und eine falsche Richtung haben und »dem Ehrgeiz, dem Privatinteresse, der Eitelkeit der Regierenden« vorzugsweise dienen kann. Er war fasziniert von Clausewitz' Gedanken über das Verhältnis von Politik und Krieg und schrieb selbst: »Kriege [...] werden nicht aus bloßer Feindschaft geführt«. Er unterstützte die Meinung, Krieg sei eine Funktion der Politik, aber er hatte Probleme mit Clausewitz' Vorstellung, je politischer ein Krieg sei, desto weniger brutal sei er, und schrieb: »Schein ist noch nicht Wirklichkeit. Der Krieg scheint um so ›kriegerischer‹ zu sein, je tiefer politisch er ist, und je ›politischer‹, um so weniger tief politisch ist er.« Er entwickelte Clausewitz' Ideen weiter und bemerkte, dass dieselbe Politik, die den Krieg dominierte, im Frieden fortgesetzt wird, und dass der besondere Charakter einer Gesellschaft (z.B. des revolutionären Frankreich) nicht nur die Kriegführung beeinflusst, sondern auch bestimmt, ob sie eine Gefahr für ihre Nachbarn darstellt. Demzufolge ist ein Konflikt nicht immer beendet, wenn ein Frieden geschlossen wird, da dieselben politischen und gesellschaftlichen Kräfte, die zuerst den Krieg hervorgebracht haben, noch immer vorhanden sein können. Lenin unterstrich Clausewitz' Überzeugung, die unterlegene Partei habe »das Recht zu künftiger Auferstehung«.

Lenin war von Clausewitz' Erkenntnis sehr beeindruckt, dass jede Zeit ihre eigene Form des Krieges hat[10]. Im April 1917 erklärte er *ex cathedra,* dass »die Marxisten in dem Kriege die Fortsetzung der Politik sehen, die von bestimmten Regierungen, als den Vertretern bestimmter Klassen, betrieben« würde. In diesem Zusammenhang – einer umfassenden Kritik

---

9 Marx/Engels, Briefwechsel, S. 336.

10 Lenin, Clausewitz' Werk, S. 16–39, passim.

an Georgij V. Plechanov – schrieb Lenin, dass »der Krieg die Fortsetzung der Politik ist, daß Krieg und Politik mit den Interessen bestimmter Klassen verknüpft sind, daß man untersuchen muß, welche Klassen den Krieg führen und aus welchem Grunde sie ihn führen.« Bald darauf, in einer Rede in Petrograd, formulierte er seine berühmte Maxime:

> »Der *Krieg ist die Fortsetzung der Politik einer Klasse*, den Kriegscharakter ändern, heißt die Klasse ändern, die an der Macht steht [...] Unsere Partei wird geduldig [...] dem Volke die Wahrheit klarzumachen suchen, daß [...] der Krieg [...] nur dann durch einen demokratischen und keinen [diktierten] Gewaltfrieden beendigt werden kann, wenn die gesamte Staatsgewalt in die Hände der Klasse übergeht, [...] die wirklich imstande ist, der Unterdrückung durch das Kapital ein Ende zu bereiten[11].«

Und in seiner Rede vom Mai 1917 in Moskau (»Krieg und Revolution«) erläuterte Lenin:

> »Es gibt Kriege und Kriege. Man muß untersuchen, aus welchen historischen Bedingungen heraus der betreffende Krieg entstanden ist, welche Klassen ihn führen und mit welchem Ziel sie ihn führen. Tun wir das nicht, so werden alle unsere Erörterungen über den Krieg nichts als Strohdrescherei, nichts als fruchtlose Wortklauberei sein [In Bezug auf die] Frage nach dem Verhältnis von Krieg und Revolution [...] ist der Ausspruch von Clausewitz, einem der berühmtesten Schriftsteller über die Philosophie des Krieges und die Geschichte des Krieges [bekannt], der lautet: ›Der Krieg ist die bloße Fortsetzung der Politik mit andern Mitteln‹ [...] Dieser Schriftsteller, dessen Grundgedanken heute von jedem denkenden Menschen unbedingt geteilt werden, hat schon vor rund 80 Jahren das bei Philistern und bei Ignoranten gängige Vorurteil bekämpft, daß man den Krieg von der Politik der entsprechenden Regierungen, der entsprechenden Klassen loslösen könne, daß man den Krieg irgendwann als einen einfachen Überfall, der den Frieden stört, mit darauffolgender Wiederherstellung dieses gestörten Friedens betrachten könne. Sich schlagen und sich vertragen! Das ist eine primitive, von Ignorantentum zeugende Auffassung, die schon vor Jahrzehnten widerlegt worden ist und durch jede halbwegs sorgfältige Analyse einer beliebigen geschichtlichen Epoche von Kriegen widerlegt wird.
>
> Der Krieg ist die Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln. Jeder Krieg ist unlösbar mit der politischen Ordnung verbunden, der er entspringt[12].«

Durchdrungen vom leninistischen Geist begann der sowjetische Stratege Aleksandr A. Svečin 1927 Clausewitz' Beitrag zum strategischen Denken zu preisen, als er Vom Kriege im Vergleich zu früheren strategischen Denkern wie Bülow und Lloyd als »kopernikanische Revolution« bezeichnete[13]. Mao Zedong, der in derselben Tradition stand, übernahm ebenfalls mit

---

11 Zit. in: Hahlweg, Lenin und Clausewitz, S. 636 f. (meine Hervorhebung).
12 Zit. in: Ancona, Der Einfluß, S. 582 f.
13 Svečin, Evolucija.

Begeisterung Clausewitz' Ideen: »Mit dem Satz ›Der Krieg ist eine Fortsetzung der Politik‹ wird gesagt, daß der Krieg Politik ist, daß der Krieg selbst eine Handlung von politischem Charakter darstellt; seit alters hat es keinen Krieg gegeben, der nicht politischen Charakter getragen hätte.« Dennoch ist Krieg für Mao etwas Besonderes und kann »nicht mit der Politik schlechthin gleichgesetzt werden.« Daraus schloss er, »die Politik ist Krieg ohne Blutvergießen, der Krieg ist Politik mit Blutvergießen.«

Dies wiederum bedeutete, dass sich »ein ganzes System spezifischer Organisationen des Krieges, eine ganze Serie spezifischer Methoden der Kriegführung, ein spezifischer Prozeß des Krieges« ergibt. Und er entwickelte dieses Thema im Zusammenhang mit der Besetzung Chinas durch Japan in den dreißiger Jahren des 20. Jahrhunderts und während des Zweiten Weltkriegs:

> »Wenn sich die Politik bis zu einer bestimmten Stufe entwickelt hat, wo sie nicht mehr auf die alte Weise fortgeführt werden kann, dann bricht der Krieg aus, mit dessen Hilfe die der Politik im Wege liegenden Hindernisse hinweggefegt werden. So war beispielsweise der halbselbständige Status Chinas ein Hindernis für die Politik des japanischen Imperialismus, und so entfesselte Japan den aggressiven Krieg, um dieses Hindernis hinwegzufegen. Nun, und China? Das imperialistische Joch ist schon längst zu einem Hindernis für die bürgerlich-demokratische Revolution in China geworden, und deshalb kam es in China viele Male zu Befreiungskriegen, durch welche dieses Hindernis beseitigt werden sollte. Da jetzt Japan das Mittel des Krieges anwendet, um China zu unterdrücken und dem Vorwärtsschreiten der chinesischen Revolution den Weg ganz zu versperren, sind wir gezwungen, einen Widerstandskrieg gegen Japan zu führen und dieses Hindernis voller Entschlossenheit aus unserem Weg zu räumen. Sobald die Hindernisse aus dem Weg geschafft sind und das politische Ziel erreicht ist, geht der Krieg zu Ende. Sind aber die Hindernisse nicht gänzlich beiseite geräumt, dann muß der Krieg fortgesetzt werden, bis das Ziel völlig erreicht ist[14].«

Mao übernahm von Clausewitz die Lehre, man dürfe »den Krieg nicht eine Minute lang von Politik trennen«[15].

Ähnliche Gedanken hallten am anderen Ende des politischen Spektrums wider, an dem sich die Extreme treffen. Der mit dem Nationalsozialismus sympathisierende Staatsphilosoph und Rechtsanwalt Carl Schmitt (1888–1985) adaptierte Clausewitz' Denken in ähnlicher Richtung. Er verband Politik und Krieg, indem er in der Politik das ewige Potenzial für Unfrieden und somit für Krieg sah. In einem Kommentar zu Clausewitz' Sicht auf das Verhältnis von Politik und Krieg schrieb Schmitt, Politik (einschließlich Innenpolitik) werde von der Möglichkeit eines bewaffneten Konflikts dominiert, was die politischen Auseinandersetzungen einerseits verschärft und gleichzeitig unter Kontrolle hält.

---

14 Zit. in: Yuan-Lin, Mao Zedong, S. 135 f.
15 Ebd., S. 28.

Später, während des Kalten Krieges, kritisierte er in seinen Schriften Clausewitz und sogar das Völkerrecht dafür, dass sie sich so stark auf zwischenstaatliche Kriege konzentrierten, die er im Vergleich zum wahren Kriege als »konventionelles Spiel« bezeichnete, einem Krieg, der durch tiefen Hass ausgelöst wird und den man seiner Meinung nach nur in genau den beiden Formen des Krieges findet, die im Völkerrecht als nebensächlich angesehen werden: Bürger- und Kolonialkriege.

In seinen letzten Lebensjahren verneinte Clausewitz die Notwendigkeit, jeden letzten Soldaten in den feindlichen Streitkräften zu vernichten und bestand darauf, dass es wichtig sei, lediglich die Denkweise des Feindes zu verändern; im Gegensatz dazu gehört für Carl Schmitt jedoch der Wunsch, den Gegner zu vernichten, zum Wesen des wahren Krieges[16].

Der französische Philosoph Michel Foucault wurde zum Echo Lenins, indem er die Politik als die Fortsetzung des Krieges bezeichnete: »Wir befinden uns somit alle ständig und andauernd in einem Zustand des Krieges gegeneinander; eine Frontlinie verläuft quer durch die ganze Gesellschaft [...] Es ist somit eine Front, die jeden von uns in das eine oder andere Lager drängt. Es gibt keinen neutralen Staatsbürger. Einer ist notwendigerweise eines anderen Gegner[17].« Wie jedoch ein anderer französischer Wissenschaftler, Emmanuel Terray, bemerkte,

> »stellt Clausewitz fest, dass zwischen Politik und Krieg eine Kontinuität und Ähnlichkeit besteht, allerdings meint er mit Politik vor allem die Diplomatie. Gleicht also das Innenleben von Staaten einem Kriegszustand, so kann das nur die Auswirkung einer schändlichen Entgleisung [der Gesellschaft] sein. Auf der Grundlage dieser Überzeugung kann er behaupten, dass es dennoch eine klare Unterscheidung zwischen Krieg und der Gesellschaft gibt. Im Gegensatz dazu, neigen jene Denker, die den Konflikt als normale Art der politischen Existenz ansehen – sowohl innerhalb von Staaten als auch zwischen ihnen – natürlicherweise dazu, diese Unterscheidung zu leugnen oder zu reduzieren. Man kann argumentieren, dass sie sich somit von den Ansichten Clausewitz' weit entfernen; nichtsdestoweniger war es Clausewitz, der ihnen diese Tür geöffnet hat[18].«

3. Clausewitz' Vorstellung von der Welt und von der Gesellschaft

Vom Kriege setzt eine ganz bestimmte Weltordnung voraus, und zwar eine, in der der Staat die Hauptrolle spielt, obwohl Clausewitz in seinem

16 Diner, Anerkennung, S. 447–472.
17 Foucault, Il faut défendre, S. 44.
18 Terray, Clausewitz, S. 125 f.

geschichtlichen Überblick erkannte, dass der Zusammenhalt innerhalb der Staaten in verschiedenen Zeitaltern unterschiedlich stark war und dass selbst Staaten im gleichen Zeitalter, die Republiken waren, nicht so leicht einen Krieg erklären oder Krieg führen konnten wie einige Autokratien[19]. Im Sechsten Buch (6. Kapitel, 6. Abschnitt) von *Vom Kriege* beschrieb Clausewitz seine Ansicht vom Verhältnis der einzelnen Staaten untereinander. Er verneinte die Existenz eines systematisch geregelten Gleichgewichts von Macht und Interessen, allerdings bestehe ein System, das er als ein Netz sich widersprechender Interessen beschrieb, in denen jeder Knoten den Kreuzpunkt von zueinander im Widerspruch stehenden Bedürfnissen der verschiedenen Staaten in einer Sache darstellt und jeder Staat in einer anderen Richtung an seiner Schnur zieht. Dadurch gibt es in diesem Netz eine Vielzahl ausgewogener Belastungen. Jeder Versuch eines Staates, diese Kräfteverteilung zu ändern, trifft auf den Widerstand aller anderen Staaten, wodurch das Gesamtsystem die Tendenz hat, Veränderungen zu widerstehen und damit dem Interesse der Mehrheit zu entsprechen. Clausewitz gab zu, das System sei zuweilen nicht imstande gewesen, der Kraft und Entschlossenheit eines einzelnen Staates entgegenzuwirken, der sich daran gemacht hatte, Europa zu dominieren, aber er hielt seine Behauptung aufrecht, dass die Tendenz des Systems, für die gemeinsamen Interessen einzutreten, auf Dauer immer wieder zutage tritt. »[W]enn der Schutz des Ganzen nicht immer zur Erhaltung jedes einzelnen [Staates] hingereicht hat, so sind das Unregelmäßigkeiten in dem Leben dieses Ganzen [Systems], die aber dasselbe noch nicht zerstört haben, sondern von ihm überwältigt worden sind[20].«

Für Clausewitz war Krieg ein normaler Aspekt der Beziehungen zwischen Staaten. Dennoch ging er nicht so weit wie Hobbes und Rousseau, die den Krieg als normalen Zustand in anarchischen zwischenstaatlichen Beziehungen betrachteten. Für Clausewitz war Krieg häufig das Resultat einander gegensätzlicher Interessen und Rivalität zwischen den europäischen Staaten, aber er war weder das einzig mögliche Resultat noch bedeutete dies, dass jeder Krieg mit dem Zweck geführt wurde, auf beiden Seiten Staaten zu vernichten. Der Ideal-Kriegs-Clausewitz, der nur über die Französischen Revolutionskriege und die Napoleonischen Kriege schrieb, wusste von der *levée en masse* von 1793, bei der in dem Bemühen, sich selbst gegen die Angreifer zu verteidigen, auf der französischen Seite eine allgemeine Mobilmachung der Bevölkerung durchgeführt wurde. Und da Clausewitz in Burg unweit von Magdeburg geboren wurde, einer Stadt, deren Bewohner während des Dreißigjährigen Krieges niedergemetzelt worden waren, wusste er von Kriegen, in denen die Zivilbevölkerung zum Opfer wurde. Obwohl Clausewitz einen Volkskrieg wollte, um Preußen von der französischen Besetzung zu befreien, beschrieb er An-

19 Vom Kriege, S. 963–965.
20 Ebd., S. 640 f.

griffe auf die Zivilbevölkerung des Gegners niemals als legitimes Kriegsziel (auf diesen Punkt werden wir in Kapitel 5 zurückkommen).

Clausewitz' amoralische (also nicht moralisierende) Erörterung des Krieges spiegelt nicht nur die politische Realität seiner Zeit, sondern auch den Stand des Völkerrechts wider: Die Definition der staatlichen Souveränität konzentrierte sich auf das Recht, Gewalt anzuwenden, Krieg zu erklären und Frieden zu schließen, und vor dem Ersten Weltkrieg ächtete kein internationales Übereinkommen den Krieg als legitimes Mittel zur Unterstützung der politischen Interessen eines Staates. Mittelalterliche christliche Vorstellungen vom Frieden als wünschenswertem Zustand zwischen christlichen Fürsten, der nur in Ausnahmefällen gebrochen werden dürfe, um eine rechtmäßige Wiedergutmachung zu erlangen, gehörten schon lange vor Clausewitz' Zeit der Vergangenheit an. Andererseits drückten erst im Jahre 1928 die Unterzeichnerstaaten des Briand-Kellogg-Pakts ihr Einvernehmen aus, dass Krieg nicht länger als legitimes Mittel zwischenstaatlicher Beziehungen gelten dürfe[21]. Zu Clausewitz' Zeit gab es zwar Gewohnheitsrecht und weitgehend angewandte Praktiken (etwa die Schonung von Verwundeten), aber keine internationale Instanz, die einen Rechtsbruch ahnden konnte.

Clausewitz betrachtete den Krieg also als einen normalen Akt menschlichen Verkehrs[22]. Allerdings wirft dies die Frage auf, worin seine Ideale von der Gesellschaft bestanden. Die Antwort lässt sich in seinem Hauptwerk nur schwer finden. Clausewitz' eigene politische Ideale kommen in *Vom Kriege* kaum zum Ausdruck; hier bemühte er sich, Kriegführung in vollkommen apolitischen Begriffen zu erläutern. Peter Paret bemerkte zu Recht: »Die Allgemeingültigkeit der Theorien von Clausewitz geht über bestimmte politische Ideologien hinaus[23].« Eine gedankliche Ebene, die in *Vom Kriege* völlig fehlt, ist die von Ethik und Moral[24]. Als Anhänger von Machiavelli nahm es Clausewitz als gegeben hin, dass Staaten aggressiv sind und dass, wenn einige Staaten aggressiv sind, andere sich verteidigen müssen. Für Clausewitz war Krieg ebenso wie Diplomatie und Handel ein normaler Bestandteil der zwischenstaatlichen Beziehungen. Als er über »moralische Fragen« schrieb, meinte er die Moral des Heeres und der Bevölkerung des vom Krieg betroffenen Landes; tatsächlich hing für ihn alles davon ab, in welchem Maße die Bevölkerung beteiligt war und die Kriegsbemühungen unterstützte. Die Mobilisierung von Zivilpersonen in der Landwehr oder dem Landschutz war die einzig mögliche Antwort auf den französischen Angriff, und Clausewitz betrachtete dies daher als einzigen Weg, einen Feind abzuwehren, der unbeschränkte Kriegsziele verfolgte. Wenn dieser unbeschränkte Gewalt gegen einen anderen entfesselt, wobei er sich auf die ganze Masse seiner

21 Scheuner, Krieg, S. 159–181.
22 Vom Kriege, S. 303.
23 Paret, Die politischen Ansichten, S. 346.
24 Siehe dazu Wallach, The Dogma, S. 51.

Bevölkerung stützt, besteht die einzige Verteidigung darin, in der gleichen Weise zu reagieren, was Österreich und Preußen schließlich in einem gewissen Umfang taten. Oder muss man andere Wege finden, um die gesamte Bevölkerung gegen den Feind zu mobilisieren wie die Spanier in ihrer *guerrilla*[25]? So schrieb Clausewitz mit zähneknirschender Bewunderung für die französische Art der Kriegführung und nahm sie als Modell für Krieg in seiner eigentlichen Form, den idealen Krieg.

Gelegentlich schimmerte Sympathie mit jenen durch, die unnötiges Blutvergießen verhindern wollten, obgleich für Clausewitz angesichts der rauen Wirklichkeit in der Welt eine solche Haltung gefährlicher schien, als den Krieg als notwendiges Übel anzusehen[26]. Die Gefahren der Dekadenz und die Verletzlichkeit gebildeter Völker, die rohen Barbaren gegenüberstehen, waren seit der Veröffentlichung von Gibbons berühmten Werk über den Fall und Untergang des römischen Reiches weit bekannt[27], und in *Vom Kriege* finden wir eine Bestätigung dieser Einstellung. Dennoch beschrieb Clausewitz an anderer Stelle wohlwollend, was er unter zivilisiertem Verhalten verstand.

> »[Wenn] gebildete Völker den Gefangenen nicht den Tod geben, Stadt und Land nicht zerstören, so ist es, weil sich die Intelligenz in ihre Kriegführung mehr mischt und ihnen wirksamere Mittel zur Anwendung der Gewalt gelehrt hat als diese rohen Äußerungen des Instinkts[28].«

An anderer Stelle warf er die Frage auf, wo kriegerisches Genie wohl am wahrscheinlichsten anzutreffen ist. In barbarischen Völkern, wenn sie kriegerisch seien, sei der kriegerische Geist gleichmäßig über die ganze Bevölkerung verbreitet. Dennoch brächten sie nur wenige wirkliche kriegerische Genies hervor. Wenn ein Volk gebildet und gleichzeitig auch kriegerisch sei, trete kriegerische Brillanz am häufigsten auf. Als Beispiele führte er die Römer und, für seine Zeit, die Franzosen[29] an. Für Clausewitz war somit das erfolgreichste Volk zugleich gebildet *und* kriegerisch. Dies bedeutet nicht notwendigerweise, dass er einen kriegerischen Geist als etwas an sich Positives sah, aber wir dürfen nicht vergessen, dass Clausewitz' Preußen, als es Napoleon gegenüberstand, keine kriegerische Nation war. Es hatte nach den vorsichtigen Regeln des achtzehnten Jahrhunderts gekämpft, mit einer Berufsarmee und keiner Wehrpflichtarmee und wurde von Frankreich entsprechend geschlagen. Angesichts dieser Fakten schrieb Clausewitz mit einem Gefühl von Bitterkeit:

> »Nun gibt es in unseren Zeiten kaum ein anderes Mittel, den Geist des Volkes in diesem Sinne [der Kühnheit] zu erziehen, als eben den Krieg, und zwar die kühne Führung desselben. Durch sie allein kann jener Weichlichkeit des Gemütes, jenem Hang nach behaglicher Empfindung

---

25 Vom Kriege, S. 960–974.
26 Ebd., S. 470.
27 Gibbon, The History.
28 Vom Kriege, S. 193 f.
29 Ebd., S. 232.

entgegengewirkt werden, welche ein in steigendem Wohlstand und in erhöhter Tätigkeit des Verkehrs begriffenes Volk herunterziehen.

Nur wenn Volkscharakter und Kriegsgewohnheit in beständiger Wechselwirkung sich gegenseitig tragen, darf ein Volk hoffen, einen festen Stand in der politischen Welt zu haben[30].«

Betrachtet man diese Passage im Zusammenhang mit dem wachsenden Nationalismus in Deutschland, insbesondere im weiteren Verlauf des neunzehnten Jahrhunderts, so eignet sie sich natürlich für darwinistische Interpretationen, zur Rechtfertigung der Militarisierung der Gesellschaft, der Glorifizierung des Krieges und der Verherrlichung des Militärs. Aber hätte Clausewitz dies als logische Folge seiner Ansichten gesehen, die das Ergebnis der bitteren Niederlage und Demütigung seines Landes waren?

Um Frankreich zu schlagen, trat Clausewitz für die Aufstellung einer Volksmiliz, der Landwehr, ein; seine Schriften zu diesem Thema belegen, dass er um das Potenzial für eine gesellschaftliche Revolution wusste, das die Mobilisierung der Massen mit sich bringen kann. Aus seinen Schriften wird jedoch seine Hoffnung ersichtlich, die Leidenschaft des Volkes in rein patriotische Kanäle lenken zu können, die die Beibehaltung der monarchisch-hierarchischen Struktur der Gesellschaft gestatten, an der er selbst als Mitglied der militärischen Elite ein persönliches Interesse hatte. Er meinte, dass die Mobilisierung der Zivilbevölkerung zur Verteidigung besonders wirksam sei, wenn die Bevölkerung in geeigneter Weise an »bürgerlichen Gehorsam« gewöhnt sei und ihre Position in der Gesellschaft als loyale Untertanen eines Fürsten demütig akzeptiere[31]. Er wünschte sich die Regierung des preußischen Königs mit Vertretern des Volkes umgeben, nicht mit Leuten, die wie in der Französischen Revolution durch das allgemeine Männerwahlrecht gewählt wurden, sondern ähnlich der damaligen oligarchischen Zusammensetzung des britischen Parlaments. Eine solche Struktur würde es der Regierung ermöglichen, den Feind zu bekämpfen, ohne sich gegen dreiste Aufständische im Inneren wehren zu müssen[32]. Clausewitz selbst war als Konterrevolutionär realistisch genug, um zu sehen, dass im revolutionären Europa in den Jahren von 1789 bis zur Mitte des neunzehnten Jahrhunderts »nur die Könige, die in den wahren Geist dieser großen Reformation eingehen, ihr selbst voranzuschreiten wissen, [...] sich erhalten können[33].«

30 Ebd., S. 370.
31 Ebd., S. 637 f.
32 Text von Clausewitz' Aufsatz über die Landwehr in: Schwartz, Leben des Generals, S. 288 ff.
33 Zit. in: Clausewitz, Politik und Krieg, S. 142.

4. Die Dreifaltigkeit: Gewalt, Zufall, politischer Zweck

Napoleon sagte in einer seiner (ansonsten insgesamt eher banalen) »Maximen«: »Die Armeen genügen nicht, um eine Nation zu retten, während eine durch das Volk vertheidigte Nation unbesieglich ist[34].« Aus seinen eigenen frühen militärischen Erfahrungen kannte Clausewitz das Zusammentreffen des klassischen Heeres des *Ancien Régime* auf seiner eigenen Seite mit dem grundlegend anderen, ideologisch motivierten Volksheer Frankreichs. Im achtzehnten Jahrhundert war die Zivilbevölkerung im Wesentlichen von den Auswirkungen des Krieges verschont geblieben, mehr als in früheren oder späteren Jahrhunderten. Es gab Ausnahmen, derer sich Clausewitz offensichtlich nicht bewusst war: Ludwig der XIV. hatte mit seiner Politik der »verbrannten Erde« in der Pfalz fürchterliche Hungersnöte in der Bevölkerung ausgelöst; die Repressionen des Jakobiteraufstandes (1745–46) nach der Schlacht von Culloden gingen mit Verfolgungen der beteiligten Clans einher; Gräueltaten kamen auch in den Schlesischen Kriegen Friedrichs des Großen zur Genüge vor[35]. Im Allgemeinen jedoch hatte die Bevölkerung weniger unter den Feldzügen des 18. Jahrhunderts zu leiden als unter denen des 17.

In seiner ersten Lehrzeit unter Scharnhorst wurde Clausewitz die Ursache für die grundlegende Veränderung des Krieges in den neunziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts vermittelt. Clausewitz schrieb: »Die ungeheuren Wirkungen der Französischen Revolution nach außen sind aber offenbar viel weniger in neuen Mitteln und Ansichten ihrer Kriegführung als in der ganz veränderten Staats- und Verwaltungskunst, in dem Charakter der Regierung, in dem Zustandes des Volkes usw. zu suchen[36].«

Daraus formulierte er seine oft zitierte Theorie von der »wunderlichen Dreifaltigkeit«, die den Krieg beherrscht. Sie besteht aus:

»– der ursprünglichen Gewaltsamkeit seines Elementes, dem Haß und der Feindschaft, die wie ein blinder Naturtrieb anzusehen sind;
– aus dem Spiel der Wahrscheinlichkeiten und des Zufalls, die ihn [den Krieg] zu einer freien Seelentätigkeit machen;
– und aus der untergeordneten Natur eines politischen Werkzeuges, wodurch er [der Krieg] dem bloßen Verstand anheimfällt.

Die erste dieser drei Seiten ist mehr dem Volke, die zweite mehr dem Feldherrn und seinem Heer, die dritte mehr der Regierung zugewendet. Die Leidenschaften, welche im Kriege entbrennen sollen, müssen schon in den Völkern vorhanden sein; der Umfang, welchen das Spiel des Mutes und Talents im Reiche der Wahrscheinlichkeiten des Zufalls bekommen

34 Napoleons Maximen, S. 176.
35 Duffy, The Civilian, S. 11–29.
36 Vom Kriege, S. 997.

wird, hängt von der Eigentümlichkeit des Feldherrn und des Heeres ab, die politischen Zwecke aber gehören der Regierung allein an.«

Die Theorie, so schlussfolgerte er, muss das Zusammenspiel aller drei Tendenzen berücksichtigen[37].

Raymond Aron hat festgestellt, dass Clausewitz diese Dreifaltigkeitsanalyse nur auf »absolute« Kriege anwandte, aber die Auswirkungen auf einen Krieg, in den die Bevölkerung nicht einbezogen ist, nicht umfassend untersuchte, obgleich dies in seinen Schriften implizit enthalten ist[38]; auch untersuchte er kaum die Rolle seiner »Dreifaltigkeit« in einem Volkskrieg, in dem zwischen Bevölkerung und Kämpfern wenig oder gar nicht unterschieden wird. Dennoch hat diese von einigen als »Originalkonzept in Clausewitz' Kriegstheorie« gepriesene erste »wunderliche Dreifaltigkeit« aus »ursprünglicher Gewaltsamkeit, Hass und Feindschaft«, »Zufall und Wahrscheinlichkeit« und dem »Element der Unterordnung als Instrument der Politik« viele nachfolgende Strategen beeinflusst[39].

Aber es ist Clausewitz' zweite, eher sekundäre Dreifaltigkeit – aus Volk, Militär und Regierung – die größere Aufmerksamkeit erlangt hat. Mao Zedong wurde durch sie angeregt, die Dynamik der Beziehung zwischen Kombattanten und der Bevölkerung im Allgemeinen zu untersuchen. Für Maos Idee des großen Revolutionskrieges war die Mobilmachung des Volkes für die Ziele der Revolution von entscheidender Bedeutung: Aus dem Volk würde ein »riesiges Meer entstehen, in dem der Gegner ertrinken wird.« Damit dies gelingt, müsse man »die politische Mobilisierung mit der Entwicklung des Krieges, mit dem Leben der Soldaten und der Volksmassen verknüpfen und sie in eine ständige Bewegung verwandeln«[40]. Mao füllte damit die Lücke in Clausewitz' eigener Lehre über die Mobilmachung der Massen: In seiner Abneigung gegen die Franzosen und die demokratischen, republikanischen Ideale der Französischen Revolution, hatte Clausewitz es immer vermieden, direkt auf die Kraft der Ideologie der Französischen Revolution einzugehen und dezent auf die »ganz veränderte Staats- und Verwaltungskunst, [den] Charakter der Regierung, [den] Zustand des Volkes«[41] verwiesen. Im Gegensatz dazu erkannte Mao die Kraft der Ideologie als die wichtigste Motivation für die zu mobilisierenden Massen.

Clausewitz' zweite Dreifaltigkeit aus Volk, Militär und der Regierung fand durch ein Buch des amerikanischen Obersten Harry G. Summers Jr. allgemeine Verbreitung, das auf der Grundlage von Clausewitz' Lehren die Fehler Amerikas im Vietnamkrieg untersucht. Und zwar wurde diese

---

37 Ebd., S. 213.
38 Aron, Clausewitz, S. 85 f., S. 93.
39 Villacres/Bassford, Reclaiming; Gray, Modern Strategy, S. 28; siehe auch http.//www.clausewitz.com/CWZHOME/Trinity/TRINITY.htm.
40 Zit. in: Yuan-Lin, Mao Zedong, S. 138 f.
41 Vom Kriege, S. 997.

zweite Dreifaltigkeit dadurch so bekannt, dass Clausewitz' erste Dreifaltigkeit von ihr völlig in den Schatten gestellt wurde, ja, fast unbekannt geworden ist. Summers betonte insbesondere, es sei in einer Demokratie unmöglich, über eine gewisse Zeit Krieg zu führen, wenn sich das Volk und alle Mitglieder der Regierung nicht stark mit einem (klar definierten!) Kriegsziel und den zum Erreichen dieses Zieles entsandten Streitkräften identifizieren[42].

Eine Unterscheidung zwischen Volk, Militär und Regierung setzt sicherlich die Existenz von Staaten mit Regierungen, Bevölkerungen und Streitkräften voraus, die nicht identisch sind mit dem »Volk in Waffen«; den Militärhistorikern Martin van Creveld und John Keegan zufolge fehlt dies als analytischer Ansatz in Bezug auf Bürgerkriege und andere Formen von Konflikten unterhalb der Staatsebene. Darüber hinaus wird ein Staat vorausgesetzt, in dem es keine Wehrpflicht-, sondern eine Berufsarmee gibt (so dass Volk und Armee nicht identisch sind). Dies trifft weder auf die vielen verschiedenen gesellschaftlichen Gebilde – von den griechischen und italienischen Stadtstaaten über den römischen Imperialismus bis hin zum Heiligen Römischen Reich – zu, die vor der »modernen« Welt (gekennzeichnet durch den Westfälischen Frieden von 1648 mit seiner *De facto*-Anerkennung der staatlichen Souveränität) existierten noch auf die zahlreichen Formen »irregulärer« Kriegführung – reguläre Kräfte, die gegen irreguläre aufgestellt werden sowie Stammes- oder Bandenkriege. Diese sind im Laufe der Geschichte immer wieder aufgetreten und haben seit 1945 die meisten Opfer gefordert. Der eigentliche Begriff des »Staates« war den meisten Kulturen außerhalb Europas bis zu ihrer Kolonisierung durch europäische Mächte im neunzehnten Jahrhundert und ihrer politischen Unabhängigkeit im Laufe des zwanzigsten Jahrhunderts unbekannt. Daher argumentiert Creveld, dass Clausewitz' (sekundäre) Dreifaltigkeit auf die meisten Zeiträume und Kriege der Geschichte nicht zutrifft. Creveld und Keegan behaupten, die »Dreifaltigkeitskriegführung« stelle nur eine von vielen Formen der Kriegführung dar und noch dazu eine sehr spezielle[43].

Kriege, die keine »Dreifaltigkeitskriege« sind, werden in der Regel unter der Überschrift »Kriege geringer Intensität« (*low intensity conflict*) zusammengefasst, allerdings haben sie in vielen Fällen – zum Beispiel der Genozid in Ruanda Mitte der 90er Jahre – eine solche Anzahl von Opfern gefordert, die mit »Kriegen hoher Intensität« vergleichbar ist, insbesondere in Bezug auf die Zivilbevölkerung. Sie treten in der Regel in Gebieten auf, in denen der Staat unterentwickelt ist, so in Ländern der Dritten Welt, oder von den Aufständischen in Frage gestellt wird, wie in Nordirland in den Jahren 1970–1995 durch die IRA, in Jugoslawien 1991–1999 durch die sezessionistischen Staaten oder in der Türkei durch die Kurden. Die Existenz eines Staates, der die volle Kontrolle über militärische Ein-

42 Summers, On Strategy.
43 Creveld, The Transformation; Keegan, A History.

sätze ausübt, was in Clausewitz' Formel vorausgesetzt wird, ist daher hinsichtlich Zeit und Ort ein begrenztes Phänomen. Und obwohl wahrscheinlich viele westliche Staaten im einundzwanzigsten Jahrhundert weiterbestehen, wird sich Staatlichkeit, wie Creveld vorhersagt, immer häufiger mit Feinden konfrontiert sehen, die unterhalb der Staatsebene agieren oder nichtstaatlich sind – von Terroristen innerhalb der Staaten bis hin zu Kriegsparteien außerhalb. Der Terrorangriff auf die USA vom 11. September 2001 schien Crevelds prophetische Schrift zu bestätigen.

Dies lässt Creveld auf eine sehr bedeutende Schwachstelle in Clausewitz' Werk hinweisen: nämlich fehlende Bemerkungen über die Einbeziehung des Volkes in den Krieg *als Opfer,* denn als Kämpfer spielt es in seinem Volkskrieg durchaus eine große Rolle. Clausewitz betrachtete die mobilisierten Zivilisten als eine wesentliche Kraft in der Französischen Revolution und ihren Kriegen sowie als Unterstützung für die Kombattanten, aber er sagt nichts über die Auswirkung des Krieges auf Nicht-Kombattanten. Im Zeitalter der Luftbombardements ist es jedoch kaum möglich zwischen Kombattanten und Nichtkombattanten zu unterscheiden, und Clausewitz' Welt, in der ein Krieg auf dem Schlachtfeld entschieden wurde, wurde durch Kriege abgelöst, die ganze Länder in Schlachtfelder verwandeln. Die Kunst, Schlachten für das Ziel des Krieges einzusetzen (Clausewitz' Definition von Strategie), setzt, wie Creveld bemerkt, die begrenzte Reichweite von Waffen und die Existenz konkreter Schlachtfelder, typische Feldzüge, Scharmützel, die als solche erkennbar sind, Stützpunkte, Ziele, besondere Verbindungslinien voraus; in Kriegen, die keine »Dreifaltigkeitskriege« sind, können diese Merkmale – sei es in der Vergangenheit oder der Zukunft – ganz oder teilweise fehlen. Creveld stellt außerdem fest, dass die Behandlung von Kriegsgefangenen sowie der Zivilbevölkerung in besetzten Gebieten ebenso wie viele andere Aspekte des Krieges im Laufe der Jahrhunderte wiederholte Veränderungen erfahren haben. Daher hilft es nichts, wenn Clausewitz gewisse Beschränkungen im Krieg als selbstverständlich ansieht (wie die zu seiner Zeit geltenden Regelungen für die Behandlung von Gefangenen und Zivilpersonen), und sie nicht als veränderliche Größen in der Kriegführung betrachtet[44].

Creveld zitiert wohlwollend eine Reihe weiterer Ideen Clausewitz' – von der Idee der Friktion bis hin zum Vergleich von Kriegsvorbereitungen und Kriegsdurchführung mit der Tätigkeit eines Waffenschmiedes bzw. Schwertkämpfers – aber er ist insofern skeptisch, als es für jeden Krieg ein klar definiertes Kriegsziel gibt[45]. Seiner Ansicht nach unterschätzt Clausewitz trotz der Bedeutung, die er dieser Frage beimisst, die Leidenschaften, die durch Gewalt geweckt werden, wo in Kulturen, die nicht durch einen umfassenden staatlichen Entscheidungsprozess diszi-

44 Creveld, The Transformation, Kap. 7.
45 Ebd., Kap. 5, 6.

pliniert werden, der Krieg zum Selbstzweck wird[46]. Mit dem Verschwinden des Dreifaltigkeitskrieges, d.h. der Kriegführung zwischen wohlgeordneten Staaten mit ihren Regierungen, Armeen und Bürgern, verschwindet nach Crevelds Meinung auch die klassische Strategie. Somit verfolgen nicht alle Kriege eindeutige Kriegsziele – und in der Tat sind bestimmte Kriegsziele oftmals Vorwände für die Leute, die Kriege aus einer Vielzahl anderer Gründe führen *wollen* (etwa um ihre persönliche Machtposition zu behaupten, persönlichen wirtschaftlichen Gewinn zu ziehen etc.)[47]?

Zusammenfassend lässt sich sagen: Clausewitz' zweite Dreifaltigkeit kann helfen, Phänomene, wie die fehlende umfassende öffentliche Unterstützung für die Kriege des *Ancien Régime* oder für Amerika während des Vietnamkrieges zu erläutern. Diese Idee könnte sinnvoll weiterentwickelt werden, um die Dynamik des Verhältnisses von ziviler Politik und Militär sowie das Verhältnis von Regierung und Streitkräften zu erläutern und zu untersuchen. Dem werden wir uns nun zuwenden. Aber in anderer Hinsicht ist dieses Modell zu starr und zu beschränkend. Wie Edward Villacres und Christopher Bassford jedoch in einem streitbaren Artikel erklären, ist es nicht die zweite Dreifaltigkeit, die unsere Aufmerksamkeit wahrhaft verdient, sondern die erste. Die beiden führen darin aus, es sei wohl kaum gerechtfertigt, Clausewitz als veraltet abzutun, nur weil die zweite Dreifaltigkeit nicht auf alle Formen des Krieges zutrifft[48]. Es sei dementsprechend lächerlich, Clausewitz auf die zweite, untergeordnete Dreifaltigkeit zu reduzieren, nur um ihn dann plakativ und provokativ für überholt zu erklären. Dieses Urteil klingt zwar eindrucksvoll, trägt aber nicht zu unserem Verständnis von Clausewitz, ganz zu schweigen von unserem Verständnis des Krieges, bei.

5. Der Feldherr und das Kriegskabinett: Supremat der Politik oder der Militärstrategie?

Clausewitz hatte weitere Erkenntnisse in Bezug auf das Verhältnis zwischen ziviler Politik und dem Militär anzubieten. In *Vom Kriege* erläuterte er:

> »[D]ie Kriegskunst auf ihrem höchsten Standpunkte wird zur Politik, aber freilich eine Politik, die statt Noten zu schreiben, Schlachten liefert.
>
> Mit dieser Ansicht ist es eine unzulässige und selbst schädliche Unterscheidung, wonach ein großes kriegerisches Ereignis oder der Plan zu einem solchen eine rein militärische Beurteilung zulassen soll; ja es ist ein

46 Ebd., Kap. 7, und Epilog.
47 Ebd., Epilog.
48 Villacres/Bassford, Reclaiming.

widersinniges Verfahren, bei Kriegsentwürfen Militäre zu Rate zu ziehen, damit sie rein militärisch darüber urteilen sollen, wie die Kabinette wohl tun; aber noch widersinniger ist das Verlangen der Theoretiker, daß die vorhandenen Kriegsmittel dem Feldherrn überwiesen werden sollen, um danach einen rein militärischen Entwurf zum Kriege oder Feldzuge zu machen. Auch lehrt die allgemeine Erfahrung, daß trotz der großen Mannigfaltigkeit und Ausbildung des heutigen Kriegswesens die Hauptlineamente des Krieges doch immer von den Kabinetten bestimmt worden sind, d.h. von einer, wenn man technisch sprechen will, nur politischen, nicht militärischen Behörde.

[...] Keiner der Hauptentwürfe, welche für einen Krieg nötig sind, kann ohne Einsichten in die politischen Verhältnisse gemacht werden, und man sagt eigentlich etwas ganz anderes, als man sagen will, wenn man, was häufig geschieht, von dem schädlichen Einfluß der Politik auf die Führung des Krieges spricht. Es ist nicht dieser Einfluß, sondern die Politik selbst, welche man tadeln sollte. Ist die Politik richtig, d.h. trifft sie ihr Ziel, so kann sie auf den Krieg [...] auch nur vorteilhaft wirken; und wo diese Einwirkung vom Ziel entfernt, ist die Quelle nur in der verkehrten Politik zu suchen.

Nur dann, wenn die Politik sich von gewissen kriegerischen Mitteln [...] eine falsche, ihrer Natur nicht entsprechende Wirkung verspricht, kann sie [...] einen schädlichen Einfluß auf [die Führung des] Krieg[es] haben. Wie jemand in einer Sprache, der er nicht ganz gewachsen ist, mit einem richtigen Gedanken zuweilen Unrichtiges sagt, so wird die Politik dann oft Dinge anordnen, die ihrer eigenen Absicht nicht entsprechen [...]

Soll ein Krieg ganz den Absichten der Politik entsprechen, und soll die Politik den Mitteln zum Kriege ganz angemessen sein, so bleibt, wo der Staatsmann und der Soldat nicht in einer Person vereinigt sind, nur ein gutes Mittel übrig, nämlich den obersten Feldherrn zum Mitglied des Kabinetts zu machen, damit dasselbe teil an den Hauptmomenten seines Handelns nehme[49].«

Clausewitz stellte sich somit vor, dass die zivile Regierung die Art und Weise bestimmen sollte, in der der Feldherr operiert. In der 1853 erschienenen zweiten Ausgabe von *Vom Kriege* schrieb Graf Brühl neben einer Reihe anderer redaktioneller Änderungen diesen letzten Absatz wie folgt um: »um den obersten Feldherrn zum Mitglied des Kabinetts zu machen, damit er in den wichtigsten Momenten an seinen Beratungen und Beschlüssen teilnehme«[50]. Dies war jedoch eindeutig nicht Clausewitz' Absicht, denn in einem Brief vom 22. Dezember 1827 an Müffling heißt es:

»Die Aufgabe und das Recht der Kriegskunst der Politik gegenüber ist hauptsächlich zu verhüten, daß die Politik Dinge fordere, die gegen die

49 Vom Kriege, S. 994–996.
50 Vom Kriege (1853), S. 126.

> Natur des Krieges sind, daß sie aus Unkenntnis über die Wirkungen des Instruments Fehler begeht in dem Gebrauch desselben[51].«

Bereits 1815 hatte er geschrieben, es sei falsch, zu denken, militärische Operationen könnten von einer zivilen Regierung nicht gut geführt werden und nannte das französische Revolutionsregime als Beispiel[52]. In seinem ursprünglichen Achten Buch finden wir außerdem folgendes: »[P]olitik ist ja nichts an sich, sondern ein bloßer Sachverwalter aller dieser Interessen [eines Staates] gegen andere Staaten[53].«

Die von Graf Brühl vorgenommene Änderung spiegelt die militaristische Kultur wider, die Preußen und andere deutsche Staaten in zunehmendem Maße charakterisierten. Bereits das Preußen des »Soldatenkönigs«, des Vaters von Friedrich II. (dem Großen), gründete seine Stärke auf sein Heer. In der Mitte und der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts wuchs die gesellschaftliche Achtung des Militärs sogar noch weiter. Clausewitz selbst war auf peinliche Weise stolz auf seine gesellschaftliche Stellung als (gerade noch) Adliger und vor allem als Offizier; bei den meisten gesellschaftlichen Ereignissen wurden niedere Offiziere gegenüber allen anwesenden Zivilpersonen, einschließlich Bürgermeistern und Ministern, bevorzugt. Die preußische Gesellschaft durchlief eine, wie Hans-Ulrich Wehler es nannte, »soziale Militarisierung«, bei der das Militär immer größeres Ansehen erlangte, während zivile Führer im Vergleich zu den Militärs an gesellschaftlichem Ansehen verloren. Die kriegerischen Erfolge des preußischen Militärs schufen auch eine Verbindung zwischen dem Aufstieg des preußischen und später des deutschen Staates, in dem das Militär eine Stellung einnahm, die weit über der aller zivilen Führer lag, mit Ausnahme des preußischen Königs und späteren deutschen Kaisers und seiner Familie, deren männliche Mitglieder bezeichnenderweise in der Öffentlichkeit häufig in Militäruniform auftraten. Sogar Bismarck als erster Kanzler des Zweiten Deutschen Reiches stellte fest, dass er an vielen Orten nicht beachtet wurde, wenn er keine Militäruniform trug[54]. Diese Tendenz herrschte in ganz Kontinentaleuropa. Ebenso wie Wehler bezeichnete sein französischer Kollege Raoul Girardet Frankreich als »militärische Gesellschaft«[55].

Diesen Geist seiner Zeit unterstützend, äußerte sich Oberst (später Feldmarschall) von Manteuffel zu den Gedanken des preußischen Prinzen Friedrich Karl zum Entwurf eines Kriegsplans gegen die Schweiz aus den Jahren 1856 – 57:

> »Euer Königliche Hoheit setzen die Politik als Hauptzweck, den Krieg als Mittel zur Erreichung ihrer Zwecke hin. Ja, ehe man den Krieg beschließt,

---

51 Clausewitz, Verstreute kleine Schriften, S. 499.
52 Clausewitz' Denkschrift »Deutsche Militär Verfassung« von 1815, zit. in: Hahlweg, Das Clausewitzbild, S. 70.
53 Vom Kriege, S. 993.
54 Wehler, Der Verfall, S. 289.
55 Girardet, La société.

> muß die Politik entscheiden; über das, ob und wann man ihn beendet, unterbricht usw. hat die Politik mitzureden. Aber wenn das Schwert gezogen ist, tritt der Krieg [...] in den Vordergrund, in die volle Selbständigkeit ein, die Politik wird sein Diener. Ein Krieg, den man nur als Mittel zur Erreichung seines speziellen politischen Zweckes führt, ist nie ein wirklicher Krieg, er ist nur eine mehr oder minder bedeutende Demonstration; nie kann ein solcher [Krieg] zu einem Resultate führen, wenn nicht die allgemeinen politischen Verhältnisse so liegen, daß man eben nicht Krieg zu führen, sondern nur eine Demonstration zu machen braucht, um einen Zweck zu erreichen, daß man eben nur ein Land okkupieren will und die geringen Kräfte, die sich widersetzen könnten, niederschlägt, ohne einen wirklichen Widerstand zu befürchten, kurz, wenn [auf der eigenen Seite] eine ausgesprochen anerkannte Übermacht vorhanden ist [...] Ist Krieg das Losungswort, so muß seiner Natur volle Anerkennung werden, die Vernichtung des Feindes sein einziges Ziel sein, so müssen seine Anlagen auf dieses direkt hingehen[56].«

Erst nach dem Zweiten Weltkrieg fand der große Clausewitz-Gelehrte Werner Hahlweg heraus, dass diese zweite Ausgabe von *Vom Kriege* das o.a. gefälschte Zitat enthielt. Ein Jahrhundert lang beherrschte die Debatte über das Verhältnis zwischen militärischem Führer und ziviler Regierung die deutsche Innenpolitik.

6. Zivile und militärische Führung

a) Der Konflikt zwischen Bismarck und Moltke

Eines der berühmtesten Beispiele für diese Debatte betrifft das Verhältnis zwischen dem preußischen und später deutschen Kanzler Bismarck und dem Chef des Generalstabs Helmuth von Moltke dem Älteren. Paradoxerweise bekannte Bismarck »seine Schande, nie Clausewitz gelesen zu haben und nichts über ihn zu wissen, außer daß er ein sehr verdienstvoller General war«[57], während Moltke, der an der preußischen Kriegsakademie studiert hatte, als Clausewitz ihr Direktor war, behauptete, ein großer Bewunderer von Clausewitz zu sein. Moltke kannte jedoch nur *Vom Kriege* in seiner zweiten Ausgabe und interpretierte Clausewitz' Ansichten über das Verhältnis zwischen ziviler Politik und dem Militär in entscheidender Weise entgegen dem wahren Clausewitzschen Sinn. Er hatte praktische Fragen immer für wichtiger gehalten als abstrakte Theorien zur Kriegführung.

---

56 Zit. in: Hahlweg, Das Clausewitzbild, S. 66 f.
57 Bismarck zit. in: Wallach, The Dogma, S. 198.

Unter der Oberhoheit des preußischen Königs (der von 1871 an deutscher Kaiser war) und unter Umgehung des Kriegsministers bildeten Moltke und Bismarck zwei Punkte eines instabilen Führungsdreiecks, das durch den Konkurrenzkampf der beiden starken Persönlichkeiten in Schwierigkeiten war[58]. Moltke schrieb in seinem ersten Einsatzplan für einen Feldzug gegen Dänemark (vor dem Krieg zwischen Preußen und Dänemark von 1864): »Endlich dürfen weder diplomatische Verhandlungen noch politische Rücksichten den weiteren militärischen Verlauf unterbrechen[59].« In einer Denkschrift für König Wilhelm vom 29. Januar 1871 schrieb Moltke:

> »Ich glaube, daß es gut sein würde, mein Verhältnis zum Bundeskanzler [Bismarck] definitiv festzustellen. Bisher habe ich dasselbe dahin aufgefaßt, daß der Chef des Generalstabes (besonders im Kriege) und der Bundeskanzler zwei gleich berechtigte und von einander unabhängige Behörden unter E.K. Maj. directem Befehl sind, welche sich gegenseitig in Kenntnis zu halten haben[60].«

Moltkes Haltung zeigt eine grundlegende Sorge des Militärs, die nicht darin bestand, mit einer Hand auf den Rücken gebunden zum Kämpfen gezwungen zu werden, sondern darin, reichlich Mittel zu erhalten, um selbst beschränkte militärische Ziele zu verfolgen. Clausewitz' Unterscheidung zwischen beschränkten und unbeschränkten politischen Zielen und beschränkten und unbeschränkten militärischen Mitteln, die zur Verfolgung dieser Ziele eingesetzt werden, kann militärische Führer kaum erfreuen, die begeistert mit Kanonen auf Spatzen schießen würden, wenn das das Einfachste wäre und mit möglichst geringen Verlusten auf der eigenen Seite einherginge. Damit hat Moltke die Clausewitzsche Lehre von der »doppelten Art des Krieges« zwar nicht ganz aufgegeben, aber er vereinfachte sie, als er sagte, das Maß und die Güte der »gebotenen Mittel« solle das militärische Ziel bestimmen[61].

Moltke stand somit in seinem Denken dem Ideal-Kriegs-Clausewitz nahe. In einem Aufsatz zur Strategie, den er am Ende des Deutsch-Französischen Krieges geschrieben hatte, heißt es:

> »Die Politik bedient sich des Krieges für [die] Erreichung ihrer Zwecke, sie wirkt entscheidend auf den Beginn und das Ende desselben ein, und zwar, daß sie sich vorbehält, in seinem Verlauf ihre Ansprüche zu steigern oder aber mit einem minderen Erfolg sich zu begnügen. Bei dieser Unbestimmtheit kann die Strategie ihr Streben stets nur auf das höchste Ziel richten, welches die gebotenen Mittel überhaupt erreichbar machen. Sie arbeitet so am besten der Politik in die Hand, nur für deren Zweck, aber im Handeln völlig unabhängig von ihr[62].«

---

58 Eine hervorragende Analyse ist Förster, The Prussian Triangle, S. 115–140.
59 Moltke, Militärische Werke, Bd 1, S. 16.
60 Zit. in: Craig, Die preußisch-deutsche Armee, S. 239.
61 Kessel, Moltke, S. 508.
62 Moltke, Leben, S. 361.

Von Beginn des Deutsch-Österreichischen Krieges (2. Juni 1866) an lauteten die Anweisungen des preußischen Königs, dass der Generalstab von nun an Befehle direkt an die Truppen erteilen könne, ohne sie zuerst vom Kriegsministerium genehmigen zu lassen. Dieser Befehl galt für die Dauer des Krieges[63]. Während des Deutsch-Österreichischen Krieges griff Bismarck mehrfach in Angelegenheiten ein, die die Militärs als die ihren betrachteten, indem er aus fachlichen Gründen Einwände gegen ihre Pläne vorbrachte. Nach der Schlacht von Königgrätz nahm er an den Sitzungen des Militärrates teil, sehr zum Verdruss von Moltke, der von König Wilhelm von Preußen sehr geschätzt wurde. Tatsächlich kam der Generalstab überein, politische Führer sollten in Zukunft nicht das Recht haben, sich in militärische Angelegenheiten einzumischen[64]. Während des Deutsch-Französischen Krieges (1870–71) wurde Bismarck daher nicht länger zu den Sitzungen des Königs und der militärischen Führer eingeladen. Nach der Schlacht von Sedan begriff Bismarck, dass ihm entscheidende Informationen vorenthalten wurden und er verlangte von Moltke, zu veranlassen, »daß ich ständig von den militärischen Vorgängen fortlaufend Kenntnis erhalte u[nd] wenn es in anderer Weise nicht thunlich erscheint, doch wenigstens durch gleichzeitige Mittheilung der Telegr[gramme] welche für die Berliner Presse bestimmt sind u[nd] deren Inhalt mir in den meisten Fällen neu ist, wenn ich ihn fünf Tage später in den Zeitungen lese«[65]. Bismarck wollte, dass Napoleon III. Kaiser bleibt und eingeschränkte territoriale Zugeständnisse in Form des deutschsprachigen Elsass und der Festungsstadt Metz in Lothringen macht. Aber Napoleon III. sah sich nicht in der Lage, diese Zugeständnisse zu machen, und die Verhandlungen endeten ergebnislos. Im weiteren Verlauf des Krieges, vom September bis Dezember 1870 stellte sich die Frage, was mit Paris geschehen sollte. Moltke war bereit, die Stadt zu belagern, aber wollte durch eine gewaltsame Einnahme der Stadt keine großen Verluste riskieren, da er seine Streitkräfte für spätere Zusammenstöße mit den Franzosen schonen wollte, die in immer stärkerem Maße einen von französischem Nationalismus inspirierten »Volkskrieg« führten. Bismarck hingegen wollte Paris gewaltsam einnehmen, was durch die Bombardierung im Januar 1871 auch geschah. Andererseits lehnte er es ab, Paris von deutschen Truppen im Triumphzug besetzen zu lassen, was wiederum Moltke gefordert hatte, um den Willen Frankreichs zum Widerstand zu brechen. Bismarck setzte sich in beiden Punkten durch, aber Moltke war seinerseits erfolgreich, indem er von Frankreich nicht nur die Abtretung des Elsass, sondern auch eines größeren und strategisch wichtigen Teils des französischsprachigen Lothringens, einschließlich Metz, erzwang und

63 Craig, Die preußisch-deutsche Armee, S. 219.
64 Ebd., S. 238–240, passim.
65 Bismarck, Gesammelte Werke, Bd 15, S. 312, zit. in: Craig, Die preußisch-deutsche Armee, S. 229.

damit bei den Franzosen einen langanhaltenden Groll gegen das Deutsche Reich verursachte[66].

In den Worten des amerikanischen Deutschland-Historikers Gordon Craig heißt das:

> »Während der drei Kriege der Einigungsepoche war es Bismarck gelungen, das Prinzip des Vorranges der Politik in Kriegszeiten erfolgreich zu verteidigen. Allerdings war ihm dies von Mal zu Mal schwerer gemacht worden; und, noch bedeutungsvoller ist, daß sein Sieg die Militärs nicht von seinem Recht überzeugt hatte [...] Generationen von Offizieren, die im Generalstab von Moltke erzogen wurden, nahmen [Moltkes] Forderung [...] nach einer Trennungslinie zwischen Politik und Strategie [...], die die Strategen vor Einmischungen von ziviler Seite bewahren sollte [...] als einen Glaubenssatz an und sollten ihn – mit verheerenden Folgen – im Ersten Weltkrieg anwenden[67].«

Moltkes Einfluss wuchs in der Tat und mit ihm die Tendenz zu einer immer umfassenderen Art der Kriegführung gegen die ganze Gesellschaft des Feindes. In seinem Werk *Krieg und Politik* schrieb Moltke über den »gegenseitigen Einfluß von Politik und Strategie«:

> »Krieg ist das gewaltsame Handeln der Völker, um staatliche Zwecke durchzuführen oder aufrecht zu erhalten; er ist das äußerste Mittel, den darauf gerichteten Willen durchzuführen, und erzeugt, solange er dauert, einen Zustand, der die völkerrechtlichen Verträge der Streitenden aufhebt[68].«

Und Moltke zitierte mit Zustimmung Clausewitz' Brief an Müffling (siehe oben, in dem Clausewitz argumentierte, dass das Militär das Recht hat, militärisch nicht durchführbare Aufträge abzulehnen) und fügte hinzu:

> »Denn für den Gang des Krieges sind vorwiegend militärische Rücksichten maßgebend, politische nur, insofern sie nicht etwas militärisch Unzulässiges beanspruchen. Keinesfalls darf der Führer sich bei seinen Operationen *nur* von politischen Eingebungen leiten lassen; er hat vielmehr den militärischen Erfolg im Auge zu behalten. Was die Politik mit seinen Siegen oder Niederlagen anfangen kann, ist nicht seine Sache, deren Ausnutzung ist vielmehr allein Sache der Politik. Wo wie bei uns das Staatsoberhaupt selbst mit uns ins Feld zieht, finden die politischen und militärischen Forderungen in seiner Person ihren Ausgleich[69].«

Moltke und seine Nachfolger bevorzugten es daher, wenn ein Feldherr über die Natur der Kriegsanstrengungen entschied, anstatt einem zivilen Führer zu gestatten, in die Kriegführung einzugreifen.

---

66 Förster, The Prussian Triangle, S. 124–134.
67 Craig, Die preußisch-deutsche Armee, S. 240.
68 Moltke, Militärische Werke, Bd 4, S. 13.
69 Ebd., S. 13 f.

b) Militärische Planung und der Mangel an ziviler Führung

Am Vorabend des Ersten Weltkrieges bestritt in Europa niemand die Vorstellung, dass allgemeine Entscheidungen über Krieg und Frieden von der zivilen Führung zu treffen sind und das Militär in diesem Punkt nichts zu sagen haben sollte. Dennoch wurden auf allen Seiten von den Militärs detaillierte Kriegspläne entworfen, wobei politische Überlegungen nicht in den Bereich der Planung fielen. In Deutschland entwarf Schlieffen somit einen »rein militärischen Plan«, wie der Militärhistoriker Jehuda Wallach es nannte, ohne irgendeine politische Instanz zu konsultieren, und dieser führte zur Katastrophe[70]. Wallach schrieb: »Der berühmte Schlieffen-Plan ist – so seltsam es scheinen mag, durchaus kein umfassender Kriegsplan, der alle Aspekte – die politischen, die wirtschaftlichen und die militärischen – einschließt, sondern es ist nur ein Plan für die deutschen Heeresverbände im Falle eines Krieges.« Der Plan ging davon aus, dass Feindseligkeiten mit Frankreich etwaigen Feindseligkeiten mit Russland vorausgehen würden, während die Ereignisse 1914 in Wirklichkeit genau umgekehrt waren[71]. Ein Mangel an politischer Führung war nicht nur für Deutschland charakteristisch. Wie Jehuda Wallach zu Recht resümierte, wurde »Der Erste Weltkrieg [...] auf beiden Seiten der Front ohne jegliche strategische Ideen« geführt[72]. Und Ulrich Marwedel stellte fest, zwischen dem Deutsch-Französischen Krieg und dem Ersten Weltkrieg herrschte »die Tendenz, der militärischen Führung eine Erweiterung ihrer Kompetenzen auf Kosten der Politik zu verschaffen«. Dies traf insbesondere in Deutschland zu. Seltsamerweise wurde Clausewitz' Lehre vom Krieg als Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln als ein Argument für die *Trennung* dieser Bereiche angesehen, wobei die *Andersartigkeit* der eingesetzten Mittel betont wird. Die militärische Führung setzte dieses Argument ein, um eine Umverteilung der Aufgaben und Verantwortlichkeiten innerhalb der Regierung zu fordern, bei der sie die Nutznießer waren[73]. So verhinderte das Heer in den Jahren 1871–1914 erfolgreich eine parlamentarische Kontrolle seiner Aktivitäten. Das Offizierskorps wurde weiterhin hauptsächlich aus dem Adel rekrutiert und bewahrte sein, wie Gordon Craig es nannte, »Feudalverhältnis zur Krone«[74].

Dies spiegelt sich in der strategischen Literatur dieser Zeit wider. Im Vorwort der Ausgabe von *Vom Kriege* aus dem Jahre 1880 schrieb Oberst Wilhelm von Scherff: »Die Einmischung der Politik in die Kriegführung führt immer zum Ruin. Die Politik bestimmt die Art und Weise *wie* ein

---

70 Wallach, Misperceptions, S. 229.
71 Wallach, Das Dogma, S. 58.
72 Wallach, Misperceptions, S. 216.
73 Marwedel, Carl von Clausewitz, S. 153 f.
74 Craig, Die preußisch-deutsche Armee, S. 242.

Hause gebaut werden soll, aber sie darf sich nicht in den eigentlichen Bauprozeß einmischen[75].« Der vielgelesene Militärschriftsteller Colmar von der Goltz forderte 1907 seine Leser auf, »ein wachsames Auge [zu] haben« und sich zu hüten »vor jeder Verwässerung und Verdünnung des kriegerischen Gefühls und der kriegerischen Leidenschaft, vor den diplomatischen Naturen in der Führung, der Beimischung politischer Erwägungen bei strategischen und taktischen Entschlüssen«[76]. In seinem Bestseller *Das Volk in Waffen*, das in eineinhalb Jahrzehnten in fünf Auflagen gedruckt und in 12 000 Exemplaren verkauft wurde, schrieb er: »Der Krieg wird dadurch in seiner Bedeutung keineswegs herabgesetzt, auch in seiner Selbständigkeit nicht eingeschränkt, wenn nur der Feldherr und der leitende Staatsmann sich klar sind, daß Krieg der Politik unter allen Umständen *am besten mit völliger Niederlage des Feindes dient*. Durch Beachtung dieses Grundsatzes wird nicht nur der Politik die meiste Freiheit, sondern zugleich dem Gebrauch der Kräfte im Kriege der weiteste Spielraum verschafft[77].«

General Rudolf von Caemmerer ergriff in der Debatte jedoch entschieden Partei für Clausewitz, den »bedeutendste[n] Kriegstheoretiker« und »eigentliche[n] Philosoph[en] des Krieges« und stellte sich gegen Moltke. Eine solche uneingeschränkte Unterstützung für Clausewitz (in Brühls geänderter Ausgabe) war dennoch selten. Charakteristischer war eher die Haltung von General Julius von Verdy du Vernois, der in seinen *Studien über den Krieg* die Meinung vertrat, dass sowohl Clausewitz als auch Moltke zu extrem seien und einen Mittelweg zwischen beiden einschlug[78].

Ähnliche Fragen zu den Kompetenzen des Militärs beschäftigten auch die Briten, 1908 wurde an der Britischen Stabsakademie (Staff College) eine Debatte geführt, an der sich auch der Generalstabschef, General Sir Neville Littleton, Generalmajor Douglas Haig und Brigadegeneral Henry Rawlinson beteiligten. Sir Henry Wilson, der Kommandeur der Stabsakademie, wurde beschuldigt, die militärischen Studenten der Akademie zur Diskussion politischer Fragen ermutigt zu haben, die außerhalb ihres Zuständigkeitsbereiches liegen. Wilsons Lehrmethoden änderten sich jedoch nicht[79].

Französische Militärgelehrte kannten den Streit über Clausewitz' Lehre in Deutschland. Der französische General Iung verwies in einer Schrift aus dem Jahre 1890 insbesondere auf die preußischen Ansichten zum Verhältnis von ziviler Regierung und militärischer Führung. Er verteidigte die Meinung, das preußische Rezept für den Sieg bestehe darin, dass die zivile Regierung ein Kriegsziel benannte und den militärischen

75 Vom Kriege (1880), S. XI.
76 Goltz, Von Jena, S. 48.
77 Goltz, Das Volk, S. 129.
78 Caemmerer, Die Entwicklung, S. 58–102.
79 Bassford, Clausewitz in English, S. 75 f.

Führern beim Verfolgen dieses Ziels völlige Freiheit ließ. Die Politik, d.h. die Regierung, sollte den militärischen Führern »den Ausgangspunkt für die Strategie« nennen; »in der gesamten möglichen Folge der [späteren] Ereignisse, die sich aus der Strategie und Taktik ergeben, greift die Politik ein einziges Mal ein, wenn sie das Ziel auswählt[80].«

Aus seiner eigenen These, ein beschränkter Krieg in Europa sei nicht länger denkbar, schloss Oberst (später General) Jean Colin, einer von Clausewitz' französischen Schülern, dass »die Anweisungen, die eine Regierung dem General hinsichtlich des politischen Ziels des Krieges geben muß, so auf sehr wenig reduziert« sein müssten, nämlich darauf, in entscheidenden Gefechten einen entscheidenden Sieg zu erringen. Im Jahre 1911 schrieb er:

> »Sobald der Krieg beschlossene Sache ist, ist es absolut notwendig, daß der General die Freiheit behält, ihn so zu führen, wie er es für richtig hält, es sei denn ihm wird die Befehlsgewalt entzogen, wenn er diese mit wenig Energie oder Kompetenz ausübt. «

Colin argumentierte sogar, dass »der Feldzugsplan das persönliche Werk des Generals sein muß [...] Das Eingreifen einer Regierung in die Durchführung von Operationen hat fast nie zu positiven Resultaten geführt[81].«

Vor der großen Katastrophe schrieb der Leiter der Abteilung Geschichte des Großen Generalstabs des Deutschen Reiches, General Friedrich von Bernhardi:

> »Der Krieg ist immer nur ein Mittel zur Erreichung eines völlig außerhalb seiner Sphäre liegenden Zweckes. Er kann sich diesen Zweck daher nicht selbst setzen, indem er das kriegerische Ziel nach freiem Ermessen bestimmt. Wollte man ihm dieses Vorrecht zugestehen, dann läge stets die Gefahr vor, daß entweder der Krieg in schrankenloser Entfesselung gewissermaßen um seiner selbst willen geführt würde, oder daß seine Leistungen hinter dem politisch Notwendigen zurückblieben [...]
>
> Wenn [die Politik] ihre Zwecke mit Rücksicht auf die Machtmittel des Staats setzt und im Kriegsfall im Zusammenwirken mit dem Feldherrn die militärischen Ziele bestimmt, die zu erreichen sind, so darf sie sich doch andererseits *niemals in die Kriegführung selbst einmischen* und *ihr die Wege anweisen wollen*, auf denen das kriegerische Ziel tatsächlich zu erreichen ist [...] Der Krieg ist eben eine Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln und wird seinem innersten Wesen untreu, sobald er sich politischer Mittel bedient [...]
>
> Wollte die Politik die kriegerische Handlung selbst in politische Bahnen lenken, den Krieg nicht als ein selbständiges Mittel der Politik, sondern als ein politisches Mittel verwenden und handhaben, dann würde sie den militärischen Erfolg in allen Fällen in Frage stellen. Schon der Versuch, die kriegerische Handlung in einzelnen Beziehungen durch politi-

---

80 Iung, Stratégie, S. 260, 287–289, 306.
81 Colin, Les Transformations, S. 241.

sche Rücksichten zu beeinflussen, hat wiederholt die verderblichsten Folgen hervorgerufen.«

Für Bernhardi musste der Feldherr einen besonders starken Charakter haben, um den Forderungen entgegen zu treten, die von der politischen Führung an ihn herangetragen werden und die er aus militärischen Gründen ablehnen muss[82]. Wir sehen, dass das Zeitalter des Militarismus Clausewitz in entscheidenden Punkten verfremdete oder aber seine Einstellung zum Primat der Politik völlig verwarf.

c) Der Erste Weltkrieg: Der Krieg der Generale

Der erste Weltkrieg setzte das verheerende Potenzial dieser Verfremdung in die blutige Realität um. Der französische Premierminister George Clemenceau zog daraus 1918 mit den berühmten Worten die Konsequenz, »der Krieg ist eine zu ernste Sache, um sie den Generalen zu überlassen«. Genau dies taten jedoch die politischen Führer in Deutschland und die Verantwortung für diesen Irrtum wurde fälschlicherweise Clausewitz zugeschoben. Jehuda Wallach hat gezeigt, dass die Memoiren des deutschen Kanzlers Bethmann Hollweg darauf hinweisen, wie er »seine rechtmäßige Stellung als führender Staatsmann bedingungslos aufgab und sich bewußt dem Diktat des Generalstabs ergab«[83]. Bethmann Hollweg behauptete:

> »Wie bei der Einleitung des Krieges die politischen Maßnahmen nach den Bedürfnissen des für unabänderlich erklärten Feldzugsplanes zu gestalten waren, so haben auch im Kriege nur die militärischen Gesichtspunkte technischer Möglichkeit und strategischer Wirkung die großen Operationen ausschlaggebend bestimmt. An der Aufstellung des Feldzugsplanes selbst ist die politische Leitung nicht beteiligt gewesen, auch nicht an den Änderungen, denen der Schlieffensche Plan schon geraume Zeit vor dem Ausbruch des Krieges unterzogen worden ist. Endlich nicht an den Abweichungen von dem so modifizierten Plan bei seiner praktischen Ausführung. Überhaupt ist während meiner ganzen Amtstätigkeit keine Art von Kriegsrat abgehalten worden, bei dem sich die Politik in das militärische Für und Wider eingemischt hätte.«

Die einzige Ausnahme bildete die Entscheidung, einen unbeschränkten U-Bootkrieg zu starten, da die politische Überlegung, dass damit wahrscheinlich die USA in den Krieg eintreten würden, schwer wog. Doch dieser politische Einwand wurde zurückgewiesen. Bethmann Hollweg selbst dachte, dass sich der

> »militärische Laie [unmöglich] anmaßen [konnte], militärische Möglichkeiten, geschweige denn militärische Notwendigkeiten zu beurteilen. Militärische Notwendigkeiten aber sind es nach meinen Eindrücken gewesen,

---

82 Bernhardi, Vom heutigen Kriege, S. 205, 207 f., S. 434–440.

83 Wallach, Misperceptions, S. 230.

> welche die Kriegführung geleitet haben. Auch hinter der glänzendsten Initiative, die der Generalstab entfaltete, stand der militärische Zwang. Wie der Zwang gelöst wurde, konnte nur das Militär auch da entscheiden, wo militärische und politische Forderungen Hand in Hand gingen[84].«

So besteht kaum Zweifel darüber, dass der Erste Weltkrieg besonders auf deutscher Seite auch ein Ringen zwischen der weit unterlegenen politischen Führung einerseits und den militärischen Titanen mit wenig Verstand andererseits, Hindenburg und Ludendorff, war. Nach dem Krieg sagte ein Augenzeuge vor dem Untersuchungsausschuss des Reichstags aus: »Kriegführung und Politik sind bei [General] Ludendorff zwei getrennte, feindlich miteinander ringende Persönlichkeiten[85].«

Nach dem ersten Weltkrieg zog Friedrich von Bernhardi in seinem Buch »Vom Kriege der Zukunft« Lehren, die der Clemenceaus völlig entgegengesetzt waren. Bernhardi verbannte die Politik sogar noch weiter in den Hintergrund, als er behauptete,

> »die Aufgabe der Diplomatie [ist] eine ganz andere, sobald der Krieg wirklich ausgebrochen ist. Die Aufgabe, andere Staaten an der Teilnahme zu verhindern, bleibt zwar bestehen [...] Auch das wird jedoch nur im Einverständnis mit der Heeresleitung geschehen dürfen. Im übrigen aber hat die Diplomatie lediglich die Aufgabe, die Kriegführung möglichst zu unterstützen, und zwar mit ihrem eigenen Einverständnis. Sie muß sich völlig den Wünschen dieser fügen und ganz darauf verzichten, ohne Rücksicht auf sie irgend etwas zu unternehmen. Das ist zwar immer nötig in bezug auf Angelegenheiten, die vielleicht zum Kriege führen – denn die Staatskunst muß immer im richtigen Verhältnis zur militärischen Macht stehen –: aber ein Verstoß gegen diese Regel macht sich nirgends so unmittelbar und fast sofort geltend wie im Kriege selbst. Die Staatskunst muß sich daher darauf beschränken, dem militärischen Erfolge vorzuarbeiten oder ihn auszunutzen, und zwar nach Weisungen, die von *militärischer* Seite auszugehen haben. Wo das letzte nämlich nicht der Fall ist, da könnten militärische und politische Mittel wohl den gleichen Zweck verfolgen, aber dennoch in ganz verschiedenem Geiste angewendet werden, und das dürfte dann auch zu einem ganz verschiedenen Endziel führen. Wo es möglich ist, müssen daher die politische und militärische Leitung in einer Hand ruhen.«

Sowohl oberster Feldherr als auch oberster Entscheidungsträger zu sein, wie es Friedrich der Große war,

> »ist aber nicht jedem gegeben. Wo das also nicht der Fall ist, da muß die Regierungsgewalt [...] zurückzustehen wissen und die Entscheidung darüber, was zu tun ist, dem Leiter der militärischen Handlungen überlassen. Diesem hat sich der Staatsmann unbedingt zu fügen; denn der Einklang der politischen und militärischen Handlungen ist die Hauptsache, auf die es ankommt, und die militärischen Forderungen bedingen die politischen.

---

84 Bethmann Hollweg, Betrachtungen, S. 7–9.
85 Zit. in: Wallach, Das Dogma, S. 296.

> Der Leiter der militärischen Aktion muß dementsprechend ausgesucht sein; wo das aber nicht der Fall sein kann, ist es immer noch besser, daß ein weniger Sachverständiger die Politik in ihren großen Zügen leitet, als daß Staats- und Kriegskunst sich entgegenarbeiten.
>
> Solange der Krieg im Gange und keine Aussicht auf einen angemessenen Frieden vorhanden ist, darf daher lediglich der militärische Sieg angestrebt werden, und alles andere hat sich diesem Streben zu fügen; ist aber ein Frieden in Sicht, so hat ebenfalls allein der Soldat darüber zu entscheiden, ob es angebracht ist, einen solchen durch Steigerung der militärischen Erfolge zu erreichen, oder ob es angezeigt ist, ihn auf diplomatischem Wege, d.h. durch Konzessionen zu erreichen. Nur der Soldat vermag das zu beurteilen. Das Unglück Deutschlands ist nicht zum geringsten darauf zurückzuführen, daß man diese sehr einfachen Regeln nicht befolgt hat[86].«

Wie war das zu vereinbaren mit einem Generalstab, der angeblich mit Clausewitz' Gedankengut großgezogen worden war? Die Antwort liegt wohl zum Teil darin, dass das genaue Studium von *Vom Kriege* an den Militärakademien einer Rezeption aus zweiter Hand gewichen war, in der Vorlesungen nach Gutdünken des Redners mit Clausewitz-Zitaten gespickt waren, aber nicht auf ein Verständnis des Werkes selbst abzielten oder auf ein Verständnis des Krieges. Symptomatisch ist ein Eintrag des Feldmarschalls Paul von Hindenburg in seinen Memoiren, geschrieben nach dem Ersten Weltkrieg:

> »Es gibt ein Buch *Vom Kriege*, das nie veraltet. Clausewitz ist sein Verfasser. Er kannte den Krieg und kannte die Menschen. Wir hatten auf ihn zu hören, und wenn wir ihm folgten, war es uns zum Segen. Das Gegenteil bedeutete Unheil. Er warnte vor Übergriffen der Politik auf die Führung des Krieges [*sic*][87].«

Da Clausewitz im Zeitalter des Militarismus als großer oder gar größter Kriegsphilosoph verehrt wurde, musste er ja wohl das gesagt haben, was die Militaristen glaubten und in ihm haben lesen wollen!

Nicht alle aber vermochten es, durch ihre eigene Ignoranz Clausewitz so leicht mit dem Geist des Militarismus zu versöhnen. Hindenburgs Mitstreiter, General Erich Ludendorff (1865–1937), der gegen Ende des Ersten Weltkrieges praktisch die politische und militärische Führung Deutschlands übernahm, hatte die Diskrepanz zwischen Clausewitz und der Strategie des Ersten Weltkrieges erkannt und schrieb in der frohen Erwartung eines von ihm heiß ersehnten zweiten Weltkrieges:

> »Die Zeit war vorüber, in der die Politik der Kriegführung sagen konnte: ›Gewinne du den Krieg, das andere ist meine Sache‹, [...] Kriegführung und Politik waren eins geworden. Es konnte kein Zweifel mehr darüber stehen, daß die Gesamtpolitik des Staates dem Kriege zu dienen und dessen Anforderungen zu erfüllen habe [...] Die Friedensfrage sah die O[berste] H[eeres] L[eitung] als eine Angelegenheit der Politik an. Sie stand damit

---

86 Bernhardi, Vom Kriege, S. 168–170.

87 Hindenburg, Aus meinem Leben, S. 101.

> auf dem Boden von Clausewitz. Sie hatte aber, ohne einen Friedensschluß zu gefährden oder den Krieg zu verlängern, darauf zu achten, daß die Friedenspolitik des Reichskanzlers der Kriegführung nichts schadete, und auf eine Grenzgestaltung hinzuwirken, die auf Grund der Kriegserfahrungen die erfolgreiche Durchführung eines neuen Krieges unter militärisch und wirtschaftlich günstigen Verhältnissen gestattete. Bei Friedensschlüssen vor Beendigung der Gesamtkriegshandlung kam noch hinzu, daß der Kriegführung aus den Verhandlungen oder den Bedingungen keine unmittelbaren Nachteile erwachsen durften[88].«

In seinem 1935 erschienenen Buch *Der totale Krieg* trat Ludendorff dafür ein, dass das Volk eine führende militärische Persönlichkeit wählen sollte, die es in Friedenszeiten regiert, um es auf den Krieg vorzubereiten und dann in den Krieg zu führen, da nur ein militärischer Führer die Bedürfnisse des Krieges verstehen und in Friedenszeiten die richtigen Vorbereitungen einleiten wird. Damit stellte er Clausewitz schließlich ganz auf den Kopf, indem er behauptete, die ganze Politik solle durch den Krieg bestimmt werden[89].

Ludendorff war nicht der einzige Deutsche, der davon träumte, den Krieg wiederaufzunehmen und einen totalitären Staat zu schaffen – nicht zufällig war er mit Hitler einer der Gründungsväter der Nationalsozialistischen Partei. Aber auch der Soziologe Hans Freyer, der Schriftsteller Ernst Jünger, der Rechtsanwalt Ernst Forsthoff und viele andere betrachteten in ihrer Verherrlichung des Staates den Krieg als das beste Mittel zur Konsolidierung der absoluten Dominanz der Gesellschaft durch den Staat. Es ist kein Zufall, dass es ein Universitätsprofessor wie Freyer in Deutschland und ein sowjetischer Militärschriftsteller wie Šapošnikov waren, die Politik und Frieden als »die Fortsetzung des Krieges mit anderen Mitteln« beschrieben[90]. Für Freyer konnte der Staat nur dann seine Macht voll entfalten, wenn er sich im Krieg befand; für Jünger war die Mobilmachung der gesamten Bevölkerung höchst wünschenswert und konnte im Rahmen eines Krieges herbeigeführt werden; für Forsthoff musste der Staat in Bezug auf die Rasse gereinigt werden, indem alle fremden Elemente darin zerstört werden, u.a. nannte er in diesem Zusammenhang die Juden[91].

General Hans von Seeckt (1866–1936), der Begründer der Reichswehr der Weimarer Republik, zitierte Clausewitz zustimmend in Bezug auf das Primat der politischen Überlegungen gegenüber der militärischen Ausführung. Dennoch war er der Meinung, dass »freilich [...] die Wahl des Weges zur Erreichung des Zieles dem Feldherrn überlassen bleiben [muss], obwohl selbst bei dieser Wahl und bei der der Mittel sich politische Erwägungen einmischen werden«. Seiner Ansicht nach verlange

---

88 Ludendorff, Kriegführung, S. 104 f.
89 Ludendorff, Der Totale Krieg, S. 107 ff.
90 Šapošnikov, zit. in: Garthoff, Soviet Military Doctrine, S. 11.
91 Freyer, Jünger and Forsthoff, zit. in: Wehler, Der Verfall, S. 291–296.

Clausewitz »die Durchdringung der Kriegführung mit dem Gedanken des Staates, der sich zu seiner Entwicklung vieler Kräfte und vieler Mittel bedient, und dem alle untertan sind«. Es war der Staat, der die Übereinstimmung von politischem Zweck und militärischem Ziel sichern musste[92]. An anderer Stelle sagte Seeckt: »Krieg ist der Bankrott der Politik[93].« In der Praxis unternahm die *Reichswehr* vor 1933 jedoch nur geringe Anstrengungen, um politische Befehle in ihre militärische Planung aufzunehmen. Die Ursache dafür wird klar, wenn wir einige andere Äußerungen von Seeckt über das von ihm so verachtete Heer in der Weimarer Republik lesen: »Hände weg vom Heere!« rufe ich allen Parteien zu. »Das Heer dient dem Staat, nur dem Staat; denn es ist der Staat[94].« Aber er schrieb auch über das Verhältnis zwischen Politik und Krieg:

> »Die Grundlage für die Reise, die Ausgangslage, kann der Bezugnahme auf die politische Lage nicht entbehren. Wenn die Kriegsführung selbst und die Fähigkeit zur Kriegsführung schlechthin das ausschlagende Moment für die Politik eines Großstaates bildet, so wirkt die Politik ihrerseits dauernd auf die Kriegsführung ein. Es ist einer der großen Irrtümer der politischen und militärpolitischen, aber auch der strategischen Lehre, daß sich die Kriegsführung im [...] politikleeren Raum abspielt und daß sie andererseits eines Tages unter Schloß und Riegel gelegt werden könne, um der reinen Politik das Feld zu überlassen. Der Unterschied in den Erscheinungsformen, Notenwechsel, Handelsmaßnahmen, Ultimaten und scharfer Schuß sind viel zu sehr betont gegenüber dem Gleichartigen von Politik und Krieg, dem Streben nach der Herrschaft auf dem Wege der Vernichtung des Feindes. Jede gesunde Politik geht diesen Weg, wie er für die gesunde Strategie als der einzig richtige anerkannt ist. Gesund nenne ich beide, weil sie der Natur entsprechen, die nun einmal auf den Kampf ums Dasein gegründet ist, d.h. dem Kampf um die Herrschaft. Und Kampf ist Anstreben der Vernichtung des Gegners, Frieden der kurze Genuß der Macht[95].«

Die »Vernichtung der feindlichen Kräfte« war für Seeckt das offensichtliche Ziel eines Krieges und er war der Meinung, der Generalstabschef benötige für die Erfüllung dieser Aufgabe »volle Freiheit«[96].

Etwas gemäßigter hatte General Wilhelm von Blume, Dozent an der Kriegsakademie, kurz vor dem Ersten Weltkrieg geschrieben:

> »Krieg und Politik, insbesondere auswärtige Politik, stehen in naher Beziehung zueinander. Das ergibt sich unmittelbar aus Zweck und Wesen beider. Aufgabe der auswärtigen Politik ist die Wahrung und Förderung der Interessen des Staates nach außen. Der Krieg aber ist ihr letztes, nachdrücklichstes Mittel, die Kanone ist das ultima ratio regis.

---

92 Zit. in: Hahlweg, Das Clausewitzbild, S. 78.
93 Zit. in: Wehler, Der Verfall, S. 307.
94 Zit. in: Wallach, Kriegstheorien, S. 178 f.
95 Zit. in: Ebd., S. 179.
96 Zit. in: Kondylis, Theorie des Krieges, S. 107 f.

> Hieraus folgt zunächst, daß die auswärtige Politik durch die militärische Leistungsfähigkeit des Staates in sehr hohem Grade beeinflußt, wenn nicht bedingt wird [...]
>
> Daraus, daß der Krieg ein Mittel der Politik, oder wie Clausewitz das Verhältnis treffend kennzeichnet, die Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln ist, ergibt sich [...] daß ihr das entscheidende Wort bei dem Beschluß über Krieg und Frieden zukommt. Sie kann indes hierbei des militärischen Urteils nicht entbehren. Die Kenntnis und richtige Schätzung der militärischen Verhältnisse bildet vielmehr die wesentliche Grundlage für den Entschluß zum Kriege, für die Festsetzung der durch ihn anzustrebenden politischen Ziele, wie für das Eingehen auf Friedensverhandlungen und für diese selbst [...]
>
> Gleichwohl ist eine allen Anforderungen entsprechende Leitung der militärischen Aktion ohne politische Einsicht, ohne Urteil über die politische Lage und ohne Wahrnehmung der Vorteile, die diese bietet, nicht denkbar[97].«

Ludendorffs Nachfolger im Oberkommando der Streitkräfte gegen Ende des Ersten Weltkrieges, General Wilhelm Groener, war weniger extrem als sein Vorgänger. Groener schrieb 1930:

> »Der häufig vertretene Standpunkt, der Staatsmann habe bei den Operationen nichts zu sagen und abzuwarten, bis der Feldherr Sieg oder Niederlage oder keins von beiden melden würde, kann nach den Erfahrungen des [Ersten] Weltkrieges als überwunden gelten. Es würde aber ganz abwegig sein, wenn etwa der Staatsmann nun sich sozusagen die Rolle eines strategischen Oberkontrolleurs anmaßen würde. Immerhin muß ihm zugebilligt werden, daß er berechtigt, ja verpflichtet ist, selbst zu prüfen, ob die voraussichtlichen Ergebnisse einer Operation mit den Absichten und Zielen seiner Politik im Einklang stehen[98].«

Diese Aussage war im Einklang mit Clausewitz' Postulaten, und es ist nur zu bedauern, dass Groener diese vernünftige Haltung nicht dem deutschen Generalstab für sein Verhältnis zu Hitler vermitteln konnte.

Aber auch diejenigen, die sich schließlich zum Widerstand gegen Hitler aufrafften, teilten nicht unbedingt diese Einsicht Groeners und Clausewitz'. Wie wir festgestellt haben, wich schon Blume von Clausewitz ab, indem er ein hohes Maß an Gleichheit zwischen der militärischen und zivilen Führung voraussetzte, und Blumes Ansichten wurden von Hitlers erstem Generalstabschef, dem späteren Widerständler General Ludwig Beck, geteilt, der schrieb: »Der politische Zweck des Krieges muß klarliegen und er muß auch den letzten Akt des Krieges, die Gewinnung des Friedens, in das Kalkül einbeziehen. Nur bei klar umrissenem Zweck ist es möglich, aus ihm und aus den vorhandenen Mitteln das kriegerische Ziel abzuleiten«[99] (So weit folgt er klar Clausewitz). Beck verlangte wie

---

97 Blume, Strategie, S. 10 f.
98 Groener, Der Feldherr, S. 164.
99 Beck, Studien, S. 59 f., 63.

Blume, der militärische Führer und der zivile Führer sollten auf gleicher Ebene stehen[100] und forderte »das Recht des obersten militärischen Führers zur Teilnahme an der Lenkung und Leitung der nationalen Verwaltung, der Organisation der öffentlichen Lebensmittelversorgung, der Kriegswirtschaft (einschließlich Finanzwesen) sowie an der Steuerung und Aufrechterhaltung der Moral des Volkes«[101]. Beck ging weit genug in Clausewitz' Richtung, um Ludendorffs Beharren auf der Überlegenheit der militärischen Führung stark und direkt zu widersprechen, aber er kritisierte auch den Oberbefehlshaber der Alliierten Streitkräfte im Ersten Weltkrieg, den französischen Marschall Foch, dafür, dass er es versäumt hatte, nach dem Ersten Weltkrieg an den Beratungen zum Friedensschluss von Paris teilzunehmen[102].

Eine Katastrophe später zog die nächste Generation von Militärforschern dagegen ganz andere Lehren aus den beiden Weltkriegen. Der amerikanische Clausewitz-Verehrer und Sicherheitsexperte Bernard Brodie wies darauf hin, dass im Ersten Weltkrieg die militärischen Führer auf allen Seiten einen militärischen Sieg angestrebt hatten, ohne über den politischen Zweck eines solchen Sieges nachzudenken. Insgesamt, so Brodie, hätten sie auf ihre politischen Führer herabgesehen. Die Militärs hätten die Politiker in Bezug auf die militärischen Voraussetzungen eines solchen Sieges für unwissend erachtet und zu sehr mit dem Gewinn der nächsten Wahlen beschäftigt. Die zivilen Führer wären um ihrer eigenen Karriere willen ebenso wie die militärische Führung vom dem Streben nach einem solchen Sieg besessen gewesen[103].

Hitler hielt ebenfalls militärische und politische Angelegenheiten streng von einander getrennt, wie Jehuda Wallach behauptet[104]. Betrachtet man jedoch das Verhältnis zwischen der Reichswehr, die später in Wehrmacht umbenannt wurde, und dem nationalsozialistischen Regime, so fällt auf, dass im Gegensatz zur Lage während des Ersten Weltkrieges, das Militär Hitler und seinen Handlangern allzu blind gehorchte!

Brodie zufolge garantierte im Zweiten Weltkrieg die Vormachtstellung der Politiker gegenüber den militärischen Führern nicht den Vorrang eines vernünftigen politischen Zwecks vor dem militärischen Ziel, »für den Sieg zu kämpfen.« »Die Vorherrschaft des zivilen Führers«, schrieb Brodie, »begünstigt lediglich die Möglichkeit, aber garantiert gewiß nicht, daß der politische Zweck die Strategie bestimmt.« Politische Führer wurden allzu oft von den militärischen Führern davon überzeugt, militärische Erfordernisse – »die Erfordernisse des Krieges« – müssten an erster Stelle stehen. Und militärische Führer leben besser mit einer beachtlichen Überlegenheit über den Feind und dem Ziel eines klaren »ab-

---

100 Zit. in: Müller, Clausewitz, S. 244.
101 Zit. in: Ebd., S. 254.
102 Ebd., S. 248.
103 Brodie, War, S. 13 f.
104 Wallach, The Dogma, S. 249–310, passim.

soluten« Sieges. So erklärte Brodie die Parteinahme für das Kriegsziel »bedingungslose Kapitulation« des Feindes durch Roosevelt am Ende des Zweiten Weltkriegs[105].

In seinem Werk über Krieg und Politik beschrieb Brodie seine Interpretation der europäischen und amerikanischen Militärpolitik vom Ersten Weltkrieg bis zum Vietnamkrieg auf der Grundlage des Clausewitzschen Modells der »engen Verbindung und Wechselwirkung von Politik und Strategie« und betonte dabei die Beziehungen zwischen ziviler Regierung und militärischer Führung. Er zitierte ausführlich Clausewitz' Ansichten über die Notwendigkeit der militärischen Beratung bei der Formulierung der Kriegspläne sowie die Notwendigkeit des Verständnisses dafür, was das Militär tun kann, um Einfluss auf die Politiker zu nehmen. Aber er ergänzte auch Clausewitz' Vorbehalt hinsichtlich der Notwendigkeit, den militärischen Standpunkt dem politischen unterzuordnen[106]. Im amerikanischen Kontext des Kalten Krieges wurde also Clausewitz' Meinung über das Verhältnis von Politik und Militär richtiger verstanden als zuvor in dem Lande, in dessen Sprache er geschrieben hatte. Dass auch hier Nuancen der verschiedenen Interpretationen von Bedeutung sein konnten, werden wir in Kapitel 7 näher beleuchten.

Auf der anderen Seite des politischen Spektrums unter den chinesischen Kommunisten wurde Clausewitz besser verstanden als von seinen eigenen Landsleuten im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert. Der Clausewitz-Schüler Mao Zedong zeigte die gleiche Skepsis für die militärischen Kriegsziele, die auch Brodie und Wallach an den Tag legten, und warnte: »Sollte bei den Militärs, die den Widerstandskrieg führen, eine Tendenz aufkommen, die darin besteht, die Politik zu unterschätzen, den Krieg von der Politik zu isolieren und zu etwas Absolutem zu machen, so ist das falsch und muß berichtigt werden[107].«

Somit entfachten Clausewitz' Ansichten über das Verhältnis zwischen ziviler Politik und dem Militär sowie über die Entscheidungsfindung – sowohl in ihrer ursprünglichen als auch der geänderten Form – nahezu endlose Diskussionen. Die Militaristen Europas in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts konnten die Vorstellung nicht hinnehmen, die zivile Politik bestimme das Militär. Entsprechend wurde der Erste Weltkrieg nicht geführt, um eindeutige politische Ziele zu verfolgen, sondern um nach dem Sieg um seiner selbst willen zu jagen, und er wurde zu einem Blutbad, das selbst Clausewitz' schlimmste Vorstellungen übertraf. In der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts, insbesondere in der amerikanischen Art der Kriege, finden wir beinahe das absolute Gegenteil, nämlich die politische Mikroverwaltung des Krieges wie im Falle des Vietnamkrieges (siehe Kapitel 7). Es wird immer ein Spannungsverhältnis bestehen zwischen dem, was militärische Führer als notwendige Bedin-

105 Brodie, War, S. 38 f.
106 Ebd., insbes. S. 9 f., 188.
107 Yuan-Lin, Mao Zedong, S. 28.

gungen für einen erfolgreichen Feldzug erachten, und dem, was die Politiker bereit sind zu geben. Clausewitz' Lösung für das Problem, die Anwesenheit des Oberbefehlshabers bei der Festlegung der politischen Ziele eines Krieges durch die Politiker, der die Politiker über das, was das Militär zu leisten fähig ist, berät, und dann politische Beschlüsse in militärische Kriegsziele umsetzt, war ein intelligenter Kompromiss. Heutzutage hätte man einen ähnlichen Vorschlag bei einer Analyse der Entscheidungsfindung, ihrer Probleme und Aufgabenstellung von McKinsey oder Alfred Anderson erwartet. Wäre die Clausewitzsche Lösung im Ersten Weltkrieg von allen Seiten angewandt worden, hätte dies das sinnlose Abschlachten der Streitkräfte in Europa weitgehend verhindern können. Mit der Ablehnung bzw. Fehlinterpretation des Clausewitzschen Kompromisses machten die militärischen Führer den Weg frei für die Hekatomben an der Somme und bei Verdun, deren Zweck Clausewitz nicht verstanden hätte.

Andererseits gab es seit Clausewitz' Zeiten auch Kriege, in denen es den Politikern trotz ihrer Dominanz nicht gelungen ist, das militärische Instrument wirklich angemessen einzusetzen – und in denen die militärische Führung gut daran getan hätte, auf die Diskrepanzen zwischen dem politischen Ziel und den militärischen Fähigkeiten hinzuweisen. Bei der Untersuchung der letzteren machte Clausewitz weitere wichtige Entdekkungen, denen wir uns nun zuwenden wollen.

IV. Jenseits der Zahlen: Genie, Moral, Kräftekonzentration, Wille und Friktion

Clausewitz' Überlegungen zur politischen Dimension des Krieges, für die er heute außerordentlich berühmt ist, waren anfangs nicht die Ursache für das hohe Ansehen, das er bei den militärischen Denkern genoss. Es waren die eher praktischen Überlegungen, die er in seinen Schriften über den Krieg anstellte, die es ermöglichten, das Auf und Ab des Krieges zu erläutern und dabei über bloße Truppenstärken hinaus zu denken. Es gab verschiedene Themen bei Clausewitz, die, wie wir hier sehen werden, später in der militärischen Fachliteratur ihren Widerhall fanden. Dies betraf, erstens, die Bedeutung des kriegerischen Genies und zweitens die Konzentration von Kräften zum entscheidenden Zeitpunkt in der Entscheidungsschlacht sowie drittens Willenstärke und Moral. Ein viertes Thema war die Ökonomie der Kräfte und ein fünftes galt der Friktion und dem Zufall, was besonders bei Kriegserfahrenen viel Lob gefunden hat. Clausewitz gewann wiederum die meisten seiner Einsichten aus der schon bestehenden Literatur und verfeinerte sie lediglich durch ein genaues Studium der napoleonischen Kriegführung. Somit »erfand« er die wenigsten dieser Ideen selbst. Dennoch waren es seine Worte und die von ihm gewählten Ausdrücke, die diese Themen bekannt machen würden, und somit direkt oder indirekt die Schriften zur Militärdoktrin in der ganzen Welt beeinflussten.

1. Genie: Die Persönlichkeit des Befehlshabers

Clausewitz war bei weitem nicht der erste Theoretiker, der die Aufmerksamkeit auf die Bedeutung des Feldherrn lenkte, denn dies war schon ein Thema in der Antike und in allen Anweisungen zur Kriegführung, die seitdem geschrieben worden sind. Er strebte aber nach einem tieferen Verständnis dessen, was das kriegerische Genie ausmacht. In dem Bestreben, die speziellen Fähigkeiten besonders talentierter militärischer Führer auszudrücken, übernahm Clausewitz Immanuel Kants Worte, der geschrieben hatte, »Genie ist das Talent (Naturgabe), welches der Kunst die Regel gibt [Es ist] ein Talent [...] dasjenige wozu sich keine bestimmte

Regel geben läßt, hervorzubringen[1].« Dennoch interessierte Clausewitz, wie Thomas Otte richtig bemerkte, beim Versuch, das kriegerische Genie zu beschreiben, weniger die gefühlsmäßige Seite als vielmehr die Wirkungsweise des »überragenden Intellekts«[2].

Statistisch gesehen erwartete Clausewitz, das kriegerische Genie häufiger in Menschen anzutreffen, die Kultiviertheit mit einem kriegerischen Geist in sich vereinten, wie es von den Römern und den Franzosen hieß. Clausewitz betont, dass es sich bei einem solchen Genie, obwohl es in diesem Zusammenhang entsteht, nicht um etwas Erlernbares handele: Häufiger als alles andere ist es das Zeichen des Genies, dass es sich über die Regel erhebt. Außerdem sind im Krieg sehr schnell, mit einem raschen Blick und einem intuitiven Verständnis für eine komplexe Lage (dem *coup d'oeil*), Entscheidungen zu treffen. Clausewitz billigte Napoleons Lehre, wonach die einem Feldherrn vorliegenden Entscheidungen einer Aufgabe mathematischen Kalküls gleich kämen, die das Genie eines Newton oder Eulers erforderten. Offensichtlich könnte dies nur durch eine instinktive Reaktion ersetzt werden, die mit der Intuition eines kriegerischen Genies erfolgt. Aber Intuition allein reiche nicht aus: Ein guter Feldherr müsse darüber hinaus beharrlich, mutig und energisch sein und Selbstdisziplin besitzen[3].

Clausewitz' Ansicht, das kriegerische Genie sei in einem hohen Maße ein natürliches Talent, wurde von den preußischen Reformern allgemein geteilt. Berenhorst schrieb: »Ein zum Feldherrn Geborener ist Sohn des Schicksals und der Natur, [...] Feldherr ist sein Name bereits bei der Geburt[4].« Lossau meinte, »die Strategie studieren heißt, [die zum Kommando eine Armee erforderlichen] Eigenschaften sich zu eigen machen, nämlich insofern es möglich ist, denn Genie und Talente lassen sich nicht durch das Studium erzwingen[5].« Und an anderer Stelle schrieb er:

> »Das überwiegende und eminente Genie, das in einer Reihe von Widerwärtigkeiten endlich einmal einen günstigen Augenblick festhält, und am Ende der geringeren Intelligenz obsiegt: Dies läßt sich denn wohl in keine wissenschaftliche Form gießen, um es zu lehren. Und dies [dieses Genie] gerade ist das Höchste [die höchste Macht], welches an der Stelle des Kriegsgottes über das Schicksal der Staaten waltet[6].«

Etwas zu Unrecht beschuldigt der amerikanische Politikwissenschaftler Stephen Cimbala Clausewitz, die Idee des »kriegerischen Genies« nicht »rigoros« genug entwickelt zu haben. Cimbala behauptet, Clausewitz

---

1 Cohen, Von Kants Einfluß, S. 31 f., zit. in: Clausewitz, Politik und Krieg, S. 23–25.
2 Otte, Educating Bellona.
3 Vom Kriege, S. 232 ff., S. 251, 283 f. Zu diesem Thema siehe auch: Rogers, Clausewitz, S. 1167–1176.
4 Zit. in: Hagemann, Die deutsche Lehre, S. 14.
5 Zit. in: Ebd., S. 49.
6 Zit. in: Ebd., S. 50; siehe auch S. 70.

biete »keine überzeugende Erklärung für den Unterschied zwischen dem Genie einzelner Befehlshaber und der gemeinsamen Kompetenz der Heere«[7]. Clausewitz hat jedoch deutlich gemacht, dass das Genie des militärischen Führers nur einer der abstrakten Faktoren ist, die zusammen mit der Moral der kämpfenden Kräfte das Ergebnis von Kriegen beeinflussen.

Clausewitz' Umgang mit dem kriegerischen Genie inspirierte andere preußische Autoren, u.a. Friedrich von Bernhardi, Graf Alfred von Schlieffen und Hugo von Freytag-Loringhoven[8]. Und bis heute zitieren ihn ehrgeizige militärische Führer in ihrem Bestreben, den abstrakten Faktor der individuellen Talente des Feldherren zu verstehen.

2. Schwerpunkt

Das zweite Thema Clausewitz' ist auf den ersten Blick eine klare, technische Vorschrift für den Erfolg: Bei der Analyse der Feldzüge Napoleons sah der Ideal-Kriegs-Clausewitz den Weg zum Sieg als das Niederwerfen und Vernichten des feindlichen Heeres durch einen Angriff auf dessen »Schwerpunkt«[9]. Es war ein Gedanke, den sowohl Erzherzog Karl als auch Jomini ebenfalls der französischen Kriegführung abgeschaut hatten[10]. Bereits in seinem Unterricht für den Kronprinzen hatte Clausewitz geschrieben:

> »Man sucht einen Punkt der feindlichen Stellung, d.i. einen Teil seiner Truppen (eine Division, ein Korps) mit großer Überlegenheit anzufallen, während man die Übrigen in Ungewißheit erhält (sie beschäftigt). Nur dadurch kann man bei gleicher oder kleinerer Macht mit Überlegenheit, also mit Wahrscheinlichkeit des Erfolges fechten. Ist man sehr schwach, so muß man nur sehr wenig zur Beschäftigung des Feindes auf anderen Punkten nehmen, damit man auf dem entscheidenden Punkte so stark als möglich sei [...]
>
> Wenn man auch stark ist, so wählt man doch nur einen Punkt, worauf man den Hauptstoß richten will und gibt sich auf diesem dafür um so mehr Stärke; denn eine Armee förmlich einzuschließen ist in den wenigsten Fällen möglich oder würde eine ungeheure physische oder moralische Überlegenheit voraussetzen. Von den Rückzugslinien abdrängen kann man aber den Feind auch von einem Punkt seiner Flanke aus, und das gibt schon große Erfolge[11].«

---

7 Cimbala, Clausewitz, S. 166–181.
8 Echevarria, On the Brink, S. 29–31.
9 Vom Kriege, S. 182.
10 Erzherzog Karl, Grundsätze, S. 2; für Jomini, siehe weiter unten.
11 Vom Kriege, S. 1053 ff.

Im Vierten Buch von *Vom Kriege* definierte er dies in Begriffen der Mechanik als den Punkt, an dem man die größte Hebelwirkung erzielt, den Ort, an dem die meisten Streitkräfte konzentriert sind. Es wurde davon ausgegangen, dass die Streitkräfte zwei einander widersprechenden Grundsätzen folgen: Um das Land des Feindes zu erobern, müssen sie sich über einen weiten Raum verteilen; um sein Heer zu schlagen, müssen sie ihn in seinem Schwerpunkt angreifen. Der Ideal-Kriegs-Clausewitz erachtete letzteres für wichtiger, um in der Hauptschlacht einen Sieg zu erringen. Er war entschieden dagegen, sein Heer in getrennte Kräfte zu teilen, außer unter ganz besonderen Bedingungen, da er den Angriff mit allen eigenen Kräften auf den Schwerpunkt des Feindes als Schlüssel für den Erfolg ansah[12]. Somit war die Ermittlung des Schwerpunktes des Feindes die erste Aufgabe bei der Entwicklung eines Kriegsplans, während die zweite Aufgabe darin bestand, die für den Angriff benötigten Kräfte zu konzentrieren[13].

Wie schon gesagt, war die Idee des Schwerpunktes von der französischen Taktik der Kriegführung seit 1792 inspiriert. Gleichzeitig wirkten Clausewitz', Jominis und Erzherzog Karls Interpretationen der französischen Taktik auf die Lehrpläne der zu dieser Zeit in Frankreich, Preußen und Russland gegründeten Militärakademien ein und gelangte dadurch in die Köpfe von Generationen von Militärplanern. Echos finden wir überall. So stimmte zum Beispiel Moltke mit Clausewitz darin überein, dass »alle strategischen Wirkungen auf gewisse Schwerpunkte zurückzuführen seien«[14]. In Großbritannien hinterließ die Idee des »Schwerpunktes« ebenfalls einen tiefen Eindruck. In einer Schrift während des Ersten Weltkrieges betonte der Journalist und ehemalige Oberstleutnant Charles À Court Repington deren Bedeutung neben Clausewitz' Idee vom absoluten Krieg und der zahlenmäßigen Überlegenheit[15]. Generalmajor Sir Frederick Maurice verwies in einer Schrift aus dem Jahre 1929 auf die Übereinstimmung zwischen den Grundsätzen der Felddienstvorschrift des britischen Heeres und den Kapitelüberschriften in Clausewitz' Drittem Buch von *Vom Kriege*. Die Grundsätze waren Konzentrierung, Ökonomie der Kräfte, Überraschung, Beweglichkeit, offensive Handlung, Zusammenarbeit und Sicherheit. Von diesen hatte Clausewitz, den er als »den Vater der modernen Strategielehre bezeichnete«, seiner Meinung nach fünf hervorgehoben, unter anderem natürlich die »Konzentration« der Streitkräfte[16].

Diese Idee erfuhr in den Vereinigten Staaten ein großes Comeback als Heeresplaner die Niederlage im Vietnamkrieg analysierten: Dort hatte die Strategie der USA darin bestanden, den Feind *weder* im Schwerpunkt

12 Ebd., S. 810 f., S. 814.
13 Ebd., S. 1011.
14 Zit. in: Marwedel, Carl von Clausewitz, S. 131.
15 Luvaas, The Education, S. 324 f.
16 Maurice, British Strategy, S. 27 f.

anzugreifen, *noch* sich schnell von Gefecht zu Gefecht zu bewegen, sondern sehr begrenzte Angriffe durchzuführen; wobei die Moral der Vietcong ungebrochen blieb und der größte Teil Nordvietnams als Schutzzone belassen wurde, aus der die Vietcong immer neue Verstärkung rekrutieren konnten.

Im Ergebnis dessen und in Anlehnung an diese Clausewitzsche Idee erfanden die Vereinigten Staaten in den achziger Jahren ihre neue Doktrin der AirLand Battle, die darauf abzielte, in einem großen Krieg die zweite und weitere Wellen angreifender feindlicher Kräfte schon weit vor dem Schlachtfeld abzufangen und zu vernichten. Die NATO-Strategie der FOFA (*Follow-on Forces Attack*), gestützt auf Angriffe in die Tiefe der feindlichen Kräfte, die nur insofern begrenzt sind, als sie nicht der Eroberung von gegnerischem Territorium dienen dürfen, gepaart mit äußerster Beweglichkeit, vorwärts gerichteten Bewegungen, einkreisenden Bewegungen usw. können alle als Clausewitz' Einfluss angesehen werden.

Das Grundschema dieses Konzeptes der Schlacht wurde von den USA im Golfkrieg von 1991 in die Praxis umgesetzt. Der amerikanische Stratege Michael Handel bemerkte zur Leistung der Koalitionstruppen in diesem Konflikt: »Der Golfkrieg wurde vorzeitig beendet, weil sein Schwerpunkt (gemäß den traditionellen militärischen Begriffen) in Form der irakischen Streitkräfte falsch ermittelt worden war, wobei die Niederschlagung dieser Kräfte tatsächlich nur eine Vorbedingung für den Angriff gegen den eigentlichen politischen Schwerpunkt war: Saddam Hussein selbst[17].« Ging Handel damit über Clausewitz' Definitionen hinaus? Wieder stellen wir fest, dass sich Clausewitz über die Beschränkungen seiner eigenen früheren Definitionen erhebt. In seinen Überlegungen zur Bedeutung politischer Faktoren im Achten Buch zog der realistische Clausewitz die Schlussfolgerung, eine Niederlage der feindlichen Streitkräfte im Gefecht beschädige die Moral des Feindes nur leicht, wenn dieser Feind durch die Begeisterung des Volkes unterstützt wird: Wenn ein Land mit 30 Millionen Einwohnern der Feind ist, dann wäre die Niederschlagung einer einzigen Armee kein Schlag gegen den wahren Schwerpunkt. Dieser könnte seiner Ansicht nach auch die Hauptstadt des Feindes sein (zum Beispiel die Eroberung Wiens durch Napoleon nach der Schlacht von Ulm 1805 und die Eroberung Berlins nach den Schlachten von Jena und Auerstedt 1806). Darüber hinaus war ein wichtiger Aspekt des napoleonischen (und damit auch Clausewitz' idealen) Kriegs die Einbeziehung der Bevölkerung selbst in die Kriegführung. Clausewitz erkannte somit auch, dass ein entscheidendes Kriegsziel darin bestand, »die öffentliche Meinung zu gewinnen.« Die napoleonischen Kriege hatten gezeigt, wie Clausewitz schrieb, »welch ein ungeheuerer Faktor in dem Produkt der Staats-, Kriegs- und Streitkräfte das Herz und die Gesinnung der Nation sei, – nachdem die Regierungen alle diese Hilfsmittel kennen gelernt haben, ist nicht zu erwarten, daß sie dieselben in künfti-

[17] Handel, Masters, S. 15.

gen Kriegen unbenutzt lassen werden, sei es, daß die Gefahr der eigenen Existenz ihnen drohe, oder ein heftiger Ehrgeiz sie treibe[18].«

Clausewitz selbst ging nicht so weit zu empfehlen, durch ideologische Appelle und Überzeugung um die Herzen und die Gesinnung des Volkes zu kämpfen: Rohe Gewalt, insbesondere große, spektakuläre Siege und die Eroberung der Hauptstadt waren seine Rezepte für den Erfolg[19]. Propaganda und ideologische Appelle favorisierten zu dieser Zeit ganz und gar die Ideale der gegnerischen Seite, der Frankreichs. Clausewitz war ein Reaktionär im klassischen Sinne: Die revolutionär-demokratischen Ideale der Französischen Revolution waren ihm zuwider sowie auch (weniger unverständlich für uns heute) der militärische Expansionismus Napoleons. Als Verteidigung gegen den Letzteren wollte Clausewitz in seiner Bekenntnisdenkschrift von 1812 und in Buch sechs von *Vom Kriege* den Volkskrieg: Bewaffnung der gesamten tauglichen männlichen Bevölkerung in der Überzeugung, dass er sich eher auf ihren Patriotismus und Monarchismus stützen könne als auf irgendein Versprechen von Wohlstand und Macht. Die ganze Dimension der öffentlichen Meinung in einem jeden Krieg, und der Moral der Bevölkerung insgesamt, wurde von Clausewitz als wichtiger Faktor identifiziert. Aber er dachte längst nicht über alle Implikationen dieser Entdeckung nach.

In *Vom Kriege* sind also im Keim die verschiedenen Elemente einer Idee vorhanden, die über die Bekämpfung des feindlichen Heeres hinausgeht und darauf abzielt, den Willen des Feindes im Allgemeinen zu ändern. Somit kann in den Schriften des realistischen Clausewitz der Schwerpunkt viele Erscheinungsformen aufweisen – das Heer des Feindes, seine Hauptstadt, die öffentliche Meinung. Kämpft ein kleiner Feind an der Seite eines stärkeren Feindes, so kann es sein, dass der Schwerpunkt überhaupt nicht der kleine Feind ist, sondern sein größerer Bündnispartner. Es kann der Führer einer Widerstandsbewegung oder die öffentliche Meinung sein[20]. Gegen Ende seines Schaffens meinte Clausewitz gar, man solle den Hauptführer einer Rebellengruppe angreifen, da dieser als beliebter Führer ebenfalls den Schwerpunkt der Macht des Feindes darstellt[21]. Wir sehen also, dass Clausewitz, je mehr er über die Rolle von metaphysischen Faktoren nachdachte, davon abwich, Krieg nur in Abhängigkeit von physischen Faktoren und militärischen Gleichgewichten zu analysieren. Und damit hatte er Recht: Der Effekt des Angriffs auf ein Symbol großer psychischer Bedeutung kann völlig disproportional sein zu seinem eigentlichen materiellen Wert. Berühmte Beispiele der späteren Geschichte schließen die Ermordung des österreichischen Thronfolgers in Sarajevo 1914 oder den Angriff auf das World Trade Center in New York am 11. September 2001 ein. Auch hier wieder zeigt sich die

18 Vom Kriege, S. 413.
19 Ebd., S. 1070.
20 Ebd., S. 976 f., siehe auch, S. 1049 f.
21 Ebd., S. 976 f.

Fruchtbarkeit und langfristige Nützlichkeit Clausewitzscher Konzepte zum Verständnis gesellschaftlicher Beziehungen.

3. Konzentration der Kräfte

Werden die feindlichen Streitkräfte als der Schwerpunkt angesehen, so ist ein besonderer Einsatz der eigenen Kräfte notwendig, um den Feind in diesem Schwerpunkt zu schlagen; der liegt in der Konzentration der eigenen Anstrengungen auf diesen empfindlichsten Punkt. Wiederum kann Clausewitz auf Napoleon zurückgeführt werden, der sinnierte:

> »Gustav Adolph, Turenne und Friedrich II, wie Alexander, Hannibal und Cäsar haben alle nach den gleichen Prinzipien gehandelt. Seine Streitkräfte beisammen halten, auf keinem Punkte verwundbar sein, sich mit Schnelligkeit auf die wichtigen Punkte begeben – dies sind die Prinzipien, welche den Sieg sichern[22].«

Napoleons Geschick, seine Kräfte für den Angriff zu konzentrieren, wurde von Clausewitz' Lehrer, Scharnhorst, anerkannt, der schrieb: »[W]omöglich muß man auf einen Punkt seine Hauptkraft richten und diesen zum Hauptpunkt des Ganzen [der ganzen Operation] machen[23].« Tatsächlich erhoben Scharnhorst und ihm folgend Clausewitz die Forderung, »nie konzentriert zu stehen – aber sich immer konzentriert zu schlagen«[24].

Es ist nicht überraschend, dass Jomini, der lange Zeit berühmteste Analytiker der napoleonischen Kriegführung, dasselbe Rezept für den Erfolg hatte, nämlich »den Einsatz der Massen an den entscheidenden Punkten«; er schrieb auch über »entscheidende strategische Punkte« und einen »Zielpunkt« sowie den »Angriff in die entscheidendste Richtung«[25]. Jomini maß jedoch Napoleons *manoeuvre sur les derrières*, dem Einkreisen, größere Bedeutung bei; Clausewitz rückte dieses nicht in das Zentrum seiner Überlegungen, wofür er von Oberst Hubert Camon, einem französischen Militärtheoretiker, kritisiert wurde[26].

Selbst der größte Stratege grenzt ans Banale, wenn er schreibt: »Die beste Strategie ist: immer recht stark zu sein, zuerst überhaupt und demnächst auf dem entscheidenden Punkt«. Dennoch hielt Clausewitz es für notwendig, den Rat deutlich aufzuschreiben, dass der Feldherr seine Kräfte immer an einem Punkt zusammenhalten muss, sofern nicht ein dringenderer Umstand ihre Trennung erforderlich macht[27]. Bereits

---

22 Napoleons Maximen der Kriegführung, S. 126.
23 Zit. in: Hagemann, Die deutsche Lehre, S. 40.
24 Kessel, Zur Genesis, S. 408.
25 Jomini, Treatise, S. 149.
26 Camon, Clausewitz, S. 3.
27 Vom Kriege, S. 388.

1810–12 empfahl er dem Kronprinzen, alle seine Kräfte an einem Punkt, dem entscheidenden Punkt, zu konzentrieren, insbesondere dann, wenn er über wenige Soldaten verfügt[28]. Und dennoch erwies sich Clausewitz' Schrift über die Konzentration der Kräfte als so mehrdeutig, dass einige Autoren die Schlussfolgerung ziehen konnten, nur die zahlenmäßige Überlegenheit könne zum Erfolg führen. Andere dagegen legten seine Ansichten zur Moral so aus, als ob ein zahlenmäßig unterlegenes Heer durchaus ein zahlenmäßig überlegenes besiegen könne[29].

Moltke wiederholte Clausewitz' Forderung nach großen Streitkräften:

> »Unter allen Umständen muß zur Schlacht herangezogen werden, was man irgend heranzuziehen vermag, denn man kann nie zu viel Kräfte zur Stelle und nie zu viel Chancen für den Sieg haben. Dafür ist die Heranziehung auch des letzten Bataillons auf das Schlachtfeld geboten. Viele Schlachten sind entschieden worden durch Truppenkorps, die erst am Abend des Schlachttages eintrafen [...]
>
> Ist die konzentrierte Kraft des vorläufig noch getrennten Gegners größer als die unserige, so dürfen wir unsere Konzentration nicht abwarten, sondern müssen, falls wir irgend Aussicht auf einen Teilerfolg haben, mit dem angreifen, was zur Hand ist[30].«

In Frankreich schrieb der Militärexperte Georges Gilbert (1851–1901) anerkennend, Napoleons Strategie könne in der Interpretation von Clausewitz auf zwei Ideen reduziert werden: erstens, immer eine möglichst starke Kampfkraft zu haben, und zweitens, sie am entscheidenden Punkt mit dem Ziel zu konzentrieren, den Feind zu vernichten[31]. Weit wichtiger aber war der Einfluss des höchsten Kommandanten der alliierten Streitkräfte im 1. Weltkrieg, des französischen Marschall Ferdinand Foch. Foch war wie Clausewitz lange Militärakademie-Lehrer gewesen. Auf der Basis seiner Lektüre der deutschen und französischen Strategen früherer Zeiten hielt er in den 1890er Jahren seine Vorlesungen, die als *Prinzipien des Krieges* veröffentlicht werden sollten. Die »alte Theorie« vor Napoleon, so meinte er, habe im folgenden Dogma bestanden:

> »[U]m zu siegen, muß man die Zahlen [von Truppen] haben, bessere Gewehre, bessere Kanonen, Basen und weise ausgesuchte Positionen. [Aber] [d]ie Revolution, insbesondere Napoleon, würden ihr erwidern: wir sind nicht zahlenmäßig überlegen, wir sind nicht besser bewaffnet, und wir schlagen uns trotzdem, denn, durch unsere Konfiguration [der Streitkräfte] sind wir am entscheidenden Punkt zahlenmäßig überlegen; durch unsere Energie, unsere Ausbildung, durch den Gebrauch unserer Waffen,

---

28 Ebd., S. 1053 f.

29 Marwedel, Carl von Clausewitz, S. 174 f. Colin, The Transformation, S. 347, 350.

30 Moltke, Militärische Werke, Bd 4, S. 6.

31 Gilbert, Essais, S. 1, 4.

> Feuer und Bajonette, schaffen wir es, unsere eigene Moral aufs höchste zu reizen und eure zu brechen[32].«

Die alten Theorien haben Fochs Ansicht nach zu schlechtem Unterricht an den Militärschulen geführt, der die *materielle* Seite des Themas zu stark betonte. Die Lehrer und Schüler der Militärakademien wurden dadurch fatalistisch und fetischistisch, und vor allem geistig faul. Er schrieb weiter:

> »1870 weckte uns aus dem [...] Schlaf, denn es bescherte uns Gegner, deren Köpfe durch das Lehren der Geschichte, durch das Studium konkreter Fallstudien geformt waren. Denn auf diese Weise hatten Scharnhorst, Willisen und Clausewitz von Beginn des neunzehnten Jahrhunderts an die Führung des preußischen Heeres gebildet[33].«

Foch zitierte Clausewitz mit den Worten, dass »der Krieg und die Gestalt, welche man ihm gibt, hervorgeht aus augenblicklich vorhergehenden Ideen, Gefühlen und Verhältnissen«[34]. Er fuhr fort: »Da wir diese radikale Transformation bei unseren Nachbarn und ihre Folgen ignorierten, wurden wir, die wir den nationalen Krieg geschaffen hatten, seine Opfer[35].« Foch behauptet weiter:

> »Der Krieg, den wir studieren, der in seiner Natur positiv ist, erlaubt nur *positive Lösungen*: keine Effekte ohne Ursache, wenn man den Effekt will, entwickelt man die Ursache, wendet man Gewalt an. Wenn man den Feind zurückdrängen will, *schlage man ihn*; ansonsten geschieht nichts; und es gibt nur ein Mittel: die *Schlacht*[36].«

Er zitierte als Beweis Clausewitz' Meinung, Blut sei der Preis für den Sieg, und allzu große »Menschlichkeit« auf der eigenen Seite mache einen nur dafür verletzlich, von einem weniger sentimentalen Gegner geschlagen zu werden[37]. Wieder und wieder berief er sich auf Clausewitz in seinen Interpretationen: War nicht Napoleon immer schnurstracks auf sein Ziel marschiert, ohne sich im Mindesten über die Angriffs- oder Operationspläne seiner Feindes zu kümmern? Glaubte er nicht, dass alles von den taktischen Erfolgen abhängt? Er zweifelte niemals, dass er diese erringen würde, und deshalb suchte er immer und überall eine Gelegenheit zur Schlacht[38].

Diese Clausewitzsche Terminologie von der Konzentration der Mittel zum Zwecke der Schlacht findet in militärischen Schriften in der ganzen Welt Resonanz. Laut dem offiziellen sowjetischen Militärwörterbuch betonte Lenin die wichtigsten Grundsätze für die Durchführung des bewaffneten Kampfes: Bestimmung der Hauptgefahr und der Richtung des Hauptangriffes; Sammlung der Kräfte und Waffen am entscheidenden

---

32 Foch, Des Principes, S. 3.
33 Ebd., S. 4.
34 Vom Kriege, S. 954.
35 Foch, Des Principes, S. 24.
36 Ebd., S. 33.
37 Ebd.
38 Ebd., S. 40.

Punkt im entscheidenden Moment; Sicherstellung ihres Einsatzes in Übereinstimmung mit den herrschenden Bedingungen mit allen Methoden und Mitteln des Kampfes; entscheidende Rolle der Offensive; objektive Einschätzung der gegnerischen Streitkräfte; Initiative und Überraschung; Entschiedenheit und Entschlossenheit; Sicherstellen des Erfolges, Manöver der Streitkräfte; und Verfolgung des Feindes bis zu seiner völligen Vernichtung[39].

Selbst dort, wo die Strategie in der Praxis von Clausewitz' Lehren abweicht, hören wir das Echo seiner Schriften. Liddell Hart kritisierte auch Clausewitz' Lehrsatz, zahlenmäßige Überlegenheit sei ein entscheidender Faktor, um den Sieg zu erringen. (Clausewitz: »Wenn wir die neueste Kriegsgeschichte ohne Vorurteil betrachten, so müssen wir gestehen, daß die Überlegenheit in der Zahl mit jedem Tag entscheidender wird; wir müssen also den Grundsatz, möglichst stark im entscheidenden Gefecht zu sein, allerdings jetzt etwas höher stellen, als er ehemals gestellt worden sein mag[40].«) Liddell Hart verwies auf die entsetzlichen Folgen, die die falsche Anwendung von Clausewitz' Lehren zur Zeit des Ersten Weltkriegs hatte:

> »Durch Clausewitz wurde [dieser Grundsatz] in den Gedanken der europäischen militärischen Führer wichtiger als alles andere. Unter seinem Einfluß vernachlässigten sie die Entwicklung einer latenten Überlegenheit, die ein mechanisches Eingreifen in steigendem Maße anbot. Nur widerwillig nahmen sie die neuen Instrumente an, die ihnen der zivile Fortschritt aufzwang und verursachten dadurch eine enorme und unnötige Zeitverzögerung zwischen der Erfindung und der Bereitstellung. Diese Zeitverzögerung verursachte das unnötige Massaker von Millionen [...] Ebenso die Tatsache, daß ein Jahrhundert lang die Soldaten Europas an Clausewitz' Irrglauben festhielten, daß der ›persönliche Kampf Mann gegen Mann als die eigentliche selbständige Basis des Gefechts anzusehen‹ ist [...] In Wirklichkeit bedeutete dies, daß sie ihre Massen ausbildeten, damit sie von Maschinengewehren niedergemetzelt werden[41].«

Im Ersten Weltkrieg erlitt, Liddell Hart zufolge,

> »die Theorie der Masse [einen] bösen [...] Schock. Die Formel, die errechnet wurde, um durch Sammlung einer zahlenmäßigen Überlegenheit an einem sogenannten entscheidenden Punkt einen Erfolg zu erringen, wurde durch den mechanischen Fortschritt nichtig, durch den ein hinter einem Maschinengewehr sitzender Mann hundert, manchmal sogar tausend anderen, die sich ihm mit einem Bajonett näherten, überlegen war[42].«

---

39 Vgl. Voennyij-Ėncikopedičeskij Slovar', S. 397 f.
40 Zit. in: Liddell Hart, The Ghost, S. 128 f. und Vom Kriege, S. 503.
41 Liddell Hart, The Ghost, S. 129.
42 Ebd., S. 139.

Der Ruf nach einer Konzentration der Kräfte gegen den Schwerpunkt des Feindes dauerte an, wenn auch in anderer Verkleidung. Im Handbuch *Warfighting* des US Marine Corps aus dem Jahre 1994 lesen wir:

> »Wir sind [...] dazu übergegangen, mit Stärke gegen Schwäche vorzugehen. Wendet man den Begriff auf die moderne Kriegführung an, so müssen wir uns klarmachen, daß man unter dem Schwerpunkt des Feindes nicht eine Quelle der Stärke sieht, sondern eher eine kritische Schwachstelle[43].«

4. Moralische Stärke und Willenskraft

Eine solche Schwachstelle kann viele Formen haben, u.a. die Moral[44]. Die Moral der Kampftruppen, die Clausewitz als »moralische Kraft« bezeichnete, war bereits von Machiavelli in seinem Ruf nach einem Bürgerheer im Gegensatz zu den *condottieri* bzw. Führern der Söldner des Italiens der Renaissance als entscheidende Variable erkannt worden. In seinem Entwurf zur Strategie aus dem Jahre 1804 schrieb Clausewitz:

> »Machiavelli, der ein sehr gesundes Urteil in Kriegssachen hat, behauptet, daß es schwerer sei, eine Armee mit frischen Truppen zu schlagen, die eben gesiegt hat, als sie vorher [vor dem Sieg] zu schlagen. Er belegt dies mit mehreren Beispielen und behauptet ganz richtig, der errungene moralische Vorteil ersetze den Verlust reichlich.
>
> Bei dieser vortrefflichen Bemerkung ist einiges zu erinnern. Die Siege sind sehr verschiedener Art, und bei einem nicht recht entschiedenen möchte der moralische Vorteil sehr gering sein. Ja, ich gehe noch weiter und behaupte, daß eine nicht recht geschlagene Armee, wenn sie plötzlich und mit großer Kühnheit zum Angriff am folgenden Tage oder gar in der Nacht übergehen kann, das moralische Übergewicht auf ihrer Seite hat. Ist aber die geschlagene Armee wirklich in die Flucht geschlagen, so mag der Feind durch seinen Sieg noch so sehr geschwächt sein, und könnte die geschlagene Armee sich unmittelbar nach der Schlacht mit einer neuen ihr an Stärke ähnlichen Armee verdingen, es ist alles vergeblich, den Verfolgenden führt jedes Gefecht zu einem neuen Sieg[45].«

Machiavelli war nicht der einzige Stratege der Neuzeit, der sich zur Moral äußerte. Im Zeitalter der Aufklärung hatte der Waliser Henry Humphrey Evans Lloyd (1718–83) Interesse daran gezeigt[46]. Berenhorst betonte in seinen Überlegungen zur Kriegskunst ebenfalls die Moral der Truppen

---

43 Zit. in: Gray, Modern Strategy, S. 96.
44 Schössler, Die Bedeutung, S. 89–101.
45 Clausewitz, Strategie aus dem Jahr 1804, S. 41 f.
46 Gat, The Origins, S. 67–78.

als einen wichtigen Faktor[47]. Napoleon selbst war für seinen Ausspruch berühmt, dass »im Krieg zu drei Viertel die moralischen Kräfte« entscheidend sind[48].

Das Clausewitzsche Modell des Krieges – das sich aus dem Zusammenspiel der Dreifaltigkeit von Regierung, Heer und Volk ergibt – hängt stark an der Frage der Moral. Wie der Clausewitz-Experte Raymond Aron schrieb, ergibt sich »Clausewitz' Betonung der moralischen Kräfte [...] aus seiner Interpretation des Krieges als eine gesellschaftliche Handlung, an der die Menschen sich ganz und gar beteiligen – Volk, Heer, militärische Führer, Staatsoberhaupt – alle miteinander solidarisch. So bildet die moralische Einheit des Volkes und des Herrschers die eigentliche Grundlage des Staates«[49]. Clausewitz erläuterte, ein Heer werde wesentlich dadurch gestärkt, dass es seinen Mut, seine Begeisterung und seine Hingebung für eine Sache der Stimmung des Volkes entnimmt. Ist der Krieg Sache des Volkes, so herrschen starke Gefühle in Bezug auf diese Sache, das Volk ist dann bereit, Opfer zu bringen, und inspiriert somit die Kampftruppen, größere Anstrengungen zu unternehmen. Clausewitz widmete der Bedeutung »moralischer Größen« mehrere Kapitel des Dritten und Vierten Buches von *Vom Kriege*. Als Hauptfaktoren für die Moral bezeichnet er »die Talente des Feldherrn, kriegerische Tugend des Heeres, Volksgeist desselben« (in dem Sinne, dass es sich mit dem Volk identifiziert und seine Stärke aus den Leidenschaften des Volkes ableitet)[50]. In seinem Unterricht für den Kronprinzen schrieb Clausewitz:

> »Der erste und wichtigste Grundsatz, den man [...] sich machen muß, ist der: alle Kräfte, die uns gegeben sind, mit der höchsten Anstrengung aufzubieten. Jede Mäßigung, welche man hierin zeigt, ist ein Zurückbleiben hinter dem Ziele. Wäre auch der Erfolg an sich ziemlich wahrscheinlich, so ist es doch höchst unweise, nicht die höchste Anstrengung zu machen, um seiner ganz gewiß zu werden [...] *Von unendlichem Wert ist der moralische Eindruck, den diese Anstalten machen*[51].«

In *Vom Kriege* weist er mehrfach auf die Bedeutung von Dingen hin, die die Moral heben, wie zum Beispiel kleinere Siege, und betont, eine gute Moral könne physische Erschöpfung ausgleichen. Andererseits kann eine Niederlage die Stärke der Streitkräfte unterminieren, und jedes Misstrauen gegenüber der Kompetenz des Feldherren kann sich verhängnisvoller auf den Kampfgeist eines Heeres auswirken als physische Faktoren[52].

Clausewitz war sich der Bedeutung der Moral für beide Seiten des Krieges – sowohl den eigenen Kräften und der eigenen Bevölkerung als auch beim Feind – bewusst. So schrieb er, dass »der Sieg nicht bloß in der

---

47 Berenhorst, Betrachtungen.
48 Zit. in: Paret, Clausewitz and the State, S. 157.
49 Aron, Penser la guerre, Bd 1, , S. 199 f.
50 Vom Kriege, S. 356–365.
51 Ebd., S. 1070 (meine Hervorhebung).
52 Ebd., S. 460–466.

Eroberung des Schlachtfeldes, sondern in der Zerstörung der physischen *und moralischen*Streitkraft besteht«[53]. (Ludendorff hatte somit Unrecht, als er behauptete, dass Clausewitz in *Vom Kriege* »die seelischen und physischen Kräfte [...] überhaupt nicht erwähnt«[54].)

Wiederum stellen wir fest, wie beweglich Clausewitz' Ideen waren. In seinem Werk über die Transformation des Krieges aus dem Jahre 1911 betonte der französische Oberst Colin, der wichtigste Faktor zum Erringen eines Sieges sei die »patriotische Leidenschaft«; andererseits sei »ein nachlassendes Nationalgefühl« ein kritischer Faktor, der ein Heer zur Niederlage verdammen könne[55].

»Offensiver Geist« und »moralische Kraft« sind Clausewitzsche Ideen, die seine französischen Leser besonders faszinierend fanden[56]. Moralische Kraft wurde abermals mit der Offensive verbunden. Der französische Oberst Hubert Camon warnte seine Leser, Clausewitz' Lehre in Bezug auf die Überlegenheit der Abwehr nicht zu folgen. Dennoch bestand für Camon Clausewitz' große Bedeutung darin, dass er das moralische Element des Krieges hervorhob[57]. Der schon zitierte Gilbert war ebenfalls während seiner Ausbildung an der *École supérieure de guerre* mit Clausewitz bekannt gemacht worden. Er schätzte Clausewitz' Betonung der moralischen Kraft und Kühnheit und insbesondere seinen Glauben, dass letzten Endes die Abwehr stärker ist als die Offensive, und fügte hinzu, ein solch tiefgründiger Verstand könne kaum irren. Andererseits forderte er seine Leser auf, auf Clausewitz' Inspiration – Napoleon – zu achten. Er äußerte die berühmten Worte, dass die Deutschen »die Napoleonischen Traditionen, die [in Frankreich] in Vergessenheit geraten waren, geduldig weiterentwickelten«[58].

1902 interpretierte Gilbert den Burenkrieg als Beweis für die außerordentliche Bedeutung der Moral; eine überlegene Kraft konnte die Buren nicht leicht besiegen, da letztere die bessere Moral hatten[59]. Frédéric Culmann, ein anderer strategischer Kommentator, stimmte dieser Auslegung zu und wandte sie auf den Russisch-Japanischen Krieg an, wobei er die Moral der Japaner als entscheidend und die Kraft der Feuerunterstützung als zweitrangig erachtete[60]. General Négrier bemerkte nach diesem Krieg: »Jetzt ist es überall anerkannt, daß mit den modernen Waffen der individuelle Wert des Kämpfers nie so hoch war«. Angesichts der zahlenmäßigen Unterlegenheit der Franzosen gegenüber den Deutschen »muß dies unsere Herzen trösten [...] Zahlen entscheiden nicht länger über den Sieg

---

53 Ebd., S. 183 (meine Hervorhebung).
54 Ludendorff, Der Totale Krieg, S. 20.
55 Colin, The Transformations, S. 335.
56 Carrias, La pensée militaire française, S. 279.
57 Camon, Clausewitz, S. 1–3, 11.
58 Gilbert, Essais, S. 3, 20, 22, 278.
59 Gilbert, La guerre, S. 491 f.
60 Zit. in: Snyder, The Ideology, S. 80.

[...] Eine gewisse zahlenmäßige Unterlegenheit stört unsere Soldaten nicht[61].«

Obwohl sich die Taktik, wie ein weiterer Franzose, Oberst Langlois, beobachtete, alle zehn Jahre änderte, lag das Beständige darin, sich auf Frankreichs historischen *élan*, auf seine moralische Kraft zu stützen – eine Aussage, für die in Clausewitz' Schriften unzählige Belege gefunden wurden[62]. Der Frankreich-Experte Douglas Porch meinte hierzu: »Clausewitz' ›moralische Kraft‹ schien ein exzellentes Heilmittel für alle Krankheiten zu sein, die das französische Heer befallen hatten – politische Spaltungen, Mängel bei Waffen, eine fehlende Doktrin«[63] und, was im Vergleich zu Deutschland sehr wichtig ist, zahlenmäßige Unterlegenheit. Mit den Worten Ferdinand Fochs:

> »Wir, die Franzosen, verfügen über einen Kämpfer, einen Soldaten, der dem hinter den Vogesen hinsichtlich der Qualitäten seiner Rasse zweifellos überlegen ist: Aktivität, Intelligenz, Schwung, Begeisterungsfähigkeit, Hingabe, Nationalgefühl [...]›Einhunderttausend Mann erleiden einen Verlust von zehntausend Mann und geben sich geschlagen: Sie weichen vor den Siegern zurück, die ebenso viele Mann, wenn nicht sogar mehr, verloren haben. Darüber hinaus weiß weder die eine noch die andere Seite beim Rückzug wie viele Verluste sie selbst bzw. wie viele der Gegner erlitten hat.‹ (General Cardot) Es ist daher weder die physische Tatsache der Verluste, welche sie dazu bewegt, aufzugeben, zurückzuweichen, aufzuhören zu kämpfen und dem Feind den umkämpften Boden zu überlassen, dessen Eroberung den Beginn des Sieges bedeutet.
>
> ›Achtzigtausend Besiegte weichen vor achtzigtausend Siegern zurück, nur, weil sie nicht mehr wollen, weil sie nicht mehr an den Sieg glauben und *demoralisiert* sind, am Ende ihrer *moralischen* Widerstandskraft‹[64].«

Im späten 19. Jahrhundert betrachteten konservative französische Kreise, zu denen die Mehrzahl der Militärs gehörte, die Ergebnisse der Französischen Revolution mit Skepsis. Sie bevorzugten ebenfalls eine Interpretation der Siege in den Revolutionskriegen, die den französischen Nationalcharakter betont gegenüber einer, die den Schwerpunkt auf die politischen und philosophischen Ideale legt. So veröffentlichte General Palat 1921 eine Zusammenfassung von *Vom Kriege*. Diese beinhaltete den folgenden Absatz über den Krieg als eine Funktion der Politik:

> »Die Vernichtung der besten Heere Europas durch die der [ersten Französischen Republik] und des [Napoleonischen] Reiches ist weniger dem Einfluß der Politik auf den Krieg als den Fehlern dieser Politik zuzuschreiben. Nicht durch neue Ideen, durch bisher unbekannte Verfahren, veränderten die Franzosen die Kriegführung, und in ihnen muß man auch nicht nach

---

61 Négrier, Quelques enseignements, S. 34, zit. und ins Engl. übersetzt in: Porch, Clausewitz and the French, S. 299.
62 Porch, Clausewitz and the French, S. 297.
63 Ebd., S. 299.
64 Foch, Des Principes, S. 267 f.

> den Ursachen für so viele erstaunliche Maßnahmen suchen, denn diese sind der [französische] Nationalcharakter, der neue [französische] Sozialstaat, die Regierung und die Ordnung Frankreichs. Die ausländischen Regierungen dachten, sie könnten eine Lage beherrschen, deren Schwerpunkt sie nicht vermuteten. Sie stellten eine schwache Abwehr [wörtlich ›Mittel‹] auf angesichts der Kräfte, die sie vernichten sollten. Darin bestanden die politischen Fehler[65].«

Die Franzosen waren nicht die Einzigen, die die Moral auf diese Weise betonten: In seinem pessimistischen kleinen Büchlein, das 1937 veröffentlicht wurde, berief sich ein pensionierter deutscher General, Horst von Metzsch, auf Clausewitz' Betonung des *Geistes* (hier: der »Moral«), die nicht fehlen darf, wenn man zu den Waffen greift. Er zitierte Clausewitz:

> »Wo das Mißverhältnis der Macht so groß ist, daß keine Beschränkung des eigenen Ziels vor dem Untergang sichert, oder die wahrscheinliche Dauer der Gefahr so groß, daß die sparsamste Verwendung der Kräfte nicht mehr ans Ziel führen kann, da wird oder soll sich die Spannung der Kräfte in einem einzigen verzweifelten Schlag zusammenziehen; der Bedrängte wird, kaum Hilfe mehr erwartend [...] sein ganzes und letztes Vertrauen in die moralische Überlegenheit setzen, welche die Verzweiflung jedem Mutigen gibt, er wird die höchste Kühnheit als die höchste Weisheit betrachten, allenfalls noch kecker List die Hand reichen und, wenn kein Erfolg ihm mehr werden soll, in einem ehrenvollen Untergange das Recht zu künftiger Auferstehung finden.«

Er ergänzte: »Dieser Clausewitz-Gedanke ist der Kerngedanke der vorliegenden Arbeit«[66].

Andere deutsche Militärschriftsteller waren ebenfalls von Clausewitz' Ideen in Bezug auf die Bedeutung psychologischer Faktoren und der Moral beeindruckt. Wie Ulrich Marwedel festgestellt hat, berief man sich gegen Ende des neunzehnten Jahrhunderts im deutschen strategischen Denken oder in militärischen Kommentaren, wann immer von Moral oder moralischen Faktoren die Rede war, auf Clausewitz[67]. Bis zum Ende des zwanzigsten Jahrhunderts war vieles von Clausewitz' Lehren über die Bedeutung der Moral zur Selbstverständlichkeit geworden und hatte in den meisten westlichen Ländern Eingang in die militärische Ausbildung gefunden. Für Clausewitz war Moral mit Willenskraft verbunden – eine weitere Idee, die nicht von ihm erfunden, aber von ihm verbreitet wurde.

In seiner Vorstellung bestand zwischen Moral und Willenskraft eine enge Verbindung. Bereits Joseph Comte de Maistre (1754–1821) hatte geschrieben, »eine verlorene Schlacht [...] ist eine Schlacht, die man verlo-

---

65 Palat, La philosophie, S. 266.
66 Metzsch, Der einzige Schutz, S. 17, 62.
67 Marwedel, Carl von Clausewitz, S. 164.

ren *glaubt*«[68]. Der realistische Clausewitz beschrieb den Krieg als einen Kampf zwischen zwei Ringenden:

> »Jeder sucht den anderen durch physische Gewalt zur Erfüllung seines Willens zu zwingen; sein nächster Zweck ist, den Gegner niederzuwerfen und dadurch zu jedem ferneren Widerstand unfähig zu machen. *Krieg ist also ein Akt der Gewalt, um den Gegner zur Erfüllung unseres Willens zu zwingen* [...] Gewalt, d.h. die physische Gewalt [...] ist also das Mittel, dem Feinde unseren Willen aufzuzwingen, der Zweck[69].«

Clausewitz formulierte gegen Ende seines Lebens diese allgemeinere Definition des Krieges. Denn nachdem er das breite Spektrum möglicher Erscheinungsformen des Krieges und die Art und Weise anerkannt hatte, in der er eskalieren konnte, war seine idealistische Definition des Krieges, die auf die Vernichtung der feindlichen Kräfte abzielte, nicht mehr angemessen. Seiner neuen Definition zufolge war der Sieg nun das Erreichen klar umrissener Kriegsziele, die der Feind verwehren will, d.h. *Sieg besteht darin, dass es gelungen ist, den Feind zur Erfüllung unseres Willens zu zwingen.* Ist der Krieg beschränkt, wie die Kriege des *Ancien Régime*, so ist das Erreichen der beschränkten Kriegsziele ein kompletter und ausreichender Sieg. Waren die Ziele unbeschränkt, wie die Napoleons, so stellt nur eine umfassende Niederlage der feindlichen Kräfte ein annehmbares Resultat dar. Untersucht man unter diesen Bedingungen Clausewitz' ideale Kriege, also die Kriege Napoleons, so unterscheiden sich diese aus zwei Gründen sehr stark von den Kriegen des *Ancien Régime* vor der Französischen Revolution: Zum einen verfolgte Napoleon unbeschränkte Kriegsziele und zum anderen durchbrach er die sozial-ökonomischen Beschränkungen des Berufsheeres, indem er sich den Enthusiasmus des Volkes für seine Kriegsanstrengungen zu Nutze machte.

In unserer Diskussion der Moral haben wir bereits festgestellt, wie Clausewitz weiterhin erkannt hat, dass Krieg, dieser Akt der Gewalt, sich sowohl auf den Geist als auch auf den Körper auswirkt – und hierin liegt die äußerst wichtige Anerkennung dieser psychologischen Dimension des Krieges[70]. In den »Grundsätzen des Krieges für den Kronprinzen« nannte Clausewitz den *Gewinn* der öffentlichen Meinung unter den »drei Hauptzwecken beim Kriegführen«[71]. Seine Hervorhebung der psychologischen Dimension des Krieges stand natürlich in engem Zusammenhang mit der Einbeziehung des Volkes und mit der Mobilmachung der gesamten Bevölkerung für die Kriegsanstrengungen, wenn »große Interessen« auf dem Spiel stehen. Somit wirken sich Schlachten nicht nur auf das Gleichgewicht der feindlichen Kräfte im herkömmlichen Sinne aus: Ihr Ergebnis hinterlässt wichtige Eindrücke bei den beteiligten Soldaten, der Bevölkerung insgesamt und bei allen anderen Beobachtern. Sogar der Ideal-

---

68 Zit. in: Terray, Clausewitz, S. 190.
69 Vom Kriege, S. 191 f.
70 Ebd., S. 193.
71 Ebd., S. 1070.

Kriegs-Clausewitz erläutert im Vierten Buch, er betrachte die »Hauptschlacht« in erster Linie hinsichtlich der psychologischen Auswirkungen auf den Feind (»sie ist kein bloßes gegenseitiges Morden und ihre Wirkung mehr ein Totschlagen des feindlichen Mutes als der feindlichen Krieger«[72]).

Einige frühere Befürworter der Volksbewaffnung in den deutschsprachigen Ländern sahen die Gefahr, dass ein solcher Krieg der Kontrolle der Regierung entgleiten und gegen sie gerichtet werden könnte. Andere fragten, ob dies mehr Vorteile oder mehr Probleme mit sich bringen würde[73]. Moltke wiederholte Clausewitz' Worte über den Kampf des Willens in der Schlacht:

> »Der Sieg in der Waffenentscheidung ist das wichtigste Moment im Kriege. Er allein bricht den Willen des Feindes und zwingt ihn, sich dem unsrigen zu unterwerfen. Nicht die Besetzung einer Strecke Landes oder die Eroberung eines festen Platzes, sondern allein die Zerstörung der feindlichen Streitmacht wird in der Regel entscheiden. Diese ist daher das vornehmste Operationsobjekt[74].«

Clausewitz' Sprachgebrauch verbreitete sich in der gesamten westlichen Militärliteratur. Eine Generation später verlieh Colmar von der Goltz dem »Willen« ebensolch große Bekanntheit wie dem militärischen Genie[75]. Etwa zur gleichen Zeit schrieb Clausewitz' größter französischer Verehrer, Foch (der sich auch auf Cardot und Joseph de Maistre stützt, die ebenfalls diese Clausewitzsche Terminologie verwendet hatten):

> »*Sieg* bedeutet *Willen* [...]
>
> Krieg = Domäne der moralischen Kraft.
>
> Sieg = moralische Überlegenheit der Sieger; moralische Depression bei den Bezwungenen;
>
> Schlacht = Kampf zwischen zwei Willen.
>
> Damit unsere Armee siegreich sei, muß ihre Moral größer sein als die des Gegners, oder die Führung muß sie ihr geben. Eine Schlacht organisieren ist daher, unsere Moral auf die höchste Spitze zu treiben, um die des Gegners zu brechen.
>
> Willen zu Siegen: erste Bedingung des Sieges, und daher erste Pflicht jedes Soldaten; aber auch die höchste Entschlossenheit, die die Führung in den Geist des Soldaten eingeben muß[76].«

Und er folgerte weiter:

> »Wenn der Wille zu erobern notwendig ist, um eine Schlacht mit Aussicht auf Erfolg anzubieten, so handelt der Feldherr verbrecherisch, wenn er eine Schlacht liefert oder akzeptiert ohne diesen obersten Willen zu besitzen, der für alles die Richtung und den Impuls gibt. Und wenn ihm durch

---

72 Ebd., S. 469.
73 Rauchensteiner, Betrachtungen, S. 63 f.
74 Moltke, Militärische Werke, Bd 4, S. 6.
75 Echevarria, On the Brink, S. 29.
76 Foch, Des Principes, S. 268 f.

> unausweichliche Umstände eine Schlacht aufgedrängt wird, so muß er entscheiden, die Schlacht zu liefern, zu kämpfen, um trotz allem zu siegen. Andererseits darf er nicht kämpfen um des Kampfes willen[77].«

Wiederum stellen wir fest: Im zwanzigsten Jahrhundert wurde diese Clausewitzsche Terminologie und die damit verbundenen Gedanken immer mehr zur Selbstverständlichkeit. Oftmals fanden sie ohne einen direkten Verweis auf Clausewitz Verwendung. Den Willen der feindlichen Nation gewaltsam zu ändern, wurde ein wichtiges Ziel verschiedener früher Anhänger der Luftkriegsführung, wie General Giulio Douhet in Italien und Sir Hugh Trenchard, »Vater der Royal Air Force« in Großbritannien. Es wurde zu einem Leitprinzip der Kriegführung im Zweiten Weltkrieg[78]. Die Luftwaffen-Dienstvorschrift Nr. 16 (L.Dv 16) »Luftkriegführung« aus dem Jahre 1936 leitete die folgenden Aufträge ab: »Die Aufgabe der Wehrmacht im Kriege ist die Brechung des feindlichen Willens. Der Wille der Nation findet in der Wehrmacht seine stärkste Verkörperung. Die feindliche Wehrmacht niederzuringen, ist daher das vornehmste Ziel im Kriege[79].« In der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts entwickelte der französische strategische Denker General André Beaufre seine eigene Definition der Strategie als der »Kunst der Dialektik des Willens durch Anwendung von Gewalt ihre Konflikte zu lösen«, um den Gegner »zu überzeugen, daß die Aufnahme bzw. die Fortsetzung der Schlacht sinnlos ist«[80]. Bis ins einundzwanzigste Jahrhundert hat sich der Gedanke Clausewitz' vom Wettstreit der Willen so weit verbreitet, dass er heute als selbstverständlich hingenommen wird.

5. Ökonomie der Kräfte

In Bezug auf ein anderes Thema stiftete Clausewitz' Lehre bestenfalls Verwirrung. Er widmete ein kurzes Kapitel des Dritten Buches der »Ökonomie der Kräfte«. Obgleich er in der Regel zögerte, Faustregeln zu vermitteln, äußerte er hier, dass der Feldherr bei seinen Operationen »stets auf die Mitwirkung aller Kräfte zu wachen hat«, kein Teil sollte müßig sein:

> »Wer da Kräfte hat, wo der Feind sie nicht hinreichend beschäftigt, wer einen Teil seiner Kräfte marschieren, d.h. tot sein läßt, während die feindlichen schlagen, der führt mit seinen Kräften einen schlechten Haushalt. In diesem Sinne gibt es eine Verschwendung der Kräfte, die selbst schlimmer ist als ihre unzweckmäßige Verwendung. Wenn einmal gehandelt werden

77 Ebd., S. 272.
78 Siehe Heuser, The Bomb, Kap. 2.
79 Zit. in: Köhler, Jenseits von Clausewitz, S. 656.
80 Beaufre, Introduction, S. 15 f.

soll, so ist das erste Bedürfnis, daß alle Teile handeln, weil die unzweckmäßigste Tätigkeit doch einen Teil der feindlichen Kräfte beschäftigt und niederschlägt, während die ganz müßigen Kräfte für den Augenblick ganz neutralisiert sind[81].«

Mit anderen Worten, Clausewitz trat nicht dafür ein, *sparsam* mit den Kräften umzugehen, die in eine militärische Operation geschickt werden, ganz im Gegenteil betonte er, sich mit allen zur Verfügung stehenden Kräften auf den Feind zu stürzen. Er widersprach sich allerdings im folgenden Buch selbst, als er schrieb:

»Je kleiner also der Teil der Streitkraft ist, welcher wirklich gefochten, je größer derjenige ist, welcher als Reserve durch sein bloßes Dasein mitentschieden hat, um so weniger kann eine neue Streitkraft des Gegners uns den Sieg wieder aus den Händen winden, und derjenige Feldherr wie dasjenige Heer, welche es am weitesten darin gebracht haben, das Gefecht selbst mit der höchsten Ökonomie der Kräfte zu führen und überall die moralische Wirkung starker Reserven geltend zu machen, gehen den sichersten Weg zum Siege. Man muß in der neueren Zeit den Franzosen, besonders wenn Bonaparte sie führte, darin eine große Meisterschaft einräumen[82].«

Clausewitz' Ansichten zur Ökonomie der Kräfte sind somit auch ein Thema, das Raum für vielfältige Interpretationen bietet. Was kaum überraschend ist: Sie fanden bei den Franzosen Anklang. Colin reflektierte über Clausewitz' Eintreten für die Ökonomie der Kräfte: »Man muß, sagt Clausewitz, die Ökonomie der Kräfte sowohl in Raum *als auch in der Zeit* betreiben, d.h. alle zur Verfügung stehenden Kräfte auf den selben Punkt zu werfen, zur selben Zeit. Man schafft manchmal das erste, aber das zweite vergißt man oft[83].« Foch meinte dazu:

»Der Grundsatz der Ökonomie der Kräfte ist [...] die Kunst *alle* seine Ressourcen zu einem bestimmten Moment auf einen Punkt zu werfen; dort *alle* Truppen einzusetzen und, um dies zu ermöglichen, diese Truppen ständig zueinander Verbindung halten zu lassen, anstatt sie zu teilen und jedem Teil eine feste und unveränderliche Rolle zuzuweisen; wenn dann ein Ergebnis erzielt ist, [die Kunst, die Truppen] wieder so aufzustellen, daß sie von neuem auf ein Ziel steuern und dagegen angehen.«

Das Prinzip der Ökonomie der Kräfte besteht weiter

»aus der Kunst, das Gewicht *aller* eigenen Kräfte *nacheinander* gegen den Widerstand [des Gegners] einzusetzen und somit darin, diese Kräfte systematisch zu organisieren. Die *Notwendigkeit* dieses Grundsatzes wurde von Beginn der Revolutionskriege an gespürt, weil es sich hierbei um Nationalkriege mit großen Zahlen [von Kombattanten] handelte[84].«

---

81 Vom Kriege, S. 401 f.
82 Ebd., S. 443.
83 Colin, Les Transformations, S. 205.
84 Foch, Des Principes, S. 49.

Für Foch war »der Ausgangspunkt des modernen Krieges die *Arbeit der Massen*, die eine *gemeinsame* Handlung anstrebt, an der die größtmögliche Anzahl von Kräften teilnehmen soll. Eine solch gemeinsame Handlung wurde von Clausewitz einer doppelten Bedingung unterworfen: *Vereinigung der Kräfte in Zeit und Raum*«[85]. Foch übernahm auch die Bedeutung der Überraschung, die Clausewitz im Dritten Buch zusammen mit der Stärke in der Zahl behandelt[86]. Obwohl Jehuda Wallachs Kritik, dass Fochs Verständnis von Clausewitz im Großen und Ganzen oberflächlich war[87], etwas für sich hat, so ist es doch Foch zu verdanken, dass Clausewitz' eher praktische Schriften populär wurden.

Die Amerikaner wurden ebenfalls von Fochs überaus knappen Formeln angesteckt, mit denen er das militärische Denken auf einige bemerkenswerte »Grundsätze des Krieges« (ein Echo Fochs?) reduzierte. Die Ausbildungsvorschrift des Kriegsministeriums Nr. 10-5 aus dem Jahre 1925 (der Vorläufer der US-Heeresdienstvorschrift 10-5) führt sie wie folgt auf:

»a) Der Grundsatz des Ziels
b) Der Grundsatz der Offensive
c) Der Grundsatz der Masse
d) Der Grundsatz der Ökonomie der Kräfte
e) Der Grundsatz der Bewegung
f) Der Grundsatz der Überraschung
g) Der Grundsatz der Sicherheit
h) Der Grundsatz der Einfachheit
i) Der Grundsatz der Zusammenarbeit[88].«

Für einige dieser, von Foch sozusagen vorgekochten Grundsätze, kann die Abstammung bis zu den Unterkapiteln des Dritten Buches von Clausewitz' *Vom Kriege* zurückverfolgt werden. Unter anderem stammen die »Überraschung« und die »Ökonomie der Kräfte« direkt von Clausewitz in ihrem gesamten paradoxen Spannungsverhältnis zu Clausewitz' Betonung der zahlenmäßigen Überlegenheit (je größer die Kräfte, desto schwieriger ist ein Überraschungsangriff).

6. Friktion und Zufall

Bei Clausewitz' anderen entscheidenden Merkmalen der Schlacht gibt es bedeutend weniger Raum für Fehlinterpretationen. Seine Idee der »Friktion« gilt besonders unter kriegserfahrenen Lesern als außerordentlich

85 Ebd., S. 91.
86 Ebd., S. 216–235.
87 Wallach, Kriegstheorien, S. 162 f.
88 Zit. in: Weigley, The American Way, S. 213.

hilfreich, um den Unterschied zwischen Kriegsplan und Realität zu erläutern[89]. Die folgenden Clausewitzschen Zeilen werden oft zitiert: »Es ist alles im Kriege sehr einfach, aber das Einfachste ist schwierig. Diese Schwierigkeiten häufen sich und bringen eine Friktion hervor, die sich niemand richtig vorstellt, der den Krieg nicht gesehen hat [...] Friktion ist der einzige Begriff, welcher dem ziemlich allgemein entspricht, was den wirklichen Krieg von dem auf dem Papier unterscheidet[90].«

> »Handeln im Kriege ist eine Bewegung im erschwerenden Mittel. Sowenig man imstande ist, im Wasser die natürlichste und einfachste Bewegung, das bloße Gehen, mit Leichtigkeit und Präzision zu tun, sowenig kann man im Kriege mit gewöhnlichen Kräften auch nur die Linie des Mittelmäßigen halten. Daher kommt es, daß der richtige Theoretiker wie ein Schwimmeister erscheint, der Bewegungen, die fürs Wasser nötig sind, auf dem Trocknen üben läßt, die denen grotesk und übertrieben vorkommen, die nicht an das Wasser denken; daher kommt es aber auch, daß Theoretiker, die selbst nie untergetaucht haben, [...] unpraktisch und selbst abgeschmackt sind, weil sie nur das lehren, was ein jeder kann – gehen[91].«

Clausewitz hat acht wichtigste Quellen der Friktion aufgezeigt:

1. die ungenügende Kenntnis des Feindes, die Zweifel und Ungewissheit generiert;
2. Gerüchte (worin er verwirrende Berichte von Spionen einschloss);
3. Ungewissheit über die eigene Stärke und Position;
4. Unsicherheit der Streitkräfte über ihre eigenen Fähigkeiten, die sie dazu führen, ihre Schwierigkeiten zu überschätzen;
5. eng damit verbunden, daß die Streitkräfte auf beiden Seiten auf dem Papier und in der Planung stärker und effizienter sind als in der Realität; und damit
6. die Unterschiede zwischen Erwartungen und der Realität;
7. die Schwierigkeiten jeder Logistik;
8. dass man Gefahr läuft, die eigenen kühlen Überlegungen vor Ausbruch des Konflikts in der Unmittelbarkeit der starken Eindrücke über Bord zu werfen, die der Konflikt selbst mit sich bringt[92].

Clausewitz' Antwort auf das Problem der Friktion war militärische Disziplin und das wiederholte Üben von Routinehandlungen durch die Streitkräfte[93].

Clausewitz' Worte wurden bereits von Lossau in seinem Buch über die *Ideale der Kriegführung* übernommen, in dem er schrieb, »daß die Grundidee zu einer Operation im Kriege größtenteils sehr einfach, aber sehr schwer in der Ausführung ist«[94]. Von da an übernahmen viele

---

89 Vom Kriege, S. 255, 257.
90 Ebd., S. 261 f.
91 Ebd., S. 263.
92 Ich folge der Zusammenfassung von Paret, Clausewitz and the State, S. 197 f.
93 Vom Kriege, S. 265.
94 Lossau, Ideale, S. 340, zit. in: Hagemann, Die deutsche Lehre, S. 49.

Schriftsteller die Idee des Paradoxen der Einfachheit und Schwierigkeit militärischer Operationen, die Clausewitz in seinem Ersten Buch im Abschnitt zur Friktion so bildhaft beschrieben hat.

Was die Friktion betrifft, so wird oft das Etikett »der Nebel des Krieges« (*fog of war*) benutzt, um ein weiteres Clausewitz Zitat treffend zu verkürzen. Denn Clausewitz hat die Schwierigkeiten realer Kriegführung folgendermaßen erläutert:

> »Endlich ist die große Ungewißheit aller Datis im Kriege eine eigentümliche Schwierigkeit, weil alles Handeln gewissermaßen in einem bloßen Dämmerlicht verrichtet wird, was noch dazu nicht selten wie eine Nebel- oder Mondscheinbeleuchtung den Dingen einen übertriebenen Umfang, ein groteskes Ansehen gibt[95].«

Diesen Ausdruck »Nebel des Krieges« finden wir insbesondere in der englischsprachigen Literatur immer wieder. Noch während des Afghanistankrieges der USA Ende 2001 wurde dieser Begriff verwendet, um bürokratische Geheimnistuerei und die Unfähigkeit zu erklären, eine offenere Informationspolitik zu verfolgen[96].

Die systematischste Weiterentwicklung dieses Konzepts finden wir bei dem amerikanischen Politologen Stephen Cimbala in seinem Buch über Clausewitz und das Chaos[97]. Mit einer Serie von Fallstudien aus dem 20. Jahrhundert betrachtet er:

> »1. Friktion in der Form von Vorkriegsplänen, die sich [im Ernstfall] als irrelevant erweisen [...], und die die [politischen und militärischen] Führer und Planer unfähig oder nicht willens sind zu ändern ([am Beispiel] russische Mobilisierung für den Ersten Weltkrieg);
> 2. Friktion als fehlerhaftes, mit der Gefahr der Eskalation spielendes Verhalten [*brinkmanship*], das zu einer Krise führt, und die falsche Interpretation der Signale der anderen Seite vor und während der Krise (die Kuba-Raketenkrise von 1962);
> 3. Friktion, die politische und militärische Entscheidungsfindungen vor und während des Golf-Krieges von 1991 beeinflusste (Operation *Desert Storm*);
> 4. Friktion in der Aufgabenstellung für Streitkräfte, die vorwiegend für den Kampf ausgebildet sind, und jetzt Friedenssicherungs- [*peacekeeping*] und andere militärische Operationen, die nicht Krieg sind [*operations other than war, o.o.a.w.*], ausführen sollen (verschiedene Beispiele)
> 5. Die Beziehung zwischen Friktion und Abschreckung, insbesondere Kernwaffenabschreckung, [...] im Kalten Krieg und die Implikationen für die Welt nach dem Kalten Krieg; und
> 6. Friktion, die in einer ungeplanten aber tödlichen Kombination des alten Paradigma von Kernwaffenabschreckung und dem neuen Para-

---

95 Vom Kriege, S. 289.
96 Safire, The Fog.
97 Cimbala, Clausewitz and Chaos.

> digma von Informations-Kriegführung [*information warfare*] resultieren könnte, das vielleicht jenseits der Abschreckung ist[98].«

Cimbala findet in allen diesen Beispielen im Wort Friktion den Schlüssel zum Verständnis, warum Pläne nicht nach Plan umgesetzt werden konnten, oder warum in sich logische, politische oder militärische Pläne durch militärische bzw. politische Faktoren vom Kurs abgebracht und unbefriedigend realisiert wurden. Alles in allem ist dies ein fruchtbarer Ansatz zur Analyse von Konflikten.

Die wichtigen Rollen des Glücks, des Zufalls, des Versehentlichen im Krieg, die uns bereits in Clausewitz' erster »Dreifaltigkeit« begegnet sind, gehören auch zu den bekanntesten Clausewitz-Konzepten. Er verglich Krieg mit einem »Kartenspiel« und nannte es »das Gebiet des Zufalls«[99]. Clausewitz wies von Anfang an auf die »Wechselwirkung« zwischen beiden Gegnern in ihrem kriegerischen »Ringen« hin. Er machte darauf aufmerksam, dass der Krieg von keiner Seite nach Plan geführt werden kann, sondern immer die Reaktion der gegnerischen Seite einbeziehen muss, und dass der Gegner einen selbst auch nach einer gewonnenen Partie noch besiegen kann, solange man ihn selbst nicht völlig geschlagen hat[100]. Damit bereitete er den Boden für Moltkes berühmte Aussage, kein Kriegsplan überdauere das erste Zusammentreffen mit dem Feind, eine Ansicht, die Moltke Clausewitz zuschrieb[101].

Solche Ideen, die Siege selbst bei kleineren Truppenzahlen und Niederlagen bei der numerischen Überlegenheit der eigenen Seite erklären konnten, waren für militärische Denker verschiedener Länder plausibel und in ihrem Denken sehr hilfreich. Oftmals wurde die Vaterrolle von Clausewitz bei der Verbreitung der Ideen vergessen. Dies trifft, wie wir im folgenden Kapitel sehen werden, jedoch nicht auf die Debatte zu, die die Frage aufwarf, ob die Offensive oder die Defensive stärker ist.

---

98 Ebd., S. 17.
99 Vom Kriege, , S. 208, 234.
100 Ebd., S. 3 f., 194 f.
101 Zit. in: Kessel, Moltke, S. 511.

V. Die Auseinandersetzung um Angriff und Verteidigung, die Vernichtungsschlacht und der totale Krieg

Clausewitz wird vorgeworfen, ein »eifriger Befürworter von Angriffsstrategien« und »Apostel des totalen Krieges« gewesen zu sein[1]. In diesem Kapitel werden wir uns mit der Schuld befassen, die Clausewitz oft für die *offensive à outrance* zugeschoben wurde, während des Ersten Weltkrieges praktisch auf allen Seiten angewandt, und untersuchen, wie sein Verhältnis zur Vernichtung der feindlichen Streitkräfte als Ziel des Krieges und zum totalen Krieg war. Dabei wollen wir anfangs Clausewitz' eigene Einstellung in diesen Fragen herausarbeiten.

1. Verteidigung und Angriff

a) Clausewitz: Verteidigung als die stärkere Form

Zunächst einmal ist die Behauptung, Clausewitz hätte ausschließlich die Strategie des Angriffs befürwortet, schlichtweg falsch. Das Gegenteil war der Fall, wie wir sehen werden. Clausewitz folgte weitgehend den Ansichten seines Mentors Scharnhorst. Für Scharnhorst schloss die Verteidigung selbst den Angriff ein, denn die erste Aufgabe der Verteidigung bestehe darin, »sich nicht bloß zu verteidigen, sondern selbst anzugreifen«[2]. Weiter heißt es bei ihm:

> »Eine Armee, welche eine Provinz verteidigen soll, erreicht diesen Zweck am sichersten, wenn sie die zur Eroberung derselben bestimmten feindlichen Streitkräfte vernichtet. Nun können sich zwar solche Umstände ergeben, welche die verteidigende Armee nichtsdestoweniger nötigen, einer Schlacht so lange als möglich auszuweichen [...]; allein, wenn endlich der Fall gekommen und sie genötigt ist, in irgendeiner Stellung eine Schlacht anzunehmen, alsdann ist doch ihr Hauptzweck, die feindlichen Streitkräfte soviel als möglich aufzureiben. Diesen Zweck kann sie aber unmöglich erreichen, wenn sie die Stöße des Gegners immer nur pariert, ohne wiederzustoßen. Daher muß sie mit der Verteidigung schlechterdings

1 Bassford, Landmarks, S. 268.
2 Zit. in: Hagemann, Die deutsche Lehre, S. 40 f.

den Angriff verbinden oder auch allein offensiv vorgesehen, in jedem Fall aber nur von der Offensive ihr Heil erwarten. Man kann also mit Recht sagen: Es gibt keine taktische Defensive[3].«

Auch Lossau teilte in seinem 1815 erschienenen Buch *Krieg* weitgehend diese Ansichten Scharnhorsts. Für ihn stand der Angriff im Mittelpunkt des Krieges, »denn selbst, wenn man sich selbst verteidigt, kann man in die Offensive gehen«. Alle Anstrengungen, die die angegriffene Seite unternehme, müssten darauf gerichtet sein, den Angriff zurückzuschlagen und dann zum Gegenangriff überzugehen[4].

Im gleichen Sinne schrieb Clausewitz bereits 1804 in seinem Fragment über Strategie:

»Was ist Defensivkrieg? Ein solcher, wo man gar nichts unternimmt? Nein, das wäre ein Krieg, worin nur der eine Krieg führte. Wie schwach man also auch im Verhältnis zum Gegner sei, der ganze Krieg kann nicht defensiver Natur sein; es würde weit besser getan sein, auf gutes Glück und die eigene Verzweiflung zu rechnen und seine schwachen Kräfte geradezu für so stark anzunehmen, als könne man damit etwas unternehmen, besser sage ich, als sich bloß mit Abwehrung der Stöße zu beschäftigen, welche der Gegner gibt. Allgemeine Defensive würde mehr Streitkräfte erfordern als die Offensive [...]

Nie darf sich unsere Absicht auf reines Verteidigen beschränken, immer muß man mit der Idee umgehen, ihn [den Feind] anzugreifen, und nur die Umstände müssen auf die Verteidigung zurückdrängen, so wie ein gut gerittenes Pferd nie hinter dem Zügel zurückbleiben muß, so muß der General nie weniger tun, als ihm die Umstände erlauben, immer vielmehr durch seinen Tätigkeitstrieb etwas weiter geführt werden[5].«

In dem Unterricht, den Clausewitz dem Kronprinzen erteilte, behandelte er sowohl die defensive als auch die offensive Kriegführung:

»Politisch heißt Verteidigungskrieg ein solcher, den man für seine Unabhängigkeit führt; strategisch heißt Verteidigungskrieg derjenige Feldzug, in welchem ich mich beschränke, den Feind in dem Kriegstheater zu bekämpfen, das ich mir für diesen Zweck zubereitet habe. Ob in diesem Kriegstheater ich die Schlachten offensiv oder defensiv liefere, ändert daran nichts [...]

Der Verteidigungskrieg besteht auch nicht in einem müßigen Abwarten der Begebenheiten; abwarten muß man nur, wenn man sichtbaren und entscheidenden Nutzen davon hat [...]

Der strategische Angriff geht dem Zweck des Krieges unmittelbar nach, er ist unmittelbar auf die Zerstörung der feindlichen Streitkräfte gerichtet, während die strategische Verteidigung diesen Zweck zum Teil nur mittelbar zu erreichen sucht[6].«

---

3 Ebd., S. 41.
4 Ebd., S. 53.
5 Clausewitz, Verstreute kleine Schriften, S. 25, 36 f.
6 Vom Kriege, S. 1075–1078.

In seinem Werk *Vom Kriege* behauptete Clausewitz wiederum, die Verteidigung sei stärker als der Angriff[7]. Im Sechsten Buch wiederholte er fast wortwörtlich, was er 1804 bereits in seinen Bemerkungen zur Strategie geschrieben hatte:

> »Was ist der Begriff der Verteidigung? Das Abwehren eines Stoßes. Was ist auch ihr Merkmal? Das Abwarten dieses Stoßes. Dieses Merkmal also macht jedesmal die Handlung zu einer verteidigenden, und durch dieses Merkmal allein kann im Kriege die Verteidigung vom Angriff geschieden werden. Da aber eine absolute Verteidigung dem Begriff des Krieges völlig widerspricht, weil bei ihr nur der eine Krieg führen würde, so kann auch im Kriege die Verteidigung nur relativ sein, und jenes Merkmal muß auch nur auf den Totalbegriff angewendet, nicht auf alle Teile von ihm ausgedehnt werden. Ein [...] Gefecht ist verteidigend [...] eine Schlacht [...] das Merkmal des Abwartens und Abwehrens [...] Da man aber, um wirklich auch seinerseits Krieg zu führen, dem Feinde seine Stöße zurückgeben muß, so geschieht dieser Aktus des Angriffs im Verteidigungskriege gewissermaßen unter dem Haupttitel der Verteidigung [...] Die verteidigende Form des Kriegführens ist auch kein unmittelbares Schild, sondern ein Schild, gebildet durch geschickte Streiche[8]
>
> [D]a aber die Verteidigung einen negativen Zweck hat, *das Erhalten,* und der Angriff einen positiven, *das Erobern,* und da dieser die eigenen Kriegsmittel vermehrt, das Erhalten aber nicht, so muß man, um sich bestimmt auszudrücken, sagen: *die verteidigende Form des Kriegführens ist an sich stärker als die angreifende* [...]
>
> Ist die Verteidigung eine stärkere Form des Kriegführens, die aber einen negativen Zweck hat, so folgt von selbst, daß man sich ihrer nur solange bedienen muß, als man sie der Schwäche wegen bedarf, und sie verlassen muß, sobald man stark genug ist, sich den positiven Zweck vorzusetzen. Da man nun, indem man unter ihrem Beistand Sieger wird, gewöhnlich ein günstigeres Verhältnis der Kräfte herbeiführt, so ist auch der natürliche Gang im Kriege, mit der Verteidigung anzufangen und mit der Offensive zu enden. Es ist auch ebensogut im Widerspruch mit dem Begriff des Krieges, den letzten Zweck die Verteidigung sein zu lassen [...] Ein Krieg, bei dem man seine Siege bloß zum Abwehren benutzen, gar nicht widerstoßen wollte, wäre ebenso widersinnig als eine Schlacht, in der die absoluteste Verteidigung (Passivität) in allen Maßregeln herrschen sollte[9].«

Eine ähnliche Dialektik sah er darin, dass »der Angriff selbst nicht ohne Beimischung von Verteidigung sein kann, und zwar von einer Verteidigung viel schwächerer Art«, als es bei der des Verteidigenden der Fall ist[10]. Und nochmals legte er dar, worum es sich bei der Verteidigung

---

7 Ebd., S. 205.
8 Ebd., S. 613 f.
9 Ebd., S. 615.
10 Ebd., S. 872.

handelt: um »nichts als eine stärkere Form des Krieges, vermittelst welcher man den Sieg erringen will, um nach dem gewonnenen Übergewicht zum Angriff, d.h. zu dem positiven Zweck des Krieges, überzugehen«[11].

Im achten Kapitel des Sechsten Buchs beschrieb Clausewitz es als besonderen Vorteil der Verteidigung, dass sie dazu zwinge, den Stoß der anderen Seite abzuwarten, was ihr reaktiven Charakter verleihe. Dieser bestehe aus langen Phasen der Inaktivität, des Abwartens, unterbrochen von Phasen der Re(aktivität), des Handelns[12]. Jedoch betonte Clausewitz immer wieder, dass eine solche strategisch defensive Reaktion taktisch wieder eine Angriffsschlacht sein könne[13].

Obwohl Clausewitz der Verteidigung eine so große Bedeutung beimaß, befürwortete er seltsamerweise die Verteidigung befestigter Punkte nicht besonders. Zwar erkannte er an, dass Festungen eine gewisse Bedeutung als Vorratshäuser, beim Schutz großer und reicher Städte, als Zufluchtsorten für Soldaten, als Deckung einer ansonsten ungeschützten Provinz, als Mittelpunkt für die Aufstellung einer Bürgerwehr (wörtlich »der Volksbewaffnung«) und bei der Verteidigung strategischer Straßenzüge in Gebirgen und an Flüssen zukam. Aufgrund der in den Napoleonischen Kriegen gesammelten Erfahrungen war er aber der Ansicht, Befestigungen spielten nicht mehr die gleiche Rolle wie vor der Französischen Revolution, seit Europa erlebt habe, wie »große stehende Heere mit ihren gewaltigen Artilleriezügen den Widerstand der einzelnen Punkte maschinenartig niedermähen«. Aus diesem Grund würden es die Städte nicht mehr wagen, einer Belagerung Widerstand entgegenzusetzen, da ihre Bürger wussten, dass die Städte früher oder später doch fallen würden und, je später sie genommen würden, die Vergeltung für den Widerstand umso strenger sein würde[14].

b) Verteidigung und Angriff in Preußen und Deutschland

In Preußen stand man Clausewitz' Lehre von der Überlegenheit der Verteidigung recht ablehnend gegenüber, während man seine Ausführungen bereitwillig akzeptierte, dass die Verteidigung nicht passiv sein dürfe. Im Allgemeinen billigten die deutschen Militärschriftsteller des 19. und frühen 20. Jahrhunderts Clausewitz bestenfalls zu, in einer bestimmten taktischen Phase des Krieges gewisse Vorteile aus einer defensiven Position ziehen zu können. Viele Autoren jedoch, unter ihnen Bernhardi und Goltz, lehnten seine Lehre rigoros ab. Sie bezeichneten sie als veraltet und kritisierten Clausewitz' Logik sowie die Prämissen, auf denen seine Ar-

11 Ebd., S. 633; auch S. 872.
12 Ebd., S. 646 ff.
13 Ebd., S. 665.
14 Ebd., S. 670–681.

gumentation beruhte. Stattdessen priesen sie die Vorzüge des Angriffskrieges, bei dem man den größten Nutzen aus dem Überraschungsmoment ziehen könne, und nannten ihn poetisch »stärkere Form des Kampfes« und »größere Lebenskraft«. Sie lobten das »Überwiegen der Initiative«, »die Fähigkeit, die geistigen und moralischen Kräfte des Heeres zu mobilisieren«, »das innere Machtgefühl« und die »bessere Möglichkeit, [...] die Hauptkampfkräfte für einen einzelnen Stoß zusammenzuhalten«. Kurz gesagt, riefen praktisch alle deutschen Militärtheoretiker jener Zeit leidenschaftlich zur Offensive auf, »jener erstgeborenen Tochter von Bellona«, der Göttin des Krieges, dem »Arkanum des Sieges«.

Mit einfachen Worten wurde deutschen Soldaten beigebracht, dass »Krieg führen angreifen heißt« und dass »nur der Angriff die wahre Kriegführung ist«. Es wurden Anstrengungen unternommen, um die gesamte Ausbildung im Heer im Frieden auf den Geist des Angriffs im Krieg zu richten. Die offensive Kriegführung wurde als die einzige in Frage kommende Form des Krieges für Deutschland beschrieben, da es ja von Feinden umzingelt sei. Das bloße Halten von etwas, das bereits erobert war, wurde dagegen als nahezu unbedeutend verspottet. Der »Angriff selbst, um seiner selbst willen«, wurde als etwas dargestellt, was selbst unter widrigen Umständen allem anderen vorzuziehen sei, da er »eine große Kraft und die beste [Aussicht] auf einen Sieg in den Schlachten der Zukunft« in sich barg. Dies formulierte Goltz so: »Unsere heutige deutsche Kriegsweise geht auf einen Schlag für Schlag durchgeführten Entscheidungskampf hinaus, den wir uns untrennbar von rücksichtsloser Offensive denken. Stillschweigend wird ein offensiver Gedanke allen theoretischen Spekulationen und größtentheils auch den praktischen Übungen zugrunde gelegt[15].«

Der ältere Moltke stand der Lehre von Scharnhorst und Clausewitz noch bemerkenswert nahe, als er zwischen 1861 und 1865 in einer Arbeit über »Defensive, Offensive und der Bajonettkampf« schrieb:

> »Die Defensive ist in der Lage, ihre Stellungen so zu wählen, daß der Feind über die freie Ebene vorschreiten muß. Sie wird fast immer Zeit haben, die Abstände gewisser Terrainabschnitte oder einzelner Objekte genau zu bestimmen, um stehenden Fußes dann ihr Feuer zur vollen Geltung zu bringen.
>
> Die Vorteile der Offensive an sich sind klar und bleibend. Der aus eigener Entschließung Handelnde schreibe sich selbst das Gesetz vor, dem der Abwartende seine Gegenmaßregeln unterzuordnen hat. Der Angreifer hat ein deutliches Ziel vor Augen, er wählt sich selbst den Weg, auf dem er es erreichen will; der Verteidiger hat die Absicht des Gegners zu erraten, die Mittel zur Abwehr zu erwägen: dort der bereits gefaßte Entschluß und die Zuversicht der Tat, hier die Ungewißheit und Erwartung. Und schließlich muß doch auch der Verteidiger die Offensive ergreifen, wenn er die endliche Entscheidung herbeiführen will. Aber eine andere Frage

[15] Marwedel, Carl von Clausewitz, S. 167–172.

ist, ob wir nicht diese augenscheinlichen materiellen Vorteile des stehenden Feuergefechts erst ausnutzen sollen, ehe wir selbst die Offensive ergreifen.«

Er erklärte, die Aussichten seien für die Infanterie besser, einen heranrückenden Feind zu besiegen, wenn dieser eine große Entfernung unter ständigem Beschuss zurücklegen müsse, ehe beide Seiten mit den Bajonetten aufeinandertreffen würden: Es ist klar, dass die Infanterie des ersten Kommandos nichts davon hätte, auf den Angreifer zuzustürzen. Wenn der anrückende Feind noch unter Beschuss umkehren würde, könnte man ihn verfolgen und hätte dann ein ausgezeichnetes Ziel für einen siegreichen Gegenangriff. Dabei meinte er:

»Die Offensive ist überhaupt nicht bloß eine taktische. Einer geschickten Heeresleitung wird es in vielen Fällen gelingen, Defensivstellungen zu wählen von strategisch so offensiver Natur, daß der Gegner genötigt ist, uns dort anzugreifen, und erst, wenn Verlust, Erschütterung und Ermattung ihn erschöpft haben, werden wir auch die taktische Offensive ergreifen. Es vereint sich demnach die strategische Offensive sehr wohl mit der taktischen Verteidigung.«

Wieder erklärte er jedoch, dass dem klassischen Aufeinandertreffen von Soldaten mit Bajonetten, das den eigenen Sieg vervollständigen würde, eine lange Zeit vorausgehen solle, während der der Gegner durch ständiges Feuer aufgerieben würde[16]. 1869 schrieb er in seiner »Verordnung für die höheren Truppenführer«,

»[i]m allgemeinen wird es in zweifelhaften Fällen und bei unklaren Verhältnissen, wie sie im Kriege so oft bestehen, geratener sein, aktiv zu verfahren und sich selbst die Initiative zu erhalten, als das Gesetz vom Gegner zu erwarten [...]

Die Führer der einzelnen Armeeteile müssen der alten Regel eingedenk bleiben, stets in die Richtung des Kanonendonners zu marschieren.

Aufträge, welche andere Direktion vorschreiben, sind dann der eigenen Erwägung zu unterziehen; sie waren vielleicht unter Umständen befohlen, welche das eingetretene Gefecht nicht voraussehen ließ. In den allermeisten Fällen aber ist die auf dem Schlachtfeld geleistete Hilfe mehr wert, als die Erfüllung des speziellen Auftrages; denn vor dem taktischen Siege treten alle Rücksichten in den Hintergrund.

Die vielbesprochene Frage, ob die Schlacht offensiv oder defensiv geführt werden soll, läßt sich in allgemeingültiger Weise überhaupt nicht beantworten. Das nächstliegende und augenscheinlichste Merkmal des Sieges ist, daß wir am Ende der Schlacht den Raum einnehmen, welchen bei deren Beginn der Feind innehatte und welchen er nicht, ohne mehr oder minder geschlagen zu sein, aufgegeben haben würde. Jede siegreiche

---

16 Moltke, Militärische Werke, Bd 4, S. 141 f. In seinem 1869–85 geschriebenen Werk »Wechselwirkung zwischen Offensive und Defensive« bediente sich Moltke einer sehr ähnlichen Ausdrucksweise, siehe ebd., S. 167–170.

Schlacht muß daher mit offensivem Vorgehen enden; es fragt sich aber, ob sie damit beginnen soll.

Die Vorteile der Offensive sind genugsam anerkannt. Wir schrieben dadurch dem Gegner das Gesetz des Handelns vor, er muß seine Maßnahmen den unserigen anbequemen, muß Mittel suchen ihnen zu widerstehen [...]

Die Offensive weiß im Voraus, was sie will; die Defensive schwebt in der Ungewißheit, kann aber die Absichten des Gegners erraten[17].«

Nach dem Deutsch-Französischen Krieg schrieb Moltke 1874: »Meiner Überzeugung nach hat durch die Verbesserung der Feuerwaffen die taktische Defensive einen großen Vorteil über die taktische Offensive gewonnen. Wir sind zwar im Feldzug 1870 immer offensiv gewesen und haben die stärksten Stellungen des Feindes genommen, aber mit welchen Opfern!? Wenn man erst, nachdem man mehrere Angriffe des Feindes abgeschlagen, zur Offensive übergeht, erscheint mir dies günstiger[18].« (Deshalb ist es nicht ganz richtig, wenn Azar Gat behauptet, Moltke habe Clausewitz' Beharren bewusst ignoriert, dass die Verteidigung an sich stärker sei als der Angriff[19].)

Gegen Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts gab man jedoch eindeutig dem Angriff den Vorzug. So verlieh Graf Schlieffen seiner Meinung 1893 Ausdruck:

»Die Bewaffnung der Armee hat sich allerdings geändert; die Grundgesetze der Kriegführung bleiben aber bestehen, und eines dieser Gesetze lautet dahin, daß man ohne Angriff den Feind nicht besiegen kann [...], man den Feind angreifen muß, wenn man die Mittel dazu in den Händen hat, und daß man ihn in einer solchen Weise angreifen muß, daß er möglichst vernichtet wird[20].«

Schlieffen befand sich in guter Gesellschaft, als er jegliche Verteidigungsplanung *a priori* ablehnte. So tat Generalleutnant von Caemmerer Clausewitz' These von der Überlegenheit der Verteidigung[21] umständlich mit der Schlussfolgerung ab, dass dieser Teil in der Argumentation Clausewitz' ein ›Irrtum‹ sei«[22]. Ähnlich äußerte sich Friedrich von Bernhardi, der schrieb, »ich bin [...] zur Überzeugung gelangt, daß gerade im modernen Massenkriege die Offensive die weitaus überlegene Form des kriegerischen Verfahrens ist.« Daher suchte er »die größte militärische Autorität«, also Clausewitz, »zu widerlegen«.

»So komme ich zum Schluß, daß offensives Verfahren größere Aussichten auf Erfolg bietet als defensives, und daher gerade für den Schwächeren geboten ist, solange das Kräfteverhältnis überhaupt die Möglichkeit gün-

17 Moltke, Militärische Werke, Bd 2, S. 207 f.
18 Ebd., S. 163.
19 Gat, The Development, S. 67.
20 Schlieffens Vermächtnis, S. 18.
21 Vom Kriege, S. 618–670.
22 Caemmerer, The Development, S. 98.

> stiger Entscheidung gibt. Ein gewisses Maß von Überlegenheit ist selbst durch die genialste Offensive nicht auszugleichen; dann aber kann die Defensive erst recht keine günstige Entscheidung herbeiführen. Ich glaube hiermit den für Clausewitz grundlegenden Satz, daß die Verteidigung die stärkere Form des Kriegführens ist, endgültig widerlegt zu haben. Der Umstand, daß Clausewitz sich eine Verteidigung ohne defensive Gegenstöße überhaupt nicht denken kann, daß eine solche Verteidigung für ihn gar nicht unter den Begriff des Krieges fällt, weil Kampf ohne Gegenwirkung von beiden Seiten unmöglich ist, scheint mir gerade das Gegenteil von dem zu beweisen, was Clausewitz beweisen will: nämlich, daß das offensive Verfahren im Kriege dem defensiven überlegen sei[23].«

Ebenso wird im Handbuch Heer und Flotte, das in Deutschland in der Zeit zwischen 1909 und dem Beginn des Ersten Weltkrieges erschienen ist, festgestellt:

> »Clausewitz sieht ›in der Niederwerfung des Feindes das eigentliche absolute Ziel des kriegerischen Aktes« und spricht von einem begrenzten Ziele, wenn die Bedingungen, dies zu erreichen, nicht vorhanden sind [...] Ein beschränktes Ziel wird sich daher die Partei setzen, die sich auf die reine Verteidigung, das Festhalten des Besitzes angewiesen sieht [...] Die Beschränkung kann planmäßig nur für kurze Zeit beabsichtigt sein, wenn es sich darum handelt, den vom Gegner in der Mobilmachung und im Aufmarsch gewonnenen Vorsprung auszugleichen[24].«

Und in einer Aktennotiz des deutschen Generalstabs von 1902 heißt es: »Wir wollen nicht erobern, sondern nur verteidigen, was wir besitzen. Wir werden wohl nie die Angreifenden, sondern stets die Angegriffenen sein. Die notwendigen schnellen Erfolge kann uns aber mit Sicherheit nur die Offensive bringen[25].«

In der Zwischenkriegszeit wurde jedoch in den Vorschriften zur *Truppenführung* von General von Seeckt wieder größeres Gewicht auf die Verteidigung sowohl als unmittelbare Verteidigung als auch Verteidigung durch Verzögerung gelegt, mit der ein Gegenangriff vorbereitet wird. Somit wurden Clausewitz' Vorstellungen von der Bedeutung der Verteidigung wieder aufgegriffen. In der Tat wird »Abwehr« in den Vorschriften zur *Truppenführung* auf zweierlei Weise definiert: als »Verteidigung«, bei der der Verteidigende entschlossen ist, eine Entscheidungsschlacht zu führen, und als »hinhaltendes Gefecht« oder »hinhaltender Widerstand«, bei dem der Verteidigende bemüht ist, die Entscheidungsschlacht zu vermeiden (zumindest in dem betreffenden Raum). Obwohl man behaupten kann, dass die Reichswehr unter Seeckt wieder zu Clausewitz' Vorstellung von der flexiblen Verteidigung zurückgekehrt sei[26], spielt es letztlich keine Rolle, was die Führung der *Reichswehr* für richtig

---

23 Bernhardi, Clausewitz, S. 399, 411.
24 Zit. in: Marwedel, Carl von Clausewitz, S. 158 f.
25 Zit. in: Ritter, Staatskunst, S. 147.
26 Wallach, Kriegstheorien, S. 175.

hielt, denn Hitler war der festen Ansicht, dem Angriff den Vorzug zu geben[27].

c) Frankreich und die »Offensive à outrance«

Doch nicht nur die deutschen Strategen bevorzugten den Angriff. Ende des 19. Jahrhunderts bot sich die politische Kultur in ganz Europa dafür an, sich in kriegerische Pose zu werfen. Von Knaben-Zeitschriften bis hin zu Militärparaden, von Marschmusik bis hin zur gesellschaftlichen Stellung des Offiziers waren die Völker Europas konditioniert, in soldatischen Begriffen zu denken, den Krieg als mögliches Heilmittel für die Orientierungslosigkeit, den die Industriegesellschaft mit sich brachte, und den Nationalismus als neue Religion für das entwurzelte städtische Proletariat zu betrachten. Auf jeder Seite wurden die Vorstellungen Clausewitz' von der Stärke der Verteidigung von den Militärschriftstellern verworfen oder neu ausgelegt.

So war auch in Frankreich ein ebenso reges Interesse an der Debatte um Verteidigung und Angriff zu beobachten. (Bezeichnenderweise beschränkte sich die zweite Übersetzung von Clausewitz' *Vom Kriege* ins Französische, die von Oberstleutnant de Vatry stammte, ursprünglich auf das Dritte bis Sechste Buch, da das Erste und Zweite Buch als »im Grunde genommen zu philosophisch« beschrieben sowie das Siebte und Achte Buch »im Vergleich zu den vorangegangenen Büchern für zu skizzenhaft« gehalten wurden[28].) Kurz vor dem Deutsch-Französischen Krieg hatte die Ausrüstung des französischen Heeres mit dem *Chassepot* (einem Zündnadelgewehr), von dem man wusste, dass es seinem preußischen Pendant, dem *Dreyse*-Gewehr, überlegen war, dazu geführt, dass die Franzosen 1867 Vorschriften erließen, in denen die Verteidigung angesichts dieser technischen Neuerung gegenüber dem Angriff favorisiert wurde: Weil man annahm, alle Seiten würden früher oder später mit einer solchen Waffe ausgerüstet sein, sollten feindliche Angriffe dank der Feuerkraft dieser Gewehre künftig zu höheren Verlusten an Menschenleben führen. Denn mit den defensiv eingesetzten *Chassepot*-Gewehren und deren Pendants würden noch mehr am Angriff beteiligte Soldaten abgeschossen. Dazu bemerkte der französische Militärhistoriker Eugene Carrias: »Diese Entscheidung mußte fatale Folgen haben, denn aus der Verteidigung heraus kann man keine entscheidenden Ergebnisse erzielen«. Dem französischen Offizierskorps warf er vor, diese Vorschriften zu gehorsam befolgt zu haben[29]. Hier stimmten ihm viele seiner Landsleute zu: Strategisch gesehen, »bestätigte« der Deutsch-Französische Krieg laut Frédéric Culmann »in überzeugender Weise die Überlegenheit des Angriffs [...]

---

27 Wallach, Misperceptions, S. 224–226.
28 Zit. in: Marwedel, Carl von Clausewitz, S. 237.
29 Carrias, La Pensée militaire française, S. 255.

und die Machtlosigkeit der Verteidigung, vor allem der passiven Verteidigung«[30].

Die Tatsachen ergeben ein anderes Bild, denn sowohl die Verluste im Deutsch-Französischen Krieg als auch im Ersten Weltkrieg zeigten, dass jeder Infanterieangriff gegen gut verteidigte Stellungen nunmehr von der enormen Feuerkraft der verteidigenden Artillerie vereitelt wurde. Der Erfolg, den Preußen im Krieg von 1870/71 erzielte, war unter anderem auf die Mobilität, den Kampfgeist und den Überraschungseffekt zurückzuführen, der durch die schnelle Verlegung der deutschen Streitkräfte mit der Eisenbahn erreicht werden konnte. Die Einführung des Maschinengewehrs im Ersten Weltkrieg stellte einen weiteren Quantensprung in der Entwicklung der Feuerkraft und damit der Verteidigung dar.

Doch der Zeitgeist blieb weiterhin offensiv. So hob Hauptmann Georges Gilbert in seiner Rezension zu *Vom Kriege* in *La nouvelle Revue* die Schriften des Ideal-Kriegs-Clausewitz, die Vernichtungsschlacht, die »Napoleonische« Hauptschlacht und die unermüdliche Verfolgung des Feindes hervor. In seinen *Essais de critique militaire* griff Gilbert das Diktum von Clausewitz, die Verteidigung sei stärker als der Angriff, heraus und verurteilte dieses, erkannte aber an, dass sich Clausewitz nicht über die passive Verteidigung, sondern den defensiven Angriff geäußert hatte[31]. Soweit billigte Gilbert *Vom Kriege* widerwillig, jedoch nicht ohne zu bemerken, dass für Frankreich aufgrund seines nationalen Charakters nur der Angriff als angemessen in Frage käme. Allgemein warnte Gilbert davor, Clausewitz mehr Aufmerksamkeit zu widmen als dem französischen Original, das ihn inspiriert hatte. Er drängte seine Leser, sich lieber direkt mit Napoleons Feldzügen zu befassen[32].

In den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts lehrten Gilbert und Maillard als Dozenten an der *École militaire*, dass der »Angriff die wahre Art der Kriegführung ist und nur er allein zum Sieg führt«[33]. L. Maillard, der es bis zum Dienstgrad eines Oberstleutnants brachte, schrieb in seinen *Éléments de la guerre* (1891): »Die Zerstörung des Feindes ist das Ziel; der Angriff ist das Mittel[34].« Wie ihr Kollege Derrécagaix formulierte, »ist der Angriff der einzige Weg, den ein General, der gewinnen will, einschlagen kann«[35]. Und Joffre schrieb in seinen Memoiren: »An der höheren Kriegsschule, unter [Lehrern wie] Foch, Lanrezac und Bourderiat, hat die ganze junge geistige Elite von damals« auf der Grundlage der Erfahrungen aus dem Deutsch-Französischen Krieg die umstrittene alte Doktrin vom Primat der Verteidigung abgestreift, und ist zu einem »gesunden Konzept der generellen Bedingungen des Krieges zurückgekehrt«. Doch diese

30 Zit. in: Snyder, The Ideology, S. 80.
31 Gilbert, Essais, S. VI, 20.
32 Ebd., S. VI, 12 f., 19, 22, 37, 46.
33 Mitchell, Victors, S. 276 f.
34 Gat, The Development, S. 122–125.
35 Derrécagaix, La guerre, S. 372.

Kreise haben wiederum den Wert des Angriffs überschätzt, bis hin zur übersteigerten Verklärung der Offensive, einer »Mystik der Offensive« und vom »Angriffskult«, was, wie Marschall Joffre zugab, nach 1905 »irgendwie irrationale Züge« annahm[36].

Mit seiner beliebten vitalistischen Philosophie (ohne Clausewitz allzu tief verpflichtet zu sein,) gab Henri Bergson dem Glauben der Franzosen an die Notwendigkeit des *élan* im Gefecht neue Nahrung. Und Oberst Grandmaison trat für das Konzept der *offensive à outrance* ein, für die Vorstellung, Frankreich kenne nichts außer dem Angriff. Deshalb waren die zeitgenössischen Militärdenker der Ansicht, der Angriff sei eine bessere Alternative als die statische Verteidigung von Festungen, wie sie von den Franzosen im Krieg von 1870/71 praktiziert worden war. (Clausewitz, der in der Verteidigung von Plätzen wenig Sinn gesehen hatte, könnte zumindest in diesem Zusammenhang wohlwollend erwähnt werden[37]).

Bezeichnenderweise gab es für die militärischen Führer nirgendwo in der westlichen Welt einen dritten Weg zwischen dem aggressiven Angriff und der passiven Verteidigung, so dass sie gar nicht auf die Idee kamen, das Sechste Buch des Werks *Vom Kriege* zu Rate zu ziehen, in dem Clausewitz sein Verständnis von den Vorteilen der Verteidigung darlegt[38]. So bemerkte der amerikanische Analytiker Brodie:

> »Mit Foch wurde der Krieg insgesamt zum Selbstzweck. Hierin spiegelte er genau den Schlag wider, von dem seine gesamte Soldatengeneration war. Völlig verlorengegangen war die Gesinnung, der Clausewitz seinen sowohl zeitlosen als auch tiefgründigen Charakter verliehen hatte, sein ständiges Bewußtsein dessen, daß es sich beim Krieg um einen politischen Akt handelt, der zu einem außerhalb seiner selbst liegenden Zweck geführt wird. Zwar hat Clausewitz davor gewarnt, die Gewalt übermäßig abzuschwächen, um nicht dem Rücksichtslosen schwach gegenüberstehen zu müssen, doch hat er auch darauf bestanden, daß der Zweck die Mittel bestimmen müsse. Die Generation, die den Ersten Weltkrieg führen sollte, erinnerte sich aber nur an die Aufforderung, die Gewalt nicht auf ein zu geringes Maß zu reduzieren, und so war ›Blut ist der Preis des Sieges‹ das Diktum von Clausewitz, das sie unaufhörlich zitierten.
>
> Weniger markant, dafür aber umso weitreichender war die Warnung, die sie vergaßen: ›Man fängt keinen Krieg an, oder man sollte vernünftigerweise keinen anfangen, ohne sich zu sagen, was man mit und was man in demselben erreichen will [...]‹ Dieser ›Hauptgedanke‹, so Clausewitz, ›äußert seinen Einfluß bis in die kleinsten Glieder der Handlung hinab.‹ In seinen Schriften läßt Foch nur sehr selten erkennen, daß er darüber überhaupt nachgedacht hat[39].«

---

36 Joffre, Mémoires, S. 32 f.
37 Maillard, Éléments, S. 435.
38 Aron, Penser la guerre, Bd 1, S. 236–280.
39 Brodie, Strategy, S. 52 f.

Diese Beobachtung trifft nicht nur für Foch zu, sondern auch für die meisten Strategen am Vorabend des Ersten Weltkriegs.

Wie seine Zeitgenossen, war auch Foch in seinem Denken – möglicherweise noch stärker als Moltke – vom Streben nach dem entscheidenden Sieg in einer großen Schlacht (die Clausewitz als »Hauptschlacht« bezeichnet hätte) beherrscht. Dank der Schriften des Ideal-Kriegs-Clausewitz standen ihm die richtigen Zitate zur Verfügung, wenn er seiner Besessenheit Ausdruck verleihen wollte. So übernahm er von Clausewitz' Auslegung der Französischen Revolution die Erkenntnis, das Volk müsse die Kriegsanstrengung unterstützen und diese Unterstützung sei für den Kampfgeist der Truppe wichtig. In seinen *Prinzipien des Krieges* stellte Foch den Grundsatz auf, dass die Schlacht dem Doppelzweck folgen müsse, »*rationales Ziel* strategischer Operationen und *wirksames Mittel* der Taktik zu sein«. Entsprechend kann

> »die Schlacht nicht rein defensiv sein. In dieser Form [als Verteidigungsgefecht] kann sie wohl ermöglichen, einen Feind in seinem Vorrücken aufzuhalten; sie kann ihn daran hindern, ein naheliegendes Ziel zu erreichen; aber solche Ergebnisse sind ausschließlich negativ. Eine [Verteidigungsschlacht] führt nie zur Zerstörung [der feindlichen Streitkräfte]; sie ermöglicht einem nie, den vom Feind gehaltenen Boden zu erobern, was schließlich das einzige äußere Zeichen für einen Sieg ist; und entsprechend kann sie deshalb nicht den Sieg bringen [...]
>
> Deshalb lautet die Schlußfolgerung, daß nur der *Angriff*, sei es, daß man sofort oder erst nach der *Verteidigung* zu ihm greift, zum erwünschten Ergebnis führen kann und daß er deshalb *immer* – zumindest zum Schluß – angewandt werden muß.
>
> Deshalb muß jedes Verteidigungsgefecht mit einem Angriff enden, einem Stoß, einem erfolgreichen Gegenangriff, andernfalls führt es zu keinem Resultat[40].«

Der eine oder andere, so Foch, sei der Ansicht, der Ausgang eines Gefechts hänge von Einzelheiten, von Persönlichkeiten oder Manövern ab, jedoch sei der »Sieg die Resultierende der Anstrengungen, mal siegreich, mal scheinbar unfruchtbar, die trotzdem alle auf ein gleiches Ziel hin konvergieren, auf das gleiche Ergebnis: nämlich die Entscheidung, die Auflösung, die allein den Sieg bringen«[41].

Nun hat man vielleicht erwartet, »daß die offensive Militärstrategie Frankreichs nicht von militärtaktischen Überlegungen, sondern vom offensiven politischen Ziel, Elsaß-Lothringen wiederzuerlangen, bestimmt worden wäre. Der Wunsch, die 1870 an Deutschland verlorenen Provinzen zurückzuerobern, hatte jedoch« zumindest anfangs »keine großen Auswirkungen auf die französische Strategie«[42].

---

40 Foch, Des Principes, S. 265.
41 Ebd., S. 263.
42 Snyder, The Ideology, S. 16, 41.

Wie der Fachmann für französische Militärgeschichte Jack Snyder gezeigt hat, nahmen Frankreichs Kriegspläne in den ersten Jahren des 20. Jahrhunderts allmählich offensive Züge an[43]. Die von 1875 bis 1886 erarbeiteten französischen Kriegspläne 1–7 trugen noch defensiven Charakter. Mit dem Wiedererwachen napoleonischen Gedankenguts in den 80er Jahren des 19. Jahrhunderts nahmen die Kriegspläne Frankreichs Nr. 8 und 9 zunehmend offensiven Charakter an und kulminierten in dem berüchtigten Plan 17 von 1913, der unter Joffre erarbeitet worden war und am 15. April 1914 fertig gestellt wurde. In diesem Plan war der Kult um den Angriff fest verankert. Er betonte den massiven Angriff auf Deutschland, mit dem das Elsass und Lothringen zurückerobert werden sollten. Eine ähnliche Umorientierung ist auch in den französischen militärischen Dienstvorschriften zu erkennen. So pries die Heeresdienstvorschrift der Infanterie von 1884 »den Grundsatz vom entscheidenden Angriff, mit erhobenem Kopf, ohne Rücksicht auf Verluste«. In der Heeresdienstvorschrift von 1895 wird gefordert, den Willen des Feindes zu brechen. Sie verlangt den Angriff, der durch schnelle Zusammenfassung der Kräfte zu entscheidenden Siegen führt[44].

Wie wir gesehen haben, hielten sich die Franzosen für ein temperamentvolles Volk, das sich für den Angriff besser eignete als für eine geordnete Verteidigung. Angesichts der zunehmenden materiellen und personellen Überlegenheit Deutschlands, die wie ein Schatten auf Frankreich lag und der das Land mit der Macht des Willens begegnen wollte, nahm der Kult um Angriff und *élan* in stärkerem Maße typisch französische Züge an.

Zwar gab es ein paar französische Theoretiker, die eine ungefähre Vorstellung davon hatten, wie der Erste Weltkrieg sein würde, unter anderem Hauptmann (später Major) Émile Mayer und François de Négrier, die jedoch weitgehend ignoriert wurden. Beide zogen aus dem Burenkrieg in Südafrika die Schlussfolgerung, dass »die vordersten Linien nahezu unverletzlich geworden sind«[45]. Der Sozialistenführer Jean Jaurès wies in seinem Werk *L'Armée nouvelle* (1910) darauf hin, nach Clausewitz' Ansicht sei die Verteidigung stärker als der Angriff, und bemühte sich ansonsten, das »französische Denken aus der Gewalt des deutschen Militarismus zu befreien«[46]. Mit diesen Ansichten, die auch Admiral Raoul Castex vertrat, dessen Schriften hauptsächlich aus den 30er und 40er Jahren des 20. Jahrhunderts stammten, waren sie jedoch in der Minderheit.

In zwei der wenigen indirekten Bezüge auf Clausewitz in Admiral Castex' Abhandlung über *Strategische Theorien* wird der defensiv-offensive Charakter von Clausewitz' Vorstellungen von der Verteidigung be-

---

43 Ebd., S. 41–106.
44 Gat, The Development, S. 131.
45 Ebd., S. 136.
46 Jaurès, L'Armée, S. 137.

tont. So zitiert Castex Clausewitz mit den Worten, »die verschiedenen Ziele, die man mit einem Krieg anstreben kann, sind positiv, deshalb können sie nur durch die Offensive erreicht werden«. Er folgerte: »Und das ist besonders wahr für das größte Ziel, was man sich geben kann, nämlich den Kampfes-Willen des Gegners umzuwerfen und ihn uns zu unterwerfen.« Seine Feststellung, die Verteidigung dürfe nicht als statischer Schild dargestellt werden, sondern als Waffe, mit der man ebenso schnell ripostieren wie parieren kann[47], hätte Clausewitz' Billigung gefunden.

d) Die Offensive in anderen Ländern

Die Verbreitung des Kults, der um den Angriff stattfand, war weder zeitlich noch räumlich begrenzt und erfuhr sowohl innerhalb als auch außerhalb einer Clausewitzschen Tradition beachtlichen Aufschwung. Wie wir in Kapitel 4 gesehen haben, stand das »Prinzip des Angriffs« bei den neun »Grundsätzen des Krieges« in den Ausbildungsvorschriften des amerikanischen Kriegsministeriums von 1921, den *War Department Training Regulations Nr. 10-5,* an zweiter Stelle[48]. Fast gleichzeitig äußerte der italienische Luftwaffentheoretiker Giulio Douhet seine Auffassung, man könne aus dem Ersten Weltkrieg die Lehre ziehen, dass die Verteidigung am Boden künftig nahezu unschlagbar, der Angriff in der Luft aber immer siegreich sein würde. In Zukunft würde das Erfolgsrezept also darin bestehen, sich auf die Luftstreitkräfte zu verlassen, wenn man den Feind besiegen wolle[49]. Auch Friedrich Engels und Lenin mochten Clausewitz' Vorstellungen von der Verteidigung nicht teilen: Sie stellten fest, es gebe nur wenige Beispiele für den erfolgreichen Ausgang eines Verteidigungskrieges[50]. Sogar vor der Revolution erklärte Lenin, dass sie vom Angriff bestimmt sein würde, und fügte hinzu: »Wenn der Aufstand erst einmal begonnen hat, muß mit größter Entschiedenheit gehandelt und unter Einsatz sämtlicher Mittel unbedingt in die Offensive gegangen werden. Die Verteidigung ist der Tod eines bewaffneten Aufstands[51].« Und Frunze, einer der Väter der sowjetischen Strategie, schrieb,

> »die Taktik der Roten Armee ist nach wie vor von Aktivität im Sinne mutiger und energisch durchgeführter Angriffe geprägt. Das liegt nicht nur im Klassencharakter der Arbeiter- und Bauernarmee begründet, sondern entspricht auch gleichzeitig den Forderungen der Kriegskunst[52].«

---

47 Castex, Théories, Bd 4, S. 103.
48 Weigley, The American Way, S. 213.
49 Brodie, Strategy, S. 178.
50 Razin, Die Bedeutung, S. 384.
51 Zit. in: Garthoff, Soviet Military Doctrine, S. 66.
52 Zit. ebd., S. 66.

Eine Ausnahme stellte der sowjetische Stratege Aleksandr A. Svečin dar, der es in der Zaren-Armee bis 1917 schon zum Generalmajor gebracht hatte, aber dann zur Roten Armee überlief. Er wurde Lehrer für die Geschichte der Kriegskunst an der neuen kommunistischen Militärakademie, von wo aus er mehrere Jahrgänge von jungen sowjetischen Offizieren beeinflussen konnte. Ein Intellektueller alten Stils, der selbst Kind eines Generals war, las Svečin fließend Deutsch und hatte die Werke Clausewitz', Wilhelm von Blumes, Colmar von der Goltz' und insbesondere Hans Delbrücks über Clausewitz studiert. In den 20er Jahren schrieb er über die *Entwicklung der Kriegskunst* und vertrat dabei die Ansicht, die Lehren des Ersten Weltkriegs bestätigten die Vorstellung Clausewitz', dass die Verteidigung die stärkere Form des Kampfes sei, da

> »die Verteidigung in der Strategie die Möglichkeit hat, die Grenzen und die Tiefe des Raums zu nutzen, wodurch die angreifende Seite gezwungen wird, Kräfte zu vergeuden, um die Räume zu verstärken, und Zeit zu vergeuden, um den Raum zu durchqueren, wobei jeder Zeitgewinn ein weiteres Plus für die Verteidigung ist. Die verteidigende Seite erntet, wo sie sät [...] da ein Angriff häufig aufgrund von falschen Erkundungsangaben, falschen Befürchtungen und infolge von Trägheit abgebrochen wird.«

Svečin kam es seltsam vor, dass die Bewunderer von Clausewitz auf allen Seiten des Konflikts in ihrer Kriegführung seine Ansichten von der Verteidigung nicht umsetzen konnten[53].

Obwohl Olaf Rose vermutlich Recht damit hat, dass Svečin zumindest bis Ende der 30er Jahre größeren Einfluss auf die sowjetische Clausewitz-Interpretation hatte als Lenin[54], war seine Sympathie für die Clausewitzsche Betonung der Defensive unpopulär. In der Heeresdienstvorschrift der Roten Armee von 1936 heißt es klassisch:

> »Das Ziel jedes Krieges, jedes Angriffs und jeder Verteidigung besteht darin, den Feind zu besiegen. Aber nur ein entscheidender Angriff in der Hauptrichtung, der mit einer anhaltenden Verfolgung endet, führt zur vollständigen Vernichtung der Kräfte und Mittel des Gegners[55].«

Auch in einer anderen Dienstvorschrift vom Anfang des Zweiten Weltkriegs ist zu lesen, dass der »Angriff der wichtigste Aspekt der Handlungen der Roten Armee« sei.

Bei dem größten kommunistischen Führer außerhalb der UdSSR, Mao Zedong, ist festzustellen, dass er wie Clausewitz die Stärke der Verteidigung und die Vernichtung der feindlichen Armee betont. Wie Engels und Lenin war er jedoch auch der Ansicht, der Angriff müsse eine stärkere Form des Krieges sein als die Verteidigung:

> »Man muß darauf hinweisen, daß unter den Kriegszielen die Vernichtung des Feindes das Hauptsächliche ist und die Selbsterhaltung an zweiter Stelle kommt; denn nur wenn man den Feind in großer Zahl vernichtet

---

53 Zit. in: Glantz, The Military Strategy, S. 280, Fußnote 45.
54 Rose, Carl von Clausewitz, S. 165.
55 Zit. in: Garthoff, Soviet Military Doctrine, S. 67.

> hat, kann die Selbsterhaltung wirksam gewährleistet sein. Daher ist der Angriff als Hauptmittel zur Vernichtung des Feindes primär und die Verteidigung als Hilfsmittel für die Vernichtung des Feindes und [...] zur Selbsterhaltung sekundär. In der Praxis des Krieges wird zwar die meiste Zeit hindurch die Verteidigung als Hauptmittel angewendet, während in der restlichen Zeit der Angriff als Hauptmittel dient; betrachtet man aber den Krieg als Ganzes, dann ist dennoch der Angriff das Primäre[56].«

Der Kult der Offensive ging im Westen nach dem Ersten Weltkrieg rapide zurück. Hier wurde nun im Gegenteil seltsamerweise bemängelt, Clausewitz sei in seinem defensiven Ansatz zu offensiv gewesen. So kritisierte Captain Basil Liddell Hart, bei dem die schrecklichen Erfahrungen des Ersten Weltkrieges tiefe Wunden hinterlassen hatten, Clausewitz wegen seiner Behauptung, auch aus der Verteidigung müsse früher oder später ein Angriff werden. In einer seiner Schriften versuchte er 1937, seine Zeitgenossen davon zu überzeugen, dass Großbritannien gut beraten sei, wenn es eine rein defensive Haltung einnähme:

> »Militärische Handlungen sollten sich stets an dem orientieren, was mit ihnen erreicht werden soll, nämlich dem Ziel, das ein Land verfolgt. So kann es passieren, daß wir in einen Krieg verwickelt werden, in dem wir unsere Interessen verteidigen und im Angesicht eines Aggressors den Bestand der liberalen Zivilisation gewährleisten müssen, jener allgemeineren Vorstellungen, die für uns mit dem Begriff ›England‹ verbunden sind. Um dieses Ziel zu erreichen, müssen wir nicht unbedingt einen Krieg *à outrance* führen. Für den Aggressor dagegen, der auf Eroberung aus ist, kann es bedeuten, daß er die gegnerischen Kräfte vollständig besiegen und das Gebiet des Gegners besetzen muß, um erfolgreich zu sein. Auf uns trifft das jedoch nicht zu. Unser Ziel ist erreicht, wenn wir den Feind davon überzeugen können, daß er keine Eroberung machen kann[57].«

Liddell Hart geriet in den Ruch, ein *Appeaser* zu sein, also mit Hitler und dem nationalsozialistischen Deutschland friedlich koexistieren zu wollen. Wie Azar Gat jedoch richtig bemerkte, suchte er auf eine menschenwürdige und legitime Weise nach Wegen, auf denen man der Besessenheit seiner Zeit vom absoluten Krieg entfliehen und zum *begrenzten* Krieg zurückkehren könnte, zu einem Krieg, der nicht mit dem alleinigen Ziel geführt würde, den Gegner auf dem Schlachtfeld oder jenseits des Schlachtfeldes zu vernichten.

Wie wir im 7. Kapitel sehen werden, brachte das Nuklearzeitalter dem Kult der Offensive wenn nicht den Todesstoß, so doch das Ende seiner uneingeschränkten Vorherrschaft.

---

56 Zit. in: Yuan-Lin, Mao Zedong, S. 167 f.
57 Zit. in: Gat, Fascist und Liberal Visions, S. 235.

2. Vernichtungs- oder Entscheidungsschlacht

a) Der Clausewitz des idealen Krieges und seine Zeitgenossen

Es ist also falsch, wenn behauptet wird, Clausewitz habe den Angriff unter allen Umständen befürwortet, weil er in seiner Ideal-Kriegs-Phase der Vernichtung der feindlichen Kräfte im Gefecht große Bedeutung beigemessen hatte. Ähnliches gilt für seine Identifikation mit der Vernichtungsschlacht als Alpha und Omega des Krieges. Die Schriften, die Clausewitz in seiner Ideal-Kriegs-Phase verfasst und in denen er die Bedeutung der von ihm so bezeichneten »Hauptschlacht« (später von anderen auch »Entscheidungsschlacht« oder »Vernichtungsschlacht« genannt) hervorgehoben hatte, waren in der zweiten Hälfte des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts mit Abstand seine populärsten Werke.

In Kapitel 2 haben wir gesehen, wie sehr der Ideal-Kriegs-Clausewitz in seiner »Strategie von 1804«[58], in den »Prinzipien des Krieges für den Kronprinzen«[59] und im Vierten Buch seines Werkes *Vom Kriege*[60] die Notwendigkeit betonte, den Feind zu vernichten.

Im Siebten Buch dagegen wies der realistische Clausewitz darauf hin, dass die Kraft des Angriffs schwindet, je weiter der Angriff physisch und geographisch fortschreitet. Dafür nannte er mehrere Gründe, insbesondere »das Bedürfnis der angreifenden Armeen, das Land hinter sich zu besetzen« (wenn man einen Teil des feindlichen Gebiets besetzt, ist man normalerweise gezwungen, das gesamte Gebiet zwischen dem eigenen und jenem Teil zu besetzen, um den Nachschub zu gewährleisten) und im engen Zusammenhang damit die »Entfernung von den Ergänzungsquellen«[61]. Auf der Grundlage derselben Argumentation und in einem Kapitel im Sechsten Buch, das Lenin tief beeindruckte, hatte er die Vorteile eines defensiven Rückzugs in das Innere eines Landes entwickelt, da dieser den vorschreitenden Feind schwächen würde. Clausewitz betonte, die verteidigende Seite sollte in einem solchen Fall die »Hauptschlacht« *vermeiden* oder bis zum letztmöglichen Moment hinauszögern, da eine solche Schlacht für die verteidigende Seite erhebliche Verluste mit sich bringen würde, vor allem, wenn sie zu ihrer Vernichtung führte. Ansonsten könnte die verteidigende Seite entscheiden, wo sie den vorschreitenden Eindringling mit kleineren Gefechten aufhält, wobei sie das Gelände ausnutzen könnte, das der Verteidiger wahrscheinlich besser kennt als der Angreifer. Dies verdeutlichte Clausewitz am Beispiel von Napoleons Feldzug gegen Russland im Jahre 1812: Die Schlacht bei Borodino hatte

---

58 Clausewitz, Verstreute kleine Schriften, S. 20 f.
59 Vom Kriege, S. 1070.
60 Ebd., S. 467.
61 Ebd., S. 877.

zwar auf beiden Seiten zu massiven Verlusten geführt, doch ermöglichte der Abbruch der Schlacht und der darauf folgende Einzug der Franzosen in Moskau den russischen Streitkräften, durchzuhalten und die geschwächten französischen Streitkräfte schließlich zurückzudrängen[62]. So erklärte er, dass die »Hauptschlacht« für die verteidigende Seite nicht unbedingt von Vorteil sein würde, und eventuell hinauszuschieben sei, bis die eigene Stärke angewachsen sei. Auch meinte er, dass der indirekte Ansatz, der seiner Beschreibung nach im »Umfassen« oder »Umgehen« zum Tragen kam, in einer Offensivschlacht der Schlüssel zum Erfolg sein könnte. In diesem Punkt wurde er von Liddell Hart – der als Verfechter der indirekten Strategie berühmt wurde – und von etlichen ebenso kritischen Franzosen schlichtweg missverstanden[63].

Schon in seiner Ideal-Kriegs-Phase hatte Clausewitz im Sechsten Buch geschrieben:

> »Kein Staat sollte sein Schicksal, nämlich sein ganzes Dasein, von einer Schlacht, sei sie auch die entscheidendste, abhängig glauben. Ist er geschlagen, so kann das Aufbieten neuer eigener Kräfte und die natürliche Schwächung [...] einen Umschwung der Dinge herbeiführen, oder er kann von außen her Hilfe bekommen[64].«

An anderer Stelle betonte der Ideal-Kriegs-Clausewitz, wie außerordentlich wichtig das Gefecht ist. Mit dieser Ansicht war er nicht allein. Während eine frühere Generation Gefechte fast als Sonderform des Balletts beschrieben und behauptet hatte, sie könnten vermieden werden, dachte Clausewitz' Generation preußischer Reformer anders darüber. In seinem Buch *Krieg* betont Lossau die Bedeutung des Gefechts ebenso wie Clausewitz – das Gefecht allein könne die Entscheidung herbeiführen, und die Entscheidung zu verschieben, behauptete er, würde dem Charakter des Krieges widersprechen. Wie Clausewitz in seiner idealistischen Phase wertete Lossau den Krieg im napoleonischen Sinne, als er schrieb: »Der Oberbefehlshaber betrachtet kaltblütig den Krieg als den Kampf um die Existenz, und den Frieden nicht anders möglich als durch die Niederwerfung des Gegners, dem man mit dem Schwert die Gesetze des Friedens muß vorschreiben können[65].« So schrieb auch der Dichter Novalis (Georg Philipp Friedrich Freiherr von Hardenberg, 1772–1801) als Reaktion auf die Französischen Revolutionskriege: »Was ist eine Schlacht? [...] Der Sinn der Schlacht ist, die feindliche Armee zu vernichten. Sie kann durch ihre Aufreibung oder ihre Auflösung als Armee zerstört werden[66].« Clausewitz war also weder zu seiner Zeit noch in dem Zeitalter, in dem er lebte, der Einzige, der forderte, die feindlichen Streitkräfte zu vernichten.

---

62 Ebd., S. 784–798.
63 Ebd., S. 883; Liddell Hart, Strategy.
64 Vom Kriege, S. 805.
65 Hagemann, Die deutsche Lehre, S. 55.
66 Zit. in: Ebd., S. 105.

b) Die deutsche Debatte über Entscheidungs- bzw. Vernichtungsschlacht

1854, ein Jahr nachdem er *Vom Kriege* gelesen hatte, schrieb Friedrich Engels:

> »Es gibt im Krieg nur eine richtige politische Linie: mit der größten Schnelligkeit und Energie daranzugehen, den Gegner zu schlagen und ihn zu zwingen, sich den Bedingungen des Siegers zu unterwerfen. Wenn die verbündeten Regierungen dies tun, werde ich es anerkennen; wenn sie ihren Befehlshabern die Hände binden oder sie knebeln, werde ich mich dagegen äußern[67].«

Auch Moltke war außerordentlich begeistert davon, wie sich der Ideal-Kriegs-Clausewitz über die Wichtigkeit der Schlacht geäußert hatte und welche Bedeutung er dem Gefecht beimaß. In viel stärkerem Maße als Clausewitz selbst machte er die Notwendigkeit, die feindlichen Streitkräfte zu vernichten, zum Hauptziel aller militärischen Operationen[68]. Nicht zuletzt unter dem Einfluss Moltkes wurde die Vision, die der realistische Clausewitz vom Krieg hatte, weitgehend ignoriert, während seine Ideal-Kriegs-Schriften zu einem beim preußischen und später beim deutschen Militär weit verbreiteten Dogma erhoben wurden. Für Moltke bestand das Ziel im Krieg darin, schnell zu einer Entscheidung zu kommen:

> »Der Charakter der heutigen Kriegführung ist bezeichnet durch das Streben nach großer und schneller Entscheidung. Das Aufgebot aller Wehrfähigen, die Stärke der Armeen, die Schwierigkeit, sie zu ernähren, die Kostspieligkeit des bewaffneten Zustandes, die Unterbrechung von Handel und Verkehr, Gewerbe und Ackerbau, dazu die schlagfertige Organisation der Heere und die Leichtigkeit, mit der sie versammelt werden, alles drängt auf rasche Beendigung des Krieges[69].«

In seiner Jugend dachte Moltke recht gemäßigt über Krieg und Frieden. 1841 schrieb er: »Wir bekennen uns offen zu der vielfach verspotteten Idee eines allgemeinen europäischen Friedens«[70], und 1842 meinte er, »je mehr die sozialen Verhältnisse in Europa sich entwickeln, je gewaltiger die materiellen Interessen vorherrschen und je höher der Aufschwung des Handels und der Betriebsamkeit ist, um so dringender ist unstreitig das Bedürfnis der Völker nach Frieden«[71]. Noch 1879 gab er zu, »daß jeder Krieg, auch der siegreiche, ein nationales Unglück ist«[72].

Schrittweise wurde Moltke jedoch zum Sozialdarwinisten. 1859 sehnte er sich nach dem Krieg »auf Leben und Tod«, nach einem »Volkskrieg«, und 1871 äußerte er sich sogar anerkennend über einen »Exterminations-

---

67 Zit. in: Kondylis, Theorie des Krieges, S. 150.
68 Marwedel, Carl von Clausewitz, S. 131.
69 Moltke, Militärische Werke, Bd 4, S. 3.
70 Moltke, Aufzeichnungen, S. 123.
71 Stadelmann, Moltke, insbes. S. 369.
72 Ebd., S. 370.

krieg«[73]. Am 11. Dezember 1880 schrieb Moltke seinen bekannten offenen Brief an Professor Bluntschli in Heidelberg, in dem er äußerte: »Ewiger Frieden ist ein Traum, und nicht einmal ein schöner[74].« In Erwiderung auf die Äußerung eines französischen Mitglieds der Gesellschaft der Friedensfreunde, das auf diesen offenen Brief mit der Meinung reagiert hatte, dass jeder Krieg ein Verbrechen sei, schrieb Moltke am 10. Februar 1881:

> »[I]ch halte ihn [den Krieg] für ein letztes aber vollkommen gerechtfertigtes Mittel, das Bestehen, die Unabhängigkeit und die Ehre eines Staates zu behaupten. Hoffentlich wird dies letzte Mittel bei fortschreitender Kultur immer seltener zur Anwendung kommen, aber ganz darauf verzichten kann kein Staat. Ist doch das Leben des Menschen, ja der ganzen Natur ein Kampf des Werdenden gegen das Bestehende, und nicht anders gestaltet sich das Leben der Völkereinheiten. Wer möchte in Abrede stellen, daß jeder Krieg, auch der siegreiche, ein Unglück für das eigene Volk ist, denn kein Landerwerb, keine Milliarden können Menschenleben ersetzen und die Trauer der Familien aufwiegen.
>
> Aber wer vermag in dieser Welt sich dem Unglück, wer der Notwendigkeit zu entziehen? Nicht den Wallenstein, sondern Max läßt unser großer Dichter sprechen: ›Der Krieg ist schrecklich wie des Himmels Plagen, Doch ist er gut, ist ein Geschick wie sie.‹
>
> Und daß der Krieg auch seine schöne Seite hat, daß er Tugenden zur Ausführung bringt, die sonst schlummern oder erlöschen würden, kann wohl kaum in Abrede gestellt werden[75].«

Die kulturelle Präferenz von Doktrinen vom »Kampf« war eines der Hauptmerkmale der Jahrzehnte, die dem Ersten Weltkrieg vorausgingen. Nach den Worten des Politikers Axel von Freytag-Loringhoven (1878–1942) müsse der Kampf im Leben des Soldaten immer mehr gelten als das Denken. Die Theorie wurde als »Gedankengymnastik« (Goltz) verspottet[76].

Sowohl Wilhelm von Blume, der Autor des Werks *Strategie* (1882), Generalleutnant Albrecht von Boguslawski, der *Der Krieg in seiner wahren Bedeutung für Staat und Volk* (1892) geschrieben hatte, als auch Colmar von der Goltz, der *Das Volk in Waffen* (1883) verfasst hatte, stimmten Moltke zu, dass der Krieg unvermeidbar und in der Tat wünschenswert sei, oder, wie Goltz sich ausdrückte, Kriege das »Menschenlos«, ein »unvermeidliches Völkergeschick« seien. Und in Moltkeschen Worten fügte er hinzu: »Ewiger Frieden ist den Sterblichen in dieser Welt nicht beschieden«[77]. Goltz, wie so viele preußisch-deutsche Militärschriftsteller seit 1806, kam immer wieder auf die Niederlage Preußens 1806 zurück, und ihre Lehren für die Zukunft:

---

73 Wehler, Der Verfall, S. 287.
74 Moltke, Aufzeichnungen, S. 292.
75 Ebd., S. 294.
76 Zit. in: Marwedel, Carl von Clausewitz, S. 144.
77 Goltz, Das Volk, S. 430.

»Ein langer Frieden und eine verweichlichte Lebensauffassung, welche Leidenschaft als Roheit und kühnes Wagen als Torheit brandmarkte und deren höchste Weisheit Kunst, Mäßigung und behaglicher Genuß war, hatten den altpreußischen Heldensinn verwirrt[78].«

Goltz zitierte einen Artikel aus der Zeitschrift *Der Tag*, wo ein Dr. A. Wirth ein typisch römisches Klagelied angestimmt hatte:

»Der Sieg bringt Macht, die Macht Reichtum, Wohlhabenheit aber Wohlleben. Noch nach jedem Kriege hat man es erlebt, daß Gründungsfieber, daß Korruption, daß auf alle Fälle eine gewisse Laxheit der äußeren Lebensführung um sich griff. Je zivilisierter und reicher eine Nation wird, um so genußsüchtiger und weiter wird sie. Sie scheut sich vor Anstrengungen und schätzt allmählich den Erwerb und die Bequemlichkeit höher als rauhes Kriegertum[79].«

Dies wandte Goltz auf seine eigene Zeit an, sich zum Verfechter des grassierenden Militarismus machend:

»Deutschland erlebt wieder einen langen Frieden [schrieb er am Vorabend des Ersten Weltkrieges]; es ist reich geworden und wird täglich reicher. Seine Kultur steigt; aber diese steigende Kultur ist der kriegerischen Entwicklung des Volkes nicht günstig. Sie engt das Heer mehr und mehr ein auf Kasernen und Übungsplätze; denn der Boden wird wertvoller, die unbenutzten Flächen, die einst den Truppen zur Vergnügung standen, sind seltener, der Schaden, der durch sie entstehen kann, größer; die Störung des Erwerbslebens durch den soldatischen Dienst wird empfindlicher, je mehr durch den allgemeinen Wettbewerb die Kräfte angespannt werden und die Zeit kostbarer geworden ist. Die Lebensführung ist in allen Kreisen behäbiger als früher; die Entbehrungen und die harten Gewohnheiten schwinden, weil sie nicht mehr notwendig sind. Zwang und Anstrengung verlieren damit dem Anscheine nach ihre Berechtigung. Was im Heeresdienst die Kürze der Zeit und die Vielseitigkeit der modernen Ausbildung, die bei der hoch entwickelten Waffentechnik unentbehrlich ist, an sorgsamer Ausnutzung der Tagesstunden erfordert, gilt gar manchem als Plage [...]

[D]as Schlagwort ›Militarismus‹ ist in unserer Zeit entstanden und wird gnadenlos nachgesprochen, als gäbe es ein solches Wesen, das, unnotwendig, sich um seiner selbst willen vom Marke des Volkes nährt [...] Und doch ist es eher die Frage, ob wir, im Hinblick auf die geheimen Neider, die Deutschlands rasches Emporblühen geweckt hat, und die über Nacht zu offenen feinden werden können, schon genug tun?

Die Philosophie der Zeit lehrt freie Entwicklung der Persönlichkeit. Alles, was dieser im Wege steht, soll beseitigt, möglichst wenig Zwang durch staatliche Schranken geduldet werden [...] Die Frage drängt sich unwillkürlich auf, ob die verwöhnte Menge, der bis dahin nur geschmeichelt worden ist, dem harten Rufe, Gut und Blut für die Verteidigung des

---

78 Goltz, Von Jena, S. 41.
79 Zit. in: Ebd., S. 47.

> Vaterlandes herzugeben, willig Folge leisten wird. Das aber ist notwendig [...] Kriegerischer Geist muß dem Volke erhalten bleiben, wenn er im Heere leben soll[80].«

Goltz stimmte Moltke zu, der Krieg diene dem Zweck der Politik am besten mit einer vollständigen Vernichtung des Feindes[81]. Dennoch konzentrierte sich die Vorstellung von der Vernichtung sowohl bei Goltz als auch bei Moltke noch sehr auf die feindlichen Streitkräfte. »Mit Vernichten«, schrieb er, »haben wir im Sinne, ihn [den Feind] in einen physischen und moralischen Zustand zu versetzen, daß er sich augenblicklich zur Fortsetzung des Kriegs unfähig fühlt«; die feindliche Hauptarmee »verkörpert gleichsam den gegnerischen Widerstand« und stellt damit das Ziel der Hauptanstrengung unseres Militärs dar. Selbst dann, so behauptete er, besiegt man den Feind nicht, indem man ihn aufreibt, sondern indem man seine Hoffnung auf den Sieg zunichte macht[82].

So herrschte in Deutschland unangefochten der Kult um die Vernichtungsschlacht. Clausewitz wurde hin und wieder dafür gelobt, der erste Apologet der Idee von der Vernichtung im Krieg gewesen zu sein, dafür, dass er tief von der Idee von der Vernichtung durchdrungen gewesen sei und dass er sie angeblich ins Zentrum seiner Lehre vom Krieg gestellt habe. Clausewitz' Lehre vom politisch beschränkten, reellen Kriege wurde völlig ausgeklammert. Denn begrenzte Kriegsziele und eine begrenzte Form des Krieges wurden als anachronistisch beschrieben. Darin waren sich Goltz und Graf Schlieffen mit ihrem französischen Kollegen Colin einig[83].

Als einzige Idee hoben die verschiedenen Autoren der Einleitungen zu den neuen populären Ausgaben von Clausewitz' *Vom Kriege* die Idee von der Vernichtung hervor[84]. So »erkannte« General Walther Reinhardt, 1919 bis 1920 Chef der Heeresleitung, um nur einen dieser verschiedenen Autoren zu zitieren, »in Clausewitz' Lehre hauptsächlich die Betonung, die dieser auf die Vernichtung legte«[85]. Daran kann man auch sehen, wie die militärische Planung von der Erarbeitung des Schlieffenplans bis zum Ende des Ersten Weltkriegs nicht von politischen, sondern von militärischen Überlegungen und einer militärischen Mentalität beherrscht wurde.

Man muss zugeben, der Schlieffenplan, der den Angriff auf Frankreich über Belgien vorsah, hatte etwas mit Clausewitz' Kriegsplan gegen Frankreich von 1830 gemeinsam. In diesem gab Clausewitz zu bedenken, dass ein direkter Angriff auf Lothringen von Mainz über Metz sehr schwierig sein würde, weil sich auf dieser Linie eine Reihe befestigter Städte befanden, die belagert und eingenommen werden mussten. An-

---

80 Ebd., S. 44 f.
81 Goltz, Das Volk, S. 425.
82 Zit. in: Kondylis, Theorie des Krieges, S. 119.
83 Wallach, Das Dogma, S. 103–118.
84 Wallach, Misperceptions, S. 216.
85 Ebd., S. 217.

dernfalls hätten sie die vorrückenden deutschen Armeen an deren Flanke bedrohen können. Deshalb empfahl Clausewitz, durch Belgien vorzugehen, von dem er meinte, es selbst sei auch sehr wertvoll. So schlug er eine »Hauptschlacht« in Belgien vor, mit der der Feldzug entschieden werden sollte, der die Einnahme von Venlo, Maastricht (von dem er annahm, dass es zu Beginn der Kampfhandlungen von den Belgiern eingenommen würde), Lüttich, Brüssel, Löwen, Gent, Antwerpen und schließlich Namur folgen würde, mit der man die Bedrohung der Flanken der deutschen Streitkräfte von diesen Orten aus verhindern könnte. Gleichzeitig nahm er an, Frankreich, das damals mit Belgien verbündet war, könnte die deutschen Staaten angreifen, indem es über Belgien vorrückte[86].

Jehuda Wallach zeigt, dass es Schlieffen augenscheinlich nie bewusst wurde, dass er nur im Geringsten von Clausewitz' Theorie abwich. Der wichtigste Unterschied (abgesehen vom philosophisch-analytischen Ansatz Clausewitz' gegenüber dem praktischen Ansatz Schlieffens) betraf das Kriegsziel. Für Clausewitz ging es darum, eine neue Welle demokratischer Revolutionen, die auch die Monarchie Preußens bedrohte, in Paris im Keime zu ersticken; für Schlieffen war der Sieg über Frankreich Selbstzweck. Während Clausewitz bei der Wahl der Kriegsziele verschiedene Stufen erkannte, beschränkte sich Schlieffen bei seiner Theorie auf ein einziges Ziel: die Vernichtung des Gegners[87]. Wie der Stratege Panajotis Kondylis jedoch richtig bemerkte, stand bei Schlieffens Vorstellung vom Krieg nicht der lange Abnutzungskrieg im Mittelpunkt, in dem die Wirtschaft beider Seiten im Wettbewerb stünde oder die ganze Bevölkerung in die Kriegsanstrengungen einbezogen würde, weil sie entweder unter der wirtschaftlichen Blockade zu leiden hätte oder aber in der Kriegswirtschaft arbeiten müsste. Für Schlieffen zählte nur die Vernichtung der gegnerischen Armee auf dem Schlachtfeld. Wie seine Kollegen in den anderen Ländern auch, wollte Schlieffen ursprünglich einen kurzen, heftigen Krieg mit einem entscheidenden Sieg, keinen langen und erschöpfenden Feldzug[88].

Die Deutschen standen mit ihrer obsessiven Forderung nach dem entscheidenden Sieg jedoch nicht allein. Jack Snyder hat gezeigt, dass am Vorabend des Ersten Weltkriegs sowohl die Deutschen als auch die Franzosen, Briten und Russen die Ideologie von der Entscheidungsschlacht vertraten, die durch einen Angriff herbeigeführt wird[89]. Wie Manfred Rauchensteiner überzeugend darlegte,

> »bestand im 19. Jahrhundert das einzige Ziel in einem Krieg darin, die Massen der feindlichen Streitkräfte zu vernichten. Da aber allmählich [...] alle wichtigen Staaten in Europa die Lehre Clausewitz' von der [Bedeutung der] zahlenmäßigen Überlegenheit zur Kenntnis nahmen, wurden

86 Clausewitz, Verstreute Kleine Schriften, S. 533–563.
87 Wallach, Das Dogma, S. 108–121.
88 Kondylis, Theorie des Krieges, S. 119 f.
89 Snyder, The Ideology.

> die Armeen der europäischen Staaten immer größer und waren schließlich wieder an einem Punkt angelangt, von dem sie Anfang des 19. Jahrhunderts ausgegangen waren, dem Volkskrieg. Zwar wurden auch Stimmen laut, die sich gegen Massenarmeen aussprachen und die Zukunft in kleinen, schlagkräftigen Elitearmeen sahen, doch ließ der Sozialdarwinismus solchen Vorstellungen keinen Spielraum. Er stellte die Aufstellung von Massenarmeen als etwas Logisches dar und beschrieb darüber hinaus den Ausbruch des Krieges als unvermeidlich. Den Krieg stellte man sich zunehmend als etwas Absolutes vor, das man als unvermeidlich betrachtete.«

Infolgedessen »erkannte« man die Ziele des Krieges, die darin bestanden, die Streitkräfte des Feindes zu vernichten, »zunehmend als Zweck des Krieges«.

Im Fall des Ersten Weltkriegs hatten politische Führer den Entschluss gefasst, den Krieg anzufangen. Doch »schon kurz darauf wurde deutlich, daß nicht mehr Politiker über den Zweck des Krieges entschieden, sondern daß es der Mechanismus, in der Tat der Automatismus der militärischen Planung, nicht mehr erlaubte, einen [gesonderten politischen] Zweck des Krieges zu formulieren.« Deutschland musste den Krieg gegen Frankreich nicht beginnen, weil politische Erwägungen dies diktiert hätten, sondern weil es für seine Armee keine Einsatzpläne gab, die eine Alternative geboten hätten. Österreich-Ungarn, das mit dem Kampf gegen Serbien noch einen klaren geopolitischen Zweck verfolgte, hatte kein vorstellbares geopolitisches Interesse daran, einen Krieg gegen das zaristische Russland anzufangen. Für beide Seiten lag der Zweck einzig und allein darin, die Armee der anderen Seite wehrlos zu machen. Dies war ein Kriegsziel, das über jeglichen vernünftigen politischen Zweck triumphierte. Es gab keinen politischen Zweck, mit dem man die Millionen Menschenleben hätte rechtfertigen können, die die auf allen Seiten angewandte Strategie gefordert hatte; in der Tat hatten die Staaten, die entschlossen waren, den Krieg anzufangen, vor dessen Ausbruch kaum eine oder gar keine Vorstellung davon, was sie mit diesem Krieg erreichen wollten[90]. In seiner Arbeit über den Schlieffenplan bemerkte der Historiker Gerhard Ritter: »Der Kriegsausbruch von 1914 ist das erschütterndste Beispiel hilfloser Abhängigkeit der politischen Staatsleitung von den Planungen der Militärtechniker, das die Geschichte kennt[91].« Eine der Begleiterscheinungen des Ersten Weltkriegs bestand darin, deutlich gemacht zu haben, dass nur ein Krieg mit einem eindeutig definierten begrenzten politischen Zweck, in dem die militärischen Mittel in begrenztem Umfang eingesetzt werden, zu begrenzten Anforderungen an Friedensverhandlungen führen könnte, die wiederum für die besiegte Seite annehmbar wären.

---

90 Rauchensteiner, Betrachtungen, S. 65–67.
91 Ritter, Der Schlieffenplan, S. 95.

c) Delbrück und die Strategie der Erschöpfung

Lediglich ein deutscher Autor jener Zeit, der Militärhistoriker Hans Delbrück, unterstrich weiterhin die Existenz zweier Arten von Strategie und folgte damit Clausewitz' etwas irriger und kurzlebiger Parteinahme für ein dualistisches Paradigma vom Krieg. Im Ersten Buch beschreibt Clausewitz drei Wege, einen Krieg zu gewinnen. Der erste, direkte besteht darin, die feindlichen Streitkräfte in der Hauptschlacht zu vernichten, der zweite, indirekte darin, diplomatische Mittel anzuwenden, die dazu führen, dass die Bündnisse des Feindes zusammenbrechen und die Unterstützung für den Hauptfeind bröckelt, während der dritte Weg die »Ermüdung des Gegners« ist. »In dem Begriff des Ermüdens bei einem Kampfe liegt eine durch die Dauer der Handlung nach und nach hervorgebrachte Erschöpfung der physischen Kräfte und des Willens[92].« Dies stand jedoch im Widerspruch zu Clausewitz' Vorstellung vom Wesen des Krieges: Im achten Kapitel des Achten Buches unterschied er zwischen den Realitäten des Krieges und dem theoretischen Konzept: »Wenn also auch wirklich die Erschöpfung oder vielmehr die Ermüdung des Stärkeren schon oft einen Frieden herbeigeführt hat [...] kann [es] philosophisch nicht als das allgemeine und letzte Ziel irgendeiner Verteidigung gedacht werden«[93].

Dies drückt Hans Delbrück mit seinen eigenen Worten so aus:

»Im Anschluß an die Lehre Clausewitz' und gestützt auf das Studium der Schriften Friedrichs und Napoleons, habe ich nun die Lehre aufgestellt, daß es eine doppelte Art des Krieges und deshalb auch der Strategie gebe. Die eine Art kann man nennen die Niederwerfungsstrategie; ihr hauptsächliches (fast ausschließliches) Mittel ist die Zertrümmerung der feindlichen Streitkraft, d.h. die Schlacht. Die andere Art kann man nennen die Ermattungsstrategie; sie hat außer der Schlacht auch eine Reihe von anderen Mitteln, die man zusammenfassen kann unter dem Namen Manöver. Da der Feldherr sich unausgesetzt zwischen diesen beiden Möglichkeiten wie zwischen zwei Polen bewegt, so kann man sagen, [...] die Function der Ermattungsstrategie sei doppelpolig und demgemäß die der Niederwerfungsstrategie einpolig.

Auch in der einpoligen Strategie geht es nicht so zu, daß überhaupt nichts als Schlachten vorkämen. Aber alles Andere, Manöver, Besetzung von Provinzen, Einnehmen von guten Stellungen, selbst Festungen, Verbindungen – Alles ist secundär im Verhältnis zur großen taktischen Entscheidung, der Schlacht [...] In der doppelpoligen Strategie haben die Manöver ihren Wert für sich, auch außer der Beziehung zur Schlacht. Auch die doppelpolige Kriegführung steht immer unter dem höchsten Gesetz der Waffenentscheidung, aber meistens wird diese Entscheidung nicht wirklich ausgefochten, sondern bleibt unausgesetzt drohend schweben

92 Vom Kriege, S. 220; siehe auch S. 228.
93 Ebd., S. 1004.

über den Häuptern der Manövrierenden. Die doppelpolige Strategie hat ihr Recht und ihren Platz, wo die Kraft (oder auch der Wille) des Angreifens zur einpoligen, zur Niederwerfung, nicht ausreicht[94].«

Delbrück war der Ansicht,

»daß in der Weltgeschichte zwei Grundformen der Kriegführung zu beobachten und begrifflich festzustellen seien, die man als Niederwerfungs- und Ermattungs- oder Zermürbungs-Strategie bezeichnen kann, natürlich nicht in dem Sinne, als ob nun alle Kriege der Welt, unter welchen Umständen sie auch geführt worden seien, notwendig in diese Kategorien, wie in ein Schema, eingepaßt werden könnten, sondern in dem Sinne, daß es sich um Grundformen handelt, die vielfach abgewandelt und auch einander angenähert werden können. Die beiden Haupttypen aber bleiben bestehen. Zu der einen Schule gehören Alexander, Cäsar, Napoleon, Gneisenau, Moltke; zur anderen Perikles, Hannibal, Gustav Adolf, Eugen, Marlborough, Friedrich, Wellington[95].«

Delbrück hatte erkannt, dass Clausewitz im größten Teil seines Werkes *Vom Kriege* nur auf die erste Strategie einging und seine Arbeit nicht vollendet hatte. Er stellte fest, dass sich aus diesem Grund und aufgrund der in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts geführten Kriege die Meinung verfestigt hatte, die erste Form der Strategie entspreche dem Geist des Krieges und alle Abweichungen von dieser Form in der Geschichte stellten »mehr oder weniger entschuldbare oder erklärliche Unvollkommenheiten«[96] dar. Die zweite, »begrenztere« Form der Strategie versuchte er als eigenständige realisierbare Option zu rehabilitieren und fügte ihr interessanterweise weitere Elemente hinzu. Doch selbst Delbrück, der behauptete, die Strategie der Vernichtungsschlacht und die Erschöpfungsstrategie seien gleichermaßen gerechtfertigte Formen in der Kriegführung, räumte ein, dass man es bei der Niederwerfungsstrategie mit »der heute anerkannten und für die heutigen Verhältnisse allein natürlichen und zulässigen« Strategie zu tun hatte[97].

Während Delbrück Ende des 19. Jahrhunderts begonnen hatte, Clausewitz zu studieren, schrieb er seine *Geschichte der Kriegskunst im Rahmen der Politischen Geschichte* von 1900 bis 1920. Obwohl er bei Beginn des Ersten Weltkriegs ebenso kriegslustig wie alle anderen war, gehörte er nach dessen Ende zu den größten Kritikern Ludendorffs. Er machte sich damit viele seiner Zeitgenossen zu Gegnern, die meinten, Clausewitz habe über den begrenzten Krieg mit begrenzten politischen Zielen, nicht aber von begrenzter Strategie innerhalb eines solchen Krieges geschrieben. Sie hielten die vollständige Vernichtung der gegnerischen Streitkräfte auch weiterhin für das einzig vernünftige Ziel eines Gefechts. In

---

94 Delbrück, Friedrich, Napoleon, Moltke, S. 5 f.; Delbrück, Über die Verschiedenheit, S. 223–301.
95 Delbrück, Falkenhayn, S. 48.
96 Delbrück, Die Strategie, S. 2 f.
97 Ebd., S. 5.

den 90er Jahren des 19. Jahrhunderts stießen Delbrücks Ansichten bei den tonangebenden Militärs (einer Gruppe, an deren Spitze Friedrich von Bernhardi stand), deren Ansichten mehr dem Zeitgeist entsprachen, auf heftigen Widerstand. So schrieb ein Vertreter dieser Gruppe: »Wenn Clausewitz gelehrt hätte, was Delbrück in seinen Auslassungen gefunden hat – so müßte man ihn vom Standpunkte einer gesunden Kriegspraxis aus widerlegen[98]!« Und er behauptete weiter, dass »die Lehre von einer ›doppelgearteten‹ Strategie sich nur als eine, im Grund doch unnöthige theoretische Complikation« darstelle, in deren Aufstellung eine »vom militärischen Standpunkte aus zu bekämpfende Gefahr« liege[99]. Merkwürdigerweise war es aber Delbrück in seiner Diskussion des Zermürbungskrieges und nicht die größten Verfechter der Vernichtungsschlacht, der zu der Schlussfolgerung gelangte, man müsse zu ergänzenden Maßnahmen außerhalb des Bereichs des reinen Kampfes greifen wie jeder »Art wirtschaftlicher Schädigung durch Verwüstung, Kontributionen, Störung des Handels, bei Seemächten speziell durch Blockaden«; in der Tat dachte er, mit solchen »Manövern« hin und wieder einen Krieg gewinnen zu können, ohne sich dem Kampf stellen zu müssen[100]. Die Zivilbevölkerung würden solche Maßnahmen mit größerer Wahrscheinlichkeit treffen als eine Vernichtungsstrategie, die sich voll und ganz auf das Schlachtfeld konzentrierte. Mit Blick auf Falkenhayns Strategie bei Verdun schrieb Delbrück:

> »Der Angriff auf Verdun ist kein Durchbruchsversuch; er ist keine Schlacht; er bezweckt nicht eine große taktische Entscheidung. Hätten wir Verdun schließlich genommen, so wäre das natürlich von sehr großer, namentlich moralischer Bedeutung gewesen, aber unbedingt erforderlich war, nach Falkenhayns Auffassung, dieser Erfolg nicht. Der Sinn des Unternehmens ›an der Maas‹, wie er es nennen möchte, war die Ausnutzung des Vorteils unserer umfassenden Stellung, um in fortgesetzten Kämpfen dem Feinde sehr viel größere Verluste beizubringen, als wir selber erlitten. Die Franzosen sollten nicht sowohl geschlagen, als zum ›Ausbluten‹ gebracht werden. So groß der Schmerz war, den sie zu erdulden hatten, sie mußten an dieser Stelle aushalten, da das Ausweichen, die Preisgabe von Verdun einen unerträglichen Verlust an Prestige bedeutet haben würde. Sie hatten dabei aber viel mehr zu leiden und auszuhalten als wir. Dieses ›Ausbluten-Lassen‹ wird man als eine Spezies der Ermattungs- oder Zermürbungs-Strategie bezeichnen dürfen. Diese bedeutet ja keineswegs bloßes passives Ausdauern, unblutiges Manövrieren[101].«

An der Westfront gestaltete sich der Erste Weltkrieg eher nach der Erschöpfungsstrategie, wie sie sich Delbrück vorgestellt hatte, als nach der

---

98 Scherff, Delbrück, S. 7.
99 Ebd., S. 38, und Bernhardi, Delbrück, zit. in: Marwedel, Carl von Clausewitz, S. 160, 205.
100 Delbrück, Die Strategie, S. 16 f.
101 Delbrück, Falkenhayn, S. 49.

Vernichtungsstrategie, die alle Seiten anwenden zu können gehofft hatten, als der Krieg begann. Trotzdem erlangten Delbrücks Vorstellungen in der Zwischenkriegszeit, in der das Streben nach dem Entscheidungsgefecht und dem entscheidenden Sieg weiterhin in den Gedanken der Strategen aller Seiten herumspukte, keinen größeren Einfluss auf das westliche militärische Denken. 1942 verbreitete die Hauptgeschäftsstelle der Buchhandlungen, die die deutschen Soldaten an der Front versorgte, ein besonderes Buch, das den Titel *Vernichtungs- oder Ermattungsstrategie*[102]? trug und das der Autor Gert Buchheit erst 1939 zu schreiben begonnen hatte. Darin betrachtete er die zwei Konzepte von Delbrück und behauptete, beide brächten je nach den Umständen Vorteile. Letzten Endes tendierte der Autor jedoch zur Strategie der Entscheidungsschlachten, wobei er sich auf Clausewitz' Argument stützte, dass der Krieg an Schwung verliere, je weiter er sich von der absoluten Gewalt entferne, und Delbrück als jemanden abtat, der Clausewitz' Vorstellung von der aktiven Verteidigung nicht ernst genug genommen hätte[103]. Er beschrieb die Vernichtungsschlacht als schnellsten Weg zum Sieg und führte aus, alle Umwege, die zur Erschöpfung des Feindes führen sollen, änderten nichts daran, dass eine Entscheidungsschlacht geführt werden muss, in der die Lage schließlich geklärt wird. Dieses Buch war bezeichnend für das Denken der zeitgenössischen Schriftsteller und, was noch wichtiger ist, für die Planung der *Wehrmacht*, die in der Tat bis 1941–42 auf die Erringung schneller und entscheidender Siege über die feindlichen Streitkräfte gerichtet war, mit denen man einen Abnutzungskrieg oder gar die vollständige Mobilmachung der Wirtschaft verhindern zu können hoffte. Selbst die »Ausrottung« der Juden, der klassischste Fall der Vernichtung eines Volkes (Genozid), begann erst nach Ausbruch des Krieges 1939 und war nicht Teil der anfänglichen Kriegsanstrengung der Deutschen[104].

Und doch war das Konzept der Vernichtung eines gesamten feindlichen Volkes, nicht nur ihrer Streitkräfte, bereits viel früher in gedruckter Form zu finden, und zwar im *Totalen Krieg* General Ludendorffs. Dieser hatte 1935 geschrieben: »Gegenüber einem seelisch starken Volke liegt die Kriegsentscheidung allein in dem Siege auf dem Schlachtfelde und *der Vernichtung* der feindlichen, doch seelisch stark gebliebenen Wehrmacht und *des* seelisch geschlossenen *Volkes*[105].« Auf Ludendorffs Denken werden wir an späterer Stelle in der Diskussion über den »totalen Krieg« zurückkommen.

Delbrück fand aber im Osten einen einflussreichen Jünger, in der Person A.A. Svečins. Er machte sich dabei Delbrücks Unterscheidung zwischen Vernichtungs- und Ermattungsstrategie zu Eigen, und brachte sie

---

[102] Buchheit, Vernichtungs- oder Ermattungstrategie?
[103] Vom Kriege, S. 220 und S. 647–665.
[104] Weitere Autoren siehe z.B. Erfurth, Der Vernichtungssieg, zit. in: Kondylis, Theorie des Krieges, S. 132 und S. 132–136.
[105] Ludendorff, Der Totale Krieg, S. 106 (meine Hervorhebung).

in sein Lehrbuch zur Strategie ein, das bis in die frühen 60er Jahre das Standardwerk in der Sowjetunion war[106]. Als Kritiker Svečins setzte sich wiederum Michail N. Tuchačevskij, der Vater der sowjetischen Luftwaffe und der ausgesprochen innovativen Luftlandeoperationen, mit der Vernichtungs- und Ermattungsstrategie Hans Delbrücks auseinander. Svečins Einfluss auf die sowjetische Strategie wurde dennoch erst nach und nach durch Stalins Hass auf alles Deutsche (und auch Clausewitz) verdrängt, wie wir im nächsten Kapitel sehen werden. Tuchačevskij dagegen wurde schon 1937 von Stalin liquidiert[107].

d) Die Entscheidungsschlacht in der englischsprachigen Welt

Laut Russell Weigley, »hatte die erste englischsprechende Generation, die Clausewitz las, den Eindruck, daß er glaubte, der Sieg sei das einzige Ziel eines Krieges, daß die Diplomatie zugunsten der militärischen Strategie zurücktritt, wenn die Kanonen zu schießen beginnen«[108]. In seinen während des Ersten Weltkrieges erschienenen Schriften beschrieb Spencer Wilkinson Clausewitz' Schilderung des Krieges als »das Vertrauenswürdigste und Angemessenste, das wir besitzen«, das »den Ausgangspunkt für alle neuen Untersuchungen« darstellt. Wilkinson war fasziniert von der Vernichtungsschlacht und verachtete den begrenzten Krieg: »Der Krieg, dessen Ziel darin besteht, den Feind durch die Zerschlagung seiner Streitkräfte zu vernichten, ist der Krieg des erfolgreichen Staates; der Krieg, der versucht, seine Ziele und damit seine Anstrengungen zu begrenzen, ist der Krieg des Besiegten[109].« Bereits 1907 hatte N.F. Maude bewundernd über Clausewitz geschrieben, er habe als erster den Krieg als konsequenteste Form des Wettkampfes zwischen Menschen beschrieben, was Maude mit den sozialdarwinistischen Lehren in Zusammenhang brachte, die in so großem Maße zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges beitragen sollten. »Was Darwin für die Biologie im allgemeinen geleistet hat, hat Clausewitz fast ein halbes Jahr zuvor für die Lebensgeschichte der Nationen getan [B]eide haben bewiesen, daß auf beiden Gebieten dasselbe Gesetz gilt, nämlich, daß der Stärkste überlebt[110].« Wie Maude zog auch J.F.C. Fuller in seinen Schriften nach dem Zweiten Weltkrieg Parallelen zwischen der Bedeutung, die Clausewitz der Notwendigkeit des Kriegsgeistes als nationaler Eigenschaft beimaß, und den Lehren Darwins[111].

---

106 Svečin, Strategija.
107 Rose, Clausewitz, S. 150–155, 168 f.
108 Bassford, Clausewitz in English, S. 66.
109 Spencer Wilkinson, zit. in: Luvaas, The Education, S. 283 f.
110 Maude, Introduction, S. V.
111 Fuller, Introduction, S. 1 f.

Andere schrieben Clausewitz entweder britische Tugenden zu oder erklärten ihn aufgrund der Entwicklung, die sich inzwischen in Großbritannien vollzogen hatte, für überholt. In der »Einleitung« zu Clausewitz, die Major Stewart Murray 1909 veröffentlichte, war ein Vorwort von Spencer Wilkinson zu finden, in dem dieser Clausewitz den guten alten normalen Menschenverstand (*common sense*) zuschreibt, den auch die Briten besitzen. Jedoch seien einige Lehren Clausewitz' aufgrund »(1) des verbesserten Straßen- und (2) Schienennetzes, (3) der drahtlosen und der Drahttelegraphie, (4) der verbesserten Bewaffnung, (5) der Luftfahrt« und der »(6) Universalarmeen« überholt[112]. Außerdem behauptete Admiral Sir Gerald Dickens, dass Clausewitz' Lehrsatz, man könne den Feind am besten unterwerfen, wenn man seine Streitkräfte im Gefecht besiege, mit der strategischen Bombardierung seine Gültigkeit verloren habe[113].

e) Die Vernichtungsstrategie in Frankreich

Der französische Hauptmann Gilbert, der sich kritisch mit Clausewitz' Werk auseinander setzte, lobte diesen vor allem dafür, dass er dem Gefecht eine so große Bedeutung beigemessen hatte, und nannte ihn »Apostel der Feldzüge mit entscheidenden Lösungen.« Seiner Ansicht nach entsprach die Offensive Frankreichs »Neigungen« am besten und sollte deshalb im kommenden Krieg als Strategie angewandt werden[114]. Ein Jahrzehnt später lobte Gilberts Landsmann Derrécagaix in seinen Schriften Clausewitz' Betonung der physischen Vernichtung der feindlichen Kräfte unter Anwendung aller zur Verfügung stehenden Mittel und ohne Zugeständnisse an die vom Völkerrecht auferlegten Beschränkungen oder »philantropische« Erwägungen – ein Grundsatz, den sich Frankreich nach Derrécagaixs Ansicht ohne Vorbehalte zu eigen machen sollte[115]. Krieg oder Abnutzungsgefechte fasste Foch auch als »Parallelgefechte« auf: »Im Parallelgefecht versucht die Taktik, bewußt oder unbewußt, den Widerstand der anderen Seite dadurch zu brechen, daß sie die feindlichen Streitkräfte langsam und allmählich verbraucht. Zu diesem Zweck führt sie den Kampf überall. Sie speist ihn[116].« Wie wir gesehen haben, war Foch ein entschiedener Befürworter der Entscheidungsschlacht. Die Schlacht, so Foch, ist das »einzige Argument des Krieges, konsequenterweise das einzige Ziel, das man den strategischen Operationen geben kann«[117].

---

112 Murray, The Reality of War (1909); und Murray, The Reality of War (1914), S. 213 f.
113 Dickens, Bombing; und Antwort von McDonnell, Clausewitz, S. 43–54.
114 Gilbert, Essais, S. 10, 48.
115 Derrécagaix, La guerre, S. 25–27.
116 Foch, Des Principes, S. 281.
117 Ebd., S. 265, 284.

Raymond Aron wiederum beobachtete:

> »Foch, wie Colmar von der Goltz, unterschied nicht zwischen dem absoluten und dem wirklichen Krieg, und das Konzept des absoluten Krieges führte ihn zu dem des totalen Krieges, das heißt, zur vollständigen Mobilisierung der Mittel *in Anbetracht einer radikalen Entscheidung*.
>
> Ich habe die letzten Worte *in Anbetracht einer radikalen Entscheidung* hervorgehoben, weil Foch den Krieg bis zum Extremen [*à outrance*], die Massenkonfrontation nicht als anhaltenden Kampf betrachtet, sondern ganz im Gegenteil, im Lichte [der Ereignisse] von 1806 und 1870 als eine große Schlacht, sogar einer einzigen Schlacht, in der es in einem Schlag um das Schicksal der Nation geht[118].«

Colin klang fast so wie seine deutschen Kollegen, als er schrieb: »Der Angriff ist die normale Art des Kampfes im Kriege. Wer nicht von Natur aus bereit ist, in die Offensive zu gehen, sollte kein Heer befehligen dürfen[119].«

Es lohnt sich, die Art und Weise, in der der Erste Weltkrieg von Männern wie diesen geführt wurde, mit Clausewitz' Ansichten vom Krieg zu vergleichen. Für den realistischen Clausewitz war der Krieg »kein Akt blinder Leidenschaft«. Denn wenn

> »der politische Zweck darin vorwaltet, so muß der Wert, den dieser hat, die Größe der Aufopferungen bestimmen, womit wir ihn erkaufen wollen. Dies wird nicht bloß der Fall sein bei ihrem *Umfang,* sondern auch bei ihrer *Dauer.* Sobald also der Kraftaufwand so groß wird, daß der Wert des politischen Zwecks ihm nicht mehr das Gleichgewicht halten kann, so muß dieser aufgegeben werden und der Friede die Folge davon sein[120].«

f) Clausewitz als Mahdi des Massenmassakers?

Während der Zeitgeist am Vorabend des Ersten Weltkriegs in Deutschland, Frankreich und auch Großbritannien nur die Ansichten des Ideal-Kriegs-Clausewitz begrüßte, kritisierte Hauptmann Basil Liddell Hart, nachdem er das Schlachten in diesem Krieg erlebt hatte, Clausewitz dafür, dass er die Vernichtungsschlacht vorhergesagt habe, indem er »die Napoleonische Methode analysiert, kodifiziert und vergöttert habe«, nämlich »die Zerstörung der feindlichen Hauptkräfte auf dem Schlachtfeld«. Liddell Hart behauptete, es sei »kurzsichtig, wenn auch natürlich«, sich selbst glauben machen zu wollen, dass »die Streitkräfte selbst das wahre Ziel im Krieg wären«[121]. In seinen Lees-Knowles-Vorlesungen, die

---

118 Aron, Penser la guerre, Bd 2, S. 31.
119 Colin, La Transformation, S. 288.
120 Vom Kriege, S. 217.
121 Bassford, John Keegan; Liddell Hart, Paris, S. 17; Liddell Hart, The Remaking, S. 103 f.

er 1932 und 1933 am Trinity College in Cambridge hielt, nannte Liddell Hart Clausewitz »den Mahdi des [...] Massenmassakers«[122]. Er fuhr fort:

> »Clausewitz belächelte die Vorstellung, daß ›es eine geschickte Methode gebe, einen Feind ohne großes Blutvergießen zu entwaffnen und niederzukämpfen und daß sich die Kriegskunst in dieser Richtung weiterentwickeln sollte‹ [...] Es kam Clausewitz nicht in den Sinn, daß eine solche Vorstellung auch von fortschrittlichem Eigennutz diktiert sein könnte, allerdings einem Wunsch, Nutzen aus dem Krieg zu ziehen, und nicht nur eine gladiatorische Entscheidung sei. Auch hörte er nicht auf, darüber nachzudenken, daß diese Vorstellungen die Meister der Kriegskunst der Vergangenheit inspiriert hatte, die sie zum Nutzen ihrer Sache in die Praxis umgesetzt hatten[123].«

Er betonte, Clausewitz habe »die Vorstellung, daß die Zerstörung der feindlichen Streitkräfte das einzige wahre Ziel der Strategie sei, weiterentwickelt, wenn nicht sogar ins Leben gerufen habe. Er machte sie zu einem Dogma, ohne es zu wollen«[124]. Er hielt es für ironisch, wenn

> »die Deutschen mit ihrer blinden Konzentration auf ›das eine Mittel‹ – die Zerstörung der feindlichen Streitkräfte im Gefecht – nicht nur die Gelegenheit ungenutzt ließen, das schlecht verteidigte Paris zu nehmen, sondern auch die unbewachten Häfen am Ärmelkanal nicht besetzten [...] Ihre Torheit sollte bald von der der Alliierten überboten werden, die sich, von derselben theoretischen Maxime geblendet, stur in aussichtslose Angriffe gegen den Feind, der sich verschanzt hatte, stürzten[125]«

Ansonsten widerstand die englischsprachige Welt nicht der Versuchung, die Vernichtung des Feindes zum einzig erstrebenswerten Ziel im Krieg zu machen. So fand sich die Clausewitzsche Sprache von der Vernichtungsschlacht in der Heeresdienstvorschrift der US Army von 1923 wieder: »Das Endziel aller militärischen Operationen ist die Zerstörung der feindlichen Streitkräfte durch das Gefecht. Die entscheidende Niederlage im Gefecht bricht den Willen des Feindes, den Krieg fortzusetzen, und zwingt ihn, um Frieden zu bitten[126].« Und in der US-Heeresdienstvorschrift 100-5 von 1939 hieß es:

> »Die Führung des Krieges besteht in der Kunst, die Streitkräfte einer Nation zusammen mit Maßnahmen der wirtschaftlichen und politischen Beschränkung einzusetzen, um einen annehmbaren Frieden zu erlangen [...] Das Endziel jeglichen militärischen Handelns besteht in der Vernichtung der feindlichen Streitkräfte im Gefecht. Eine entscheidende Niederlage bricht den Willen des Feindes, den Krieg fortzusetzen, und zwingt ihn, um Frieden zu bitten, worin ja das Ziel der Nation besteht[127]«

---

122 Liddell Hart, The Ghost, S. 118 und S. 120.
123 Ebd., S. 121.
124 Ebd., S. 122.
125 Ebd., S. 142.
126 Zit. in: Howard, The Influence, S. 42.
127 Zit. in: Summers, On Strategy, S. 63.

Ein ähnlicher Wortlaut ist in der Ausgabe der US-Heeresdienstvorschrift 100-5 von 1962 zu finden:

> »Jede militärische Operation muß auf ein eindeutig definiertes, entscheidendes und erreichbares Ziel gerichtet sein. Das militärische Endziel eines Krieges besteht in der Vernichtung der feindlichen Streitkräfte und ihres Willens zu kämpfen. Das Ziel jeder Operation muß zur Erreichung dieses Endziels beitragen. Jedes Teilziel muß so formuliert sein, daß seine Erreichung äußerst direkt, schnell und mit möglichst geringem Aufwand an Kräften und Mitteln dazu beiträgt, daß der Zweck der Operation erfüllt wird. Bei der Wahl eines Ziels sind die verfügbaren Mittel, der Feind und der Einsatzraum zu berücksichtigen. Jeder Befehlshaber muß sein Ziel verstehen und eindeutig definieren sowie jede in Erwägung gezogene Handlung im Zusammenhang mit diesem Ziel betrachten[128].«

Erst in der Ausgabe der Heeresdienstvorschrift von 1968 wurde aus dem Ziel, das in »der Vernichtung der feindlichen Streitkräfte und ihres Willens zu kämpfen« bestand, »der Niederlage der feindlichen Streitkräfte«[129].

Wir haben bereits zwei Beispiele für die sowjetische Interpretation des Begriffs »Vernichtung des Feindes« als Ziel eines Krieges zitiert. Tuchačevskij schrieb:

> »Eine Feldarmee befaßt sich nicht damit, den gesamten Raum der Grenzen zwischen Staaten abzudecken. Sie ist in der entscheidenden Richtung zusammengefaßt und der Meinung, daß die beste Möglichkeit, ihre Grenze zu sichern, in der Vernichtung des Heeres des Feindes besteht. Vom Beginn des Krieges an [...] streben die Soldaten der einen Seite danach, die der anderen zu zerstören und zu vernichten[130].«

Im sowjetischen Gefechtsbefehl von 1939 heißt es: »Wir werden den Krieg offensiv führen und ihn in das Land des Gegners hineintragen. Die Rote Armee wird bis zur Vernichtung und völligen Zerschlagung des Gegners kämpfen[131].« Erst 1987 erklärte Marschall Sokolov, der sowjetische Minister der Verteidigung:

> »Die Militärdoktrin der Teilnehmerstaaten des Warschauer Vertrages hat einen ausgeprägten Verteidigungscharakter. Wir werden niemals als erste einen Krieg beginnen [...] Gleichzeitig gilt es zu berücksichtigen, daß der Aggressor nur durch entschlossene Angriffshandlungen endgültig zerschlagen werden kann. Es ist deshalb von besonderer Bedeutung, immer bereit zu sein, dem Aggressor eine *vernichtende Niederlage* beizubringen. Die Verteidigungshandlungen müssen so vorbereitet und geführt werden, daß wir dabei kein Territorium verlieren bzw. preisgeben. Die aktive

---

128 Zit. in: Ebd., S. 93.
129 Zit. in: Ebd., S. 95.
130 Zit. in: Garthoff, Soviet Military Doctrine, S. 150.
131 Zit. in: Backerra, Zur sowjetischen Militärdoktrin, S. 49.

> Verteidigung muß daher an der Grenze zwischen NATO und Warschauer Vertrag beginnen[132].«

Im Gegensatz zu ihm war der zweite Haupterbe Lenins, Mao Zedong, bei seiner Auslegung der »Vernichtung der feindlichen Streitkräfte« als Kriegsziel sehr zurückhaltend. In Anlehung an Clausewitz' spätere Ausführungen in *Vom Kriege* schrieb Mao, »den Feind vernichten, heißt ihn entwaffnen oder ihn seiner Widerstandskraft berauben, nicht aber ihn bis auf den letzten Mann physisch zu vernichten.« Und er fuhr fort: »Sonach ist also die Vernichtung der feindlichen Streitkraft die Grundlage aller kriegerischen Handlungen [...] Das Kriegsspiel – die Selbsterhaltung und die Vernichtung des Feindes – macht den Zweck des Krieges aus und dient als Grundlage aller Kriegshandlungen, die alle, von den technischen bis zu den strategischen, von diesem Wesen durchdrungen sind[133].«

3. Clausewitz und der Totale Krieg

Wie wir gesehen haben, übte der Ideal-Kriegs-Clausewitz trotz seiner Hinwendung zu einer realistischen Betrachtung aller Kriege in den Jahren 1827 bis 1831 bis weit ins 20. Jahrhundert einen bleibenden und tiefen Einfluss auf die strategischen Denker aus. Man kann Jan Philipp Reemtsma nur schwer widersprechen, der schlussfolgerte, Clausewitz' Werk habe einen wesentlichen Beitrag zur Vorstellung von der Vernichtung geleistet »und man wird Mühe haben, das Buch ganz von der Mitverantwortung für seine Wirkung freizusprechen«[134]. Macht ihn das aber auch zum Befürworter des totalen Krieges? Um diese Frage beantworten zu können, müssen wir auch an dieser Stelle mit Definitionen beginnen.

Der amerikanische Historiker Roger Chickering hat gezeigt, dass es in der modernen Militärgeschichte eine vorherrschende »Narration« gibt, deren Handlung sich um die schrittweise Intensivierung des Krieges von den (begrenzten) »Kabinettkriegen« des 18. Jahrhunderts über die Napoleonischen Kriege, den Amerikanischen Bürgerkrieg, den Deutsch-Französischen Krieg und den Ersten Weltkrieg bis hin zum »Totalen Krieg«, dem Zweiten Weltkrieg mit Auschwitz und Hiroshima, der den Höhepunkt dieser Entwicklung darstellt, rankt.

> »Diese Erzählung wird durch philosophische Thesen gestützt, die aus verschiedenen deutschen Quellen stammen. Der totale Krieg, das *Telos* der Erzählung, stellt in der allgemeinen Lesart die Umsetzung dessen dar, was Clausewitz als ›absoluten Krieg‹ bezeichnete, seine Befreiung von den Be-

---

132 BA, Militärisches Zwischenarchiv, MZP, VA-Strausberg/32657, S. 54 f. (meine Hervorhebung).
133 Yuan-Lin, Mao Zedong, S. 28 f.
134 Reemtsma, Die Idee, S. 377–401.

schränkungen, die der preußische Philosoph selbst in den Schätzungen der Politik und der ›Friktion‹ des Gefechts erkannt hatte. In einer Variation zu diesem Thema stellt der totale Krieg den Idealtypus in der Form dar, wie Max Weber ihn sich vorgestellt hat. Das Phänomen kann nie in vollem Umfang verwirklicht werden; statt dessen stellt es das Absolute dar, zu dem die Entwicklung der Kriegführung tendiert [...]

Worin auch immer die Unsicherheiten in Bezug auf die Ontologie des totalen Krieges bestanden haben mögen, herrscht zumindest implizit Konsens über die Eigenschaften, die für ihn typisch sind. Der totale Krieg zeichnet sich durch eine noch nie da gewesene Intensität und ein bisher unbekanntes Ausmaß aus. Die Einsatzgebiete erstreckten sich über die ganze Welt; das Ausmaß des Gefechts ist praktisch unbegrenzt. Der totale Krieg wird ohne Rücksicht auf die Beschränkungen, die Sitte und Moral oder das Völkerrecht auferlegen, geführt, denn die Kombattanten sind von Hassgefühlen inspiriert, die von den modernen Ideologien geschürt werden. Der totale Krieg erfordert nicht nur die Mobilmachung der Streitkräfte, sondern die Aktivierung der gesamten Bevölkerung. Deshalb sind die Zivilisten, die an der Heimatfront arbeiten, weder für die Kriegsanstrengungen weniger wichtig als die Soldaten, noch sind sie Angriffen weniger schutzlos ausgeliefert. Die Ziele des Krieges und die politischen Ziele der Krieg führenden Staaten sind in einem totalen Krieg unbegrenzt, der dann auch nur mit der Zerstörung einer Seite oder ihrem Zusammenbruch enden kann[135].«

Das Problem besteht nun darin, dass der Begriff »totaler Krieg« zwar auf verschienene Art verwendet wurde, in den Schriften Clausewitz' aber nie auftaucht. In seiner Jugend scheint Clausewitz den totalen Krieg jedoch vorhergesehen zu haben. Während der Befreiungskriege gegen Napoleon beschrieb Clausewitz ihn in seiner Bekenntnisdenkschrift hyperbolisch als »ein Krieg Aller gegen Alle. Nicht der König bekriegt den König, nicht eine Armee die andere, sondern ein Volk das andere und im Volke sind König und Heer enthalten«[136]. Damit scheint er die Vorstellungen Ludendorffs vom »totalen Krieg« als Krieg vorausgesagt zu haben, der nicht nur gegen die Streitkräfte, sondern indirekt auch gegen die Nationen selbst gerichtet war, und es erforderlich machte, die gesamte Kraft einer Nation zu aktivieren, da sich ein solcher Krieg gegen sie richtete[137].

In seinem Werk *Vom Kriege* äußerte sich Clausewitz weniger extrem als in der Bekenntnisdenkschrift. Mit seiner normativen Vorstellung dachte er an den »absoluten«, nicht den »totalen« Krieg. Rufen wir uns noch einmal ins Gedächtnis zurück, wie er im Achten Buch den »absoluten Krieg« definierte. Da schrieb er, der Krieg habe »seine *absolute* Gestalt angenommen [...] unter Bonaparte«. Den »Krieg in dieser absoluten Vollkommenheit« habe Bonaparte »auf diesen Punkt gebracht«.

---

135 Chickering, Total War, S. 15 f.
136 Clausewitz, Schriften, S. 750.
137 Ludendorff, Der Totale Krieg, S. 16, 23; Vom Kriege, S. 954, 971–973.

> »Seit Bonaparte also hat der Krieg, indem er zuerst auf der einen Seite, dann auch auf der anderen wieder Sache des ganzen Volkes wurde, eine ganze andere Natur angenommen, oder vielmehr, er hat sich seiner wahren Natur, seiner *absoluten* Vollkommenheit sehr genähert. Die Mittel, welche aufgeboten worden sind, hatten keine sichtbare Grenze, sondern diese verlor sich [...] So war also das kriegerische Element, von allen konventionellen Schranken befreit, mit seiner ganzen natürlichen Kraft losgebrochen [...] Die letzte Zeit, wo der Krieg seine *absolute* Gewalt erreicht hatte, hat des allgemein Gültigen und Notwendigen am meisten[138].«

Wie der Bielefelder Gesellschaftshistoriker Hans-Ulrich Wehler zusammenfasste, arbeitete Clausewitz das Konzept des »absoluten Krieges« aus den Lehren heraus, die er aus der napoleonischen Kriegführung gezogen hatte; dabei beschrieb er im Achten Buch zuallererst eine empirisch beobachtete Form des Krieges. Erst danach verwandelte er den »absoluten Krieg« in ein abstraktes Ideal, wobei er jedoch noch immer behauptete, die napoleonische Kriegführung sei dem Ideal am nächsten gekommen. Dies veranlasste ihn im Ersten Buch dazu, den »absoluten Krieg« als Ideal zu behandeln, das in der realen Welt nicht verwirklicht werden könne, in der es von Friktion und politischen Grenzen beeinflusst würde. So gebraucht Clausewitz den Ausdruck »absoluter Krieg« im Ersten Buch im heuristisch-hermeneutischen Sinne[139]. Im wahren Leben jedoch, schrieb der Realist Clausewitz, könne es »ohne inneren Widerspruch [...] Kriege mit allen Graden von Wichtigkeit und Energie geben [...] von dem Vernichtungskriege hinab bis zur bloßen bewaffneten Beobachtung«[140].

Auch Europa hatte Anteil an den Vernichtungskriegen, z.B. sind zu nennen die Feldzüge des Dreißigjährigen Krieges und die von Ludwig XIV. im 17. Jahrhundert verfolgte Politik der verbrannten Erde, dem *grand siècle*. Mit diesen befasste sich Clausewitz eingehend. In den folgenden zwei Jahrhunderten fasste in Europa dann die Konvention Fuß, dass die Zivilbevölkerung im Krieg so weit wie möglich geschont werden solle. Eine solche Zurückhaltung erlegte man sich jedoch in den Kolonialkriegen nicht auf, die besonders zum Ende des 19. Jahrhunderts und in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts nicht selten genozidale Eigenschaften erkennen ließen. So trugen sowohl die Art und Weise, in der die Amerikaner die Ureinwohner Amerikas behandelten, die Gräueltaten, die die Belgier in ihrem Teil des Kongos verübten, und die Massaker der Deutschen an den Hereros in Deutsch-Südwestafrika Züge des Völkermords[141].

Am Ende des 19. Jahrhunderts trat diese Geringschätzung des Lebens der Zivilbevölkerung allmählich an die Stelle des ritterlichen Herangehens, das fast 200 Jahre lang typisch für die Kriegführung in Europa gewesen war. So konnte z.B. der französische Stratege Jean Colin am Vor-

---

138 Vom Kriege, S. 954, 971–973 (meine Hervorhebungen).
139 Wehler, Der Verfall, S. 277 f.
140 Vom Kriege, S. 201.
141 Strachan, On Total War, S. 241–343, 353 f.; Wehler, Der Verfall, S. 288.

abend des Ersten Weltkrieges keinen Geschmack daran finden, dass Clausewitz zwischen dem begrenzten und dem absoluten Krieg unterschied, zumindest, was die Anwendung dieses Konzepts auf Colins Zeit betraf.

> »Clausewitz hielt einen Krieg mit begrenztem Erfolg zu seiner Zeit noch für möglich, wobei es jedoch keinen Beweis dafür gibt, daß diese Meinung gerechtfertigt war. Auf jeden Fall scheint sie für europäische Kriege im 20. Jahrhundert nicht mehr zu gelten [...] Abgesehen von den Leidenschaften, von denen sich die meisten Krieg führenden Staaten leiten lassen würden, wäre es aufgrund der materiellen Bedingungen des modernen Krieges gar nicht mehr möglich, eine radikale Entscheidung durch ein Gefecht zu verhindern. Die zwei Heere, die den gesamten Einsatzraum einnehmen, marschieren aufeinander zu, und das Einzige, was sie interessiert, ist der Sieg. Ein Zusammentreffen ist ebenso wenig zu vermeiden wie es möglich ist, den Sieg lediglich in einem Teilerfolg zu suchen. Es scheint so, als ob die Unterscheidung, die Clausewitz im vergangenen Jahrhundert zwischen dem absoluten Angriff und dem Angriff mit einem begrenzten Ziel getroffen hat, nicht mehr gemacht werden kann, auf jeden Fall nicht, was den Krieg in Europa betrifft[142].«

So wäre nach Colins Ansicht weder jemand auf die Idee gekommen, solch einen absoluten Krieg mit seinem Gemetzel und seinem Elend vermeiden zu wollen, noch wäre ein solcher Wunsch vernünftig gewesen. (In einer der absoluten Schlachten des Ersten Weltkrieges fiel Colin 1917 selbst.)

Colin war jedoch nicht der Einzige, der Clausewitz für überholt hielt. So schrieb Ludendorff, der Clausewitz' Bekenntnisdenkschrift offensichtlich nicht kannte, 1935:

> »Der Lehrmeister des Kriegs, von Clausewitz, stellt in seinem Werke ›Vom Kriege‹, [...] mit Recht fest, daß der Krieg ein Akt der Gewalt ist, durch den ein Staat einen anderen unter seinen Willen zwingen will. In seinen Betrachtungen über die Erreichung dieses Zieles denkt Clausewitz nur an die Vernichtung der feindlichen Streitkräfte durch Schlachten und Gefechte. Sie ist unantastbarer Grundsatz der Kriegführung geworden, und dessen Berücksichtigung die erste Aufgabe der Führung des totalen Krieges. Was Clausewitz über den Vernichtungsgedanken auf dem Schlachtfelde sagt, wird deshalb stets seine tiefe Bedeutung behalten [...] Im übrigen gehört das Werk einer vergangenen weltgeschichtlichen Entwicklung an und ist heute weitgehend überholt, ja, sein Studium kann sogar verwirrend wirken.
>
> *Heute ist die Zeit vorbei, in der, wie Clausewitz es tat, von ›Verschiedenartigkeit der Kriege‹ geschrieben werden kann*[143].«

Dem Konzept des »totalen Krieges« im Sinne der vollständigen Mobilisierung der Nation im Interesse der Kriegsanstrengungen, in deren Rahmen auch die gesamte Wirtschaft in den Kriegszustand versetzt würde, be-

---

142 Colin, The Transformations, S. 342 f.

143 Ludendorff, Der Totale Krieg, S. 3 (meine Hervorhebung).

gegnete man erstmals während des Ersten Weltkriegs in Frankreich, und zwar in den Schriften von Alphonse Séché[144] und Georges Blanchou[145]. Der *Begriff* »totaler Krieg« jedoch wurde möglicherweise erstmals 1918 von Léon Daudet in dessen gleichnamigem Buch *La Guerre Totale* verwendet[146]. Wie Hew Strachan gezeigt hat, beziehen die Amerikaner den Begriff »totaler Krieg« in dieser Tradition hauptsächlich auf die Ressourcen, die man auf der eigenen Seite mobilisiert, und auf die im Krieg eingesetzten Mittel, nicht aber auf die Ziele des Krieges[147].

Der Erste Weltkrieg war in der Tat ein Schritt in Richtung des totalen Krieges, sowohl was die eingesetzten Kräfte und Mittel betraf als auch im Hinblick auf seine Auswirkungen auf die Bevölkerung. Seit den Französischen Revolutionskriegen war nie wieder ein so großer Teil der Bevölkerung (einschließlich der Frauen) mobilisiert worden, wie es nun auf allen Seiten der Fall war, und Deutschland machte die Zivilbevölkerung des Feindes zum Ziel der ersten Luftangriffe, die jemals gegen Städte gerichtet waren, und des unbegrenzten U-Bootkrieges, der 1917 begann. So war, wie Ludendorff Mitte der 30er Jahre schrieb, der totale Krieg geboren, der »nicht nur Angelegenheit der Streitkräfte ist, sondern auch unmittelbar Leben und Seele jedes einzelnen Mitgliedes der kriegführenden Völker berührt.« Der totale Krieg war ebenso gekennzeichnet »durch die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht bei den steigenden Bevölkerungszahlen und von Kampfmitteln, deren Wirkung sich immer vernichtender gestaltete.« Das Wesen des totalen Krieges »bedingt es, daß er nur dann geführt werden kann, wenn wirklich das ganze Volk in seiner Lebenserhaltung bedroht und entschlossen ist, ihn auf sich zu nehmen.«

> »Da der Krieg die höchste Anspannung eines Volkes für seine Lebenserhaltung ist, muß sich eben die totale Politik auch schon im Frieden auf die Vorbereitung dieses Lebenskampfes eines Volkes einstellen und die Grundlage für diesen Lebenskampf in einer Stärke festigen, daß sie nicht in dem Ernst des Krieges verschoben, brüchig oder durch Maßnahmen des Feindes völlig zerstört werden kann[148].«

Für Ludendorff mußte die Politik im Frieden somit der Vorbereitung des totalen Krieges dienen; die Politik stellte damit die Projektion des Krieges in den Frieden und ein Mittel des Krieges dar, nicht umgekehrt.

Während diese Äußerungen bei den meisten Nationalsozialisten ihren Nachhall fanden, stießen sie bei denjenigen, die dem Nationalsozialismus ablehnend gegenüberstanden, auf wenig Gegenliebe. Generaloberst Ludwig Beck, Hitlers erster Generalstabschef, argumentierte in einer mutigen Rede, die er nach seiner Verabschiedung 1942 vor einem Kreis von Kameraden und Freunden hielt, dass diejenigen, die Clausewitz als über-

144 Séché, Les Guerres.
145 Blanchou, La Guerre Nouvelle.
146 Daudel, La Guerre Totale.
147 Strachan, On Total War, S. 341–370.
148 Ludendorff, Der Totale Krieg, S. 5 f., 10.

holt brandmarkten, im Irrtum seien, denn Clausewitz kannte schließlich das Konzept von Kriegen, die auf beiden Seiten mit der vollen Gewalt aller zur Verfügung stehenden Mittel geführt wurden – ein Konzept, das (wie wir gesehen haben) auf die Französische Revolution zurückzuführen ist. Nach Ludendorffs Definition war der »totale Krieg« als neue Form des Krieges (die Beck im Zweiten Weltkrieg realisiert sah[149]) lediglich eine Steigerung des »Akts der Gewalt« und seine Ausdehnung auf neue Bereiche. Beck zitierte eine lange Passage aus dem 17. Kapitel des Dritten Buchs von *Vom Kriege,* in dem Clausewitz »über den Charakter der heutigen Kriege« spekulierte und behauptete, die Mobilmachung männlicher Zivilisten, die in Milizen kämpfen sollten, stelle eine Neuerung dar, die seiner Meinung nach auch durch künftige Kriege nicht abgeschafft würde. Dann bezog sich Beck auf die Lehrsätze Clausewitz', »nie kann in der Philosophie des Krieges selbst ein Prinzip der Ermäßigung hineingetragen werden, ohne eine Absurdität zu begehen« und »der Krieg ist ein Akt der Gewalt, und es gibt in der Anwendung derselben keine Grenzen; so gibt jeder dem anderen das Gesetz, es entsteht eine Wechselwirkung, die dem Begriff nach zum äußersten führen muß«[150]. Beck fuhr fort:

> »Nach diesen Zitaten wird man sagen müssen, daß Clausewitz das wesentlichste für den totalen Krieg als Besonderheit in Anspruch genommene Kennzeichen für den Krieg überhaupt als in ihm begrifflich enthalten angesehen hat, nämlich die jederzeit äußerste Anwendung der Gewalt.«

Jedoch, so Beck:

> »Während ferner Ludendorff von der Politik verlangt, daß sie dem Kriege als höchste Äußerung des völkischen Lebenswillens zu dienen hat und damit – denn auch im Frieden soll sie ja schon der Lehre vom totalen Kriege dienstbar sein – das Verhältnis zwischen Politik und Krieg umkehrt, sind für Clausewitz alle Kriege, auch die, bei denen die Politik ganz zu verschwinden scheint, stets politische Handlungen. Der Krieg, so folgert er, ist [...] unter allen Umständen als kein selbständiges Ding, sondern als ein politisches Instrument zu denken[151].«

Was Ludendorff verlangt habe und von Hitler und der *Wehrmacht* in die Tat umgesetzt wurde, sei verheerend:

> »Schon die Vorbereitung auf einen totalen Krieg muß für das Leben eines Volkes die einschneidendsten Folgen haben. Kein Personenkreis, kein Gebiet menschlicher Betätigung, kein natürlicher Reichtum des Landes, kein vorhandener oder erarbeiteter Besitz, die nicht für den Kriegsfall erfaßt und ausgenutzt werden. Damit wird aber die Kriegsvorbereitung zu einem unersättlichen Moloch [...] So muß mit der Zeit Raubbau mit Menschen und Dingen, mit Geist und Seele zugunsten des einen Zieles getrie-

149 Beck, Die Lehre, S. 521.
150 Vom Kriege, S. 193, 121.
151 Beck, Die Lehre, S. 528.

ben werden; so werden nach und nach andere Lebensäußerungen immer mehr verkümmern oder zum Erliegen gebracht[152].«

Beck dagegen wollte

»eine weise, vorurteilsfrei über allen Bedürfnissen des Volkes stehende Führung [...], die neben der Anerkennung, Förderung und verständnisvollen Heranziehung und Ausnutzung aller körperlichen, geistigen und seelischen Kräfte des eigenen Volkes das Recht zu einem entsprechenden Leben der anderen Völker nicht ignoriert und demgemäß, wo irgend möglich, den ehrenhaften und nützlichen Ausgleich der grundsätzlichen Gewaltanwendung vorzieht[153].«

Ein weiterer wesentlicher Unterschied zwischen Ludendorff einerseits und Beck (sowie Clausewitz, auf dem Beck seine Kritik an Ludendorff aufbaute) andererseits bestand darin, dass Beck die Deutschen aufrief, sich nicht dem Recht anderer Völker auf ein Leben zu verschließen, das dem der Deutschen entspreche, und, wo es möglich sei, der Anwendung von Gewalt grundsätzlich die ehrenvolle und nützliche Vermittlung vorzuziehen. Dagegen postulierte Ludendorff die Vorherrschaft des deutschen Volkes, der »Herrenrasse«, aus seinem extremen Sozialdarwinismus heraus, in dem es keinen Platz für die friedliche Koexistenz verschiedener leidenschaftlicher Völker gebe. Für Ludendorff könne der Frieden nur auf der vollständigen Zerstörung des Feindes aufgebaut werden. Im Gegensatz dazu war Beck der Ansicht, der Frieden könne nur dauerhaft sein, wenn er von beiden Seiten anerkannt würde, und, wie Bismarck es formulierte, fünfzig Jahre dauern und nicht wie der Frieden von Versailles als Ausgangspunkt des nächsten Krieges dienen würde. Der totale Krieg als Selbstzweck dagegen würde vielleicht nicht zu einem angemessenen Frieden führen und müsste laut Beck notwendigerweise den nächsten totalen Krieg hervorbringen. Deshalb plädierte Beck dafür, dem Krieg Grenzen zu setzen, anstatt einen totalen Krieg um seiner selbst willen zu entfesseln[154].

Nach dem Attentat auf Hitler am 20. Juli 1944 wurde Beck verhaftet und hingerichtet. Als Märtyrer des Widerstandes wurde er für das Denken in Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg zu einer moralischen Instanz. Wie Beck, kritisierte auch der westdeutsche Historiker Gerhard Ritter, dass Clausewitz das Konzept des »totalen Krieges« (den er im Ludendorffschen Sinn definierte) zugeschrieben wurde:

»Die Konfusion der Begriffe [...] scheint mir aus der Unklarheit des Wortes ›totaler‹ Krieg zu kommen. Man kann darunter (*mit* Clausewitz) einen ›absoluten‹ Krieg verstehen, der sich mit der totalen Vernichtung der feindlichen *Streitkräfte* zufrieden gibt, oder auch (*gegen* Clausewitz) einen Krieg, der zum Selbstzweck geworden ist, alle Kräfte des Volkes schlechthin [...] beansprucht und so [...] mehr zerstört, als sich überhaupt wieder

152 Ebd.
153 Ebd.
154 Ebd., S. 527–532.

aufbauen läßt: nämlich nicht nur die kämpfenden Kräfte des Feindes, sondern dessen wirtschaftlich-kulturelles Leben überhaupt – und das eigene ruiniert. Clausewitz kennt nur einen Krieg zwischen Streitmacht und Streitmacht. Der ›totale‹ Krieg ist ein Ringen von Wirtschaftsmacht gegen Wirtschaftsmacht, von Volk gegen Volk[155].«

Doch auch dies führte nicht zu einer größeren Klarheit im Gebrauch der Begriffe. Nicht nur in Großbritannien, sondern auch in Frankreich brachte man Clausewitz mit dem »totalen Krieg« in Zusammenhang[156]. Liddell Hart war nicht als Einziger der Meinung, es handele sich bei Clausewitz' »absolutem Krieg« um eine Theorie vom Kampf bis zum Schluss, die mit der Behauptung, »der Krieg ist eine bloße Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln, begann« und damit endete, dass die Politik zum Sklaven der Strategie gemacht wurde[157].

»Clausewitz' Blick reichte nur bis zum Ende des Krieges, nicht über den Krieg hinaus auf den folgenden Frieden[158].

Da die Ereignisse von 1870 als Rehabilitation von Clausewitz betrachtet wurden, setzte sich seine Theorie vom absoluten Krieg im Geist des militärischen Europas fest. Von den Soldaten allerorten als unbestreitbare Wahrheit proklamiert, wurde sie von einer Generation von Staatsmännern bereitwillig angenommen, die bedenklich wenig Ahnung vom Krieg hatte[159].«

John Keegan ging noch einen Schritt weiter und schrieb, Clausewitz habe die »verderblichste Philosophie der Kriegführung, die je ersonnen wurde«, verkündet. »Ich nenne Clausewitz verderblich, weil seine politische Philosophie der vom totalitären Staat zu Grunde liegt« (wobei er Hitlers Bezugnahme auf Clausewitz als Beweis anführte). Damit, fährt er fort, korrumpierte Clausewitz »das zivilisierte Denken darüber, wie Kriege geführt werden könnten und sollten«[160].

Diese Irritation war eine Folge vom unscharfen Gebrauch des Begriffs »totaler Krieg«. Wie Michael Howard führt auch Martin Shaw die Idee vom »totalen Krieg« auf Clausewitz zurück, der dem »absoluten Krieg« im Sinne einer unbegrenzten Explosion der Gewalt gleiche, wobei er aber zugibt, dass die Nationalsozialisten in Deutschland den totalen Krieg mit seinem Völkermord bis zu einem noch nie da gewesenem Extrem getrieben haben[161]. James John Turner dagegen steht beispielhaft für diejenigen, die argumentieren, dass Clausewitz den Charakter des Idealtypus des totalen Krieges [Max Webers] »mit der Formulierung seines Konzepts

---

155 Ritter, Gerhard, Schreiben an Beck vom 4.11.1942, BA-MA, Freiburg, N 28/7.
156 Aron, Clausewitz, S. 252.
157 Liddell Hart, The Ghost, S. 120.
158 Ebd., S. 121.
159 Ebd., S. 144.
160 Keegan, War; siehe auch Keegan, A History.
161 Shaw, Dialectics, S. 16 f., 61; und siehe Howard, Clausewitz, S. 70.

vom ›absoluten Krieg‹ gut erfaßte«[162]. Und Bernard Brodie kommentierte zutreffend:

> »Es ist ironisch, daß gerade einige der Zitate, die oft angeführt werden, um zu beweisen, daß [Clausewitz] den totalen oder ›absoluten‹ Krieg vorausgesagt hat, aus einem Kapitel herausgerissen worden sind (Erstes Buch, Erstes Kapitel), in dem er nachdrücklich darauf beharrt, daß ›der Krieg [...] nie ein isolierter Akt‹ ist und daß sich die militärische Methode immer dem politischen Ziel fügen müsse[163]. Da Clausewitz [in Bezug auf den Sieg] wie auch in manch anderer Hinsicht ambivalent ist, kann man ihn aus dem Zusammenhang gerissen zitieren, um zu demonstrieren, daß er eine Beschränkung des Krieges vehement ablehnte, was häufig auch geschehen ist[164].«

Trotzdem war es, wie der Militärhistoriker Jay Luvaas bemerkte, im Licht der folgenden Entwicklungen schwierig, wenn nicht sogar unmöglich, Clausewitz' Lehre als völlig arglos zu betrachten, selbst wenn wir davon ausgehen, dass er keinerlei genozidale Absichten hegte.

> »Ob Clausewitz diesen neuen ›totalen Krieg‹ im Sinn hatte, als er sich auf den ›absoluten Krieg‹ bezog, ist eine andere Sache, da aber seine Theorie die Vernichtung des Feindes vorzuschreiben schien und nicht ausschloß, daß der Krieg sich seinem ›reinen Konzept mit all seinen rigorosen Folgen‹ nähern könnte, sah man Clausewitz nach 1918 in einem völlig neuen Licht[165].«

Die oben zitierten Ansichten Reemtsmas kommen dieser Schlussfolgerung Luvaas' sehr nahe, die Gelehrten aus verschiedenen Ländern gemeinsam ist. Wenn jedoch die Geschichte einen anderen Verlauf genommen hätte und begrenzte Kriege im späten 19. und im 20. Jahrhundert zur Norm geworden wären, würden wir Clausewitz heute mit anderen Augen sehen. Deshalb ist es ungerecht, ihm die Schuld für die gesamte weitere Entwicklung in der Militärgeschichte seit seiner Zeit zu geben.

---

162 Turner, Just War Tradition, S. 267.
163 Brodie, Strategy, S. 37 f.
164 Ebd., S. 315.
165 Luvaas, Clausewitz, S. 197.

VI. Clausewitz weiterentwickelt: Corbett und die Seekriegführung, Mao und der *Volkskrieg*

In den vorangegangenen Kapiteln haben wir gesehen, dass nur wenige strategische Denker die Lehren Clausewitz' in ihrer ganzen Vielfalt angewandt haben. Seien es Moltke oder Schlieffen, Foch oder Bernhardi, die meisten ignorierten die Entwicklung und die damit verbundenen Widersprüche in seinem Werk *Vom Kriege* und befürworteten hauptsächlich die Schriften vom Ideal-Kriegs-Clausewitz mit seinen Napoleonischen Entscheidungsschlachten, denn diese sagten dem Zeitgeist des militaristischen späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts zu.

Unter den wenigen, die den ganzen Clausewitz verstanden, und nicht nur auf seine Ideal-Kriegs-Phase reduzierten, waren zwei seiner Schüler: Sir Julian Corbett, der sie auf die Seestrategie anwandte, und Mao Zedong, der sie erfolgreich auf den Sonderfall des Bürgerkriegs seiner kommunistischen Streitkräfte gegen die chinesischen Nationalisten anwandte, indem er insbesondere die Schriften des realistischen Clausewitz umsetzte. Beide sind es wert, sich mit ihnen zu beschäftigen.

1. Clausewitz und die Seestrategie

a) Clausewitz in maritimer Ausführung: Sir Julian Corbett

Sir Julian Corbett wurde 1854, etwa zwei Jahrzehnte nach Clausewitz' Tod, geboren und starb 1922. Damit gehörte er zwar zur Generation der militärischen Denker, deren Schriften in der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg entstanden, doch stand sein Denken in einem deutlichen Widerspruch zur Mode jener Zeit. Zum ersten Mal begegnete Corbett den Schriften Clausewitz' um 1903 in der Arbeit von Henderson. Corbett machte sich Clausewitz' Unterscheidung zwischen dem absoluten und dem beschränkten Krieg zu eigen und betrachtete wie dieser den Krieg als Instrument der Politik. Jedoch zog er weiter reichende Schlussfolgerungen, nämlich die, dass für den Seekrieg zum Teil andere Grundsätze gelten als für den Landkrieg. Die Seemacht, so argumentierte Corbett, ist auf die Fähigkeit angewiesen, Truppen auf dem Seeweg zu den Einsatz-

gebieten zu transportieren. Um das zu verdeutlichen, sprach er von der »Maritimen Strategie«, bei der es sowohl um den Einsatz der Marine als auch von an Land stationierten Streitkräften durch die Seestreitkräfte ging, mit deren Hilfe Land erobert, gehalten oder verteidigt werden konnte. Er betonte die Notwendigkeit, die Marinepolitik mit anderen Anstrengungen sowohl auf diplomatischem als auch militärischem Gebiet abzustimmen. Wie er behauptete, seien Seeschlachten weder immer notwendig noch immer entscheidend. Er schrieb, das Studium der Geschichte habe gezeigt, dass »die Seeherrschaft nur ein Mittel zum Zweck ist. Sie war nie Selbstzweck und kann das auch nie sein[1].«

Seiner Ansicht nach war die Konzentration der Kräfte ein Schlagwort, das zwar ständig wiederholt wurde, aber nicht immer zu einer vernünftigen Seekriegsstrategie passte[2]. Damit wich er in einigen entscheidenden Punkten von Clausewitz ab und entwickelte eine andere Sicht auf die Theorie von der Seekriegsstrategie, wobei ihm Clausewitz jedoch als Ausgangspunkt diente. Das war auch der Punkt, an dem ihm die britische Marineführung, das Board of the Admiralty, widersprach. Als sie 1911 schließlich der Veröffentlichung seines Schlüsseltextes *Einige Prinzipien der Maritimen Strategie* zustimmte, versah sie diesen mit dem folgenden Vorwort: »Die Marineführung stellt fest, daß einige der in diesem Buch befürworteten Grundsätze, insbesondere die Neigung, nur in äußerst geringem Grade anzuerkennen, wie wichtig es ist, das Gefecht zu suchen und in ihm eine Entscheidung herbeizuführen, im direkten Widerspruch zu ihren Ansichten steht[3].«

1906 hatte Corbett für den First Sea Lord, Admiral Sir John Fisher, das *Green Pamphlet* (»Strategische Begriffe und Definitionen, die in Vorlesungen zur Seekriegsgeschichte verwendet werden«), geschrieben, das für die Ausbildung am Naval War College vorgesehen war. In diesem betonte er, dass die allgemeine Seeherrschaft

> »nicht bei allen überseeischen Feldzügen entscheidend ist [...] Es kann vorkommen, daß es unter bestimmten Bedingungen [...] nicht die Hauptaufgabe der Flotte ist, die feindliche Flotte ausfindig zu machen und zu vernichten, da innerhalb der allgemeinen Führung Unstimmigkeiten bestehen können, während die Führung vor Ort uns vielleicht zustimmt und politische oder militärische Erwägungen von uns vielleicht einen Einsatz verlangen, für den eine solche Führung vor Ort ausreichend ist und mit dem wir nicht warten können, bis uns der fertige Entschluß vorliegt [...]
>
> Aus diesen Äußerungen ist ersichtlich, daß der Begriff ›Seeherrschaft‹ für eine strategische Erörterung zu ungenau ist und aus praktischen Gründen durch ›Kontrolle der Durchfahrt und Verbindungswege‹ ersetzt werden sollte.«

---

1 Corbett, England, Bd 1, S. 6.
2 Corbett, Some Principles, S. 134.
3 Vorwort in Corbett, Some Principles, S. IX.

So sollte ein Kriegsminister seinen Stabschef der Marine klugerweise nicht fragen »Besitzen wir die Seeherrschaft?«, sondern können wir »verhindern, daß der Feind die notwendigen Verbindungswege blockiert?«. Gewöhnlich heiße es, »das oberste Ziel der Flotte besteht darin, die feindliche Flotte ausfindig zu machen und zu vernichten.« Statt dessen sollte es heißen, »das oberste Ziel der Flotte besteht darin, die Verbindungswege zu sichern, und wenn die feindliche Flotte in der Lage ist, deren Sicherheit zu gefährden, muß sie außer Gefecht gesetzt werden. Die feindliche Flotte ist gewöhnlich, aber nicht immer in der Lage dazu«. (An anderer Stelle verstand er unter »normalerweise« »neun- von zehnmal«[4].)

Bei *Some Principles of Maritime Strategy* handelte es sich im Wesentlichen um eine erweiterte Ausgabe des *Green Pamphlet*, das um einige historische Beispiele ergänzt worden war. In dieser Schrift ist Corbetts wichtigste Untersuchung zu Clausewitz zu finden[5], die dazu führte, dass er den Siebenjährigen Krieg im Clausewitzschen Sinne behandelte. In *Some Principles*, mit denen Corbett den im britischen Generalstab vorherrschenden Argumenten zu Gunsten eines umfangreichen militärischen Engagements auf dem europäischen Festland entgegentreten wollte, wiederholte er nochmals, wie wichtig es sei, die Seekriegsstrategie auf alle anderen Bemühungen wirtschaftlicher und diplomatischer Art sowie die militärischen Anstrengungen an Land abzustimmen. Er betonte, die Vernichtungsschlacht, mit der der Feind endgültig besiegt werden sollte, müsse nicht unter allen Umständen geführt werden. Es gehe darum, von dem wichtigeren Ziel abzulenken, das darin bestehe, den Feind daran zu hindern, das Meer für seine Zwecke zu nutzen. Seeherrschaft bedeute nicht Sieg in Entscheidungsschlachten, sondern lediglich die Fähigkeit, dort zu handeln, wo man es für notwendig hielt. Wenn es Großbritannien nicht gelänge, die Seeherrschaft zu erlangen, würde die strategische Verteidigung für sein Überleben immer noch ausreichend sein.

Obwohl er Fishers Unterstützung genoss, war Corbett aufgrund seiner Ansichten zu Entscheidungsschlachten ein sehr umstrittener Autor. So lehnten Admiral Custance und Spencer Wilkinson, denen wir bereits begegnet sind und die »der raubeinigen Schule« angehörten bzw. Anhänger der »Offensive um jeden Preis« waren[6], Corbetts Schriften entschieden ab.

Corbett entwickelte seine *Prinzipien* auf der Grundlage seiner historischen Studien – auf Sir Francis Drake, den er unverhohlen bewunderte, und auf den Nachfolgern Drakes – sowie seiner Schrift *England in the Seven Years' War*, in der er sich Clausewitzscher Konzepte bedient hatte. Hier schrieb er, dass

> »es in diesem äußerst komplexen Krieg Momente gegeben haben mag, in denen die Zerstörung der Hauptflotte des Feindes und die Sicherung der

4 Zit. in: Schurman, Julian S. Corbett, S. 53 f.
5 Corbett, Some Principles, S. 14.
6 Schurman, The Education, S. 183.

> Herrschaft über ein bestimmtes Meer vielleicht von so großer Bedeutung und so dringlich waren, daß dem Seegefecht zu Recht zugestanden werden kann, sich mit nichts anderem zu befassen, und jede Erwägung diplomatischer oder militärischer Schritte der Seekriegsstrategie unterworfen sein muß. Wenn solche seltenen Momente eintreten, sind sie in ihrer dramatischen Intensität unweigerlich so überwältigend, daß uns gar nicht mehr klar ist, was sie eigentlich bedeuten und was ihnen vorausgegangen ist. Verständlicherweise gibt es in unserer Einbildung schließlich fast nur noch solche herausragenden Ereignisse, und wir vergessen, daß ein Krieg nicht aus ihnen besteht [...] Die gegenwärtige Konzeption von den Aufgaben einer Flotte weist eine bedenkliche Engstirnigkeit auf, denn unsere klügsten Köpfe engen ihren strategischen Blick mit der unbewußten Annahme ein, daß die einzige Aufgabe einer Flotte darin bestehe, Schlachten auf See zu gewinnen. Daß das die Hauptaufgabe einer Flotte ist, bestreitet niemand, [...] andererseits aber [...] ergeben sich günstige Gelegenheiten, eine Schlacht zu gewinnen, nicht auf Bestellung. Für die großen dramatischen Momente der Seekriegsgeschichte muß man etwas tun, und die vorrangigste Aufgabe der Flotte wird fast immer darin bestehen, solche Momente dadurch herbeizuführen, daß sie die militärischen und diplomatischen Pläne des Feindes durchkreuzt[7].«

Corbett dachte, man würde durch das Studium der Geschichte auf bestimmte Muster (»das Normale«) stoßen oder Theorien entwickeln können, die ein gewisses Maß an Voraussage ermöglichten[8]. Daraus extrapolierte er Regeln für das, was er dann »Maritime Srategie« nannte:

> »Unter maritimer Strategie verstehen wir die Grundsätze, die für einen Krieg gelten, in dem das Meer einen wesentlichen Faktor darstellt. Die Seekriegsstrategie stellt lediglich einen Teil der maritimen Strategie dar, der über die Bewegungen der Flotte entscheidet, nachdem die maritime Strategie bestimmt hat, welche Rolle die Flotte im Zusammenhang mit den Handlungen der Landstreitkräfte zu spielen hat; denn [...] es ist nahezu unmöglich, daß ein Krieg durch ein Seegefecht allein entschieden werden kann[9].«

Daraus leitete er eines seiner bekanntesten Dikta ab:

> »Da die Menschen auf dem Land leben und nicht auf dem Meer, wurden die größten Fragen zwischen miteinander im Krieg befindlichen Nationen stets – mit ganz wenigen Ausnahmen – entweder durch die Überlegung entschieden, was das eigene Heer gegen das Territorium des Feindes und das Leben seiner Nation auszurichten vermag, oder aber durch die Furcht vor dem, was die Flotte dem eigenen Heer zu tun ermöglicht[10].«

Auf die Entscheidungen der Regierung würde das seiner Ansicht nach folgende praktische Auswirkungen haben:

---

7 Corbett, England, Bd 1, S. 3 f.
8 Corbett, Some Principles, S. 6 f.
9 Ebd., S. 13.
10 Ebd., S. 14.

»[D]er Führungsstab [der Marine] muß [die Minister] fragen, welche Politik sie mit ihrer Diplomatie verfolgen und wo beziehungsweise aus welchem Grund sie erwarten, daß sie scheitert, so daß er dann gezwungen sein wird, militärische Mittel einzusetzen. In der Tat muß der Führungsstab aktiv werden, wenn die Diplomatie gescheitert ist, um das angestrebte Ziel zu erreichen, wobei die Methode, die er anwendet, von der Art dieses Ziels abhängt [...] Der Krieg ist eine Fortsetzung der Politik, eine Form der politischen Beziehungen, bei der wir jedoch keine Noten abfassen, sondern Schlachten austragen [Clausewitz] erkannte, daß es sich beim wirklichen Krieg in der Tat um eine internationale Beziehung handelte, die sich von anderen internationalen Beziehungen lediglich in der Methode unterschied, die angewandt wurde, um das von der Politik verfolgte Ziel zu erreichen[11].«

Wir sind, fuhr er fort,

»von der Vorstellung beherrscht, daß sich das Wesen des Krieges mit dem napoleonischen Zeitalter verändert habe. Unsere Lehrer beharren gern darauf, daß es nur eine Art gibt, Krieg zu führen, und das ist die Art Napoleons. Sie ignorieren die Tatsache, daß er schließlich scheiterte, und stigmatisieren die bloße Andeutung, daß es auch andere Wege geben könnte, als Ketzerei, wobei sie sich aber nicht darauf beschränken anzunehmen, daß seine Art der Kriegführung für alle Landkriege geeignet ist, so verschiedenartig ihr Charakter und ihre Ziele auch sein mögen, sondern auch den Seekrieg in dieselbe Schablone pressen wollen [...][12]

Anzunehmen, daß ein- und dieselbe Methode, einen Krieg zu führen, für alle Arten Krieg geeignet ist, bedeutet, der abstrakten Theorie zum Opfer zu fallen[13].«

In Anlehnung an Clausewitz schlug Corbett vor, »offensiv« und »defensiv« durch »positiv« und »negativ« zu ersetzen. Corbett war der einzige seiner Generation, der auf Clausewitz' Logik aufbaute. Mit seiner Neuformulierung verlieh er Clausewitz' zweideutigen Aussagen zur Offensive und Defensive jedoch größere Klarheit.

»Wenn wir ein positives Ziel anstreben, muß unser allgemeiner Plan offensiv sein, und wir sollten zumindest mit einer wahrhaft offensiven Bewegung beginnen; wenn unser Ziel dagegen negativ ist, wird unser allgemeiner Plan präventiv sein, und wir könnten abwarten, bis der rechte Zeitpunkt für unseren Gegenangriff gekommen ist. Soweit muß unser Kampf immer zum Angriff tendieren, denn der Gegenangriff ist die Seele der Verteidigung. Bei der Verteidigung handelt es sich nicht um eine passive Haltung, denn diese ist die Negation des Krieges. Richtig aufgefaßt, ist sie eine Haltung, in der man wachsam etwas erwartet. Wir warten auf den Moment, in dem sich der Feind einem Gegenstoß aussetzt, durch den

11 Ebd., S. 16, 23.
12 Ebd., S. 18.
13 Ebd., S. 25.

> er so geschwächt wird, daß wir, im Verhältnis zu ihm, stark genug sind, um selbst zum Angriff überzugehen[14].«

Corbett erkannte einen Unterschied zwischen der »deutschen oder kontinentalen Schule der Strategie und der britischen beziehungsweise maritimen Schule«. Im Gegensatz zu seinen Zeitgenossen erfasste er Clausewitz' intellektuelle Entwicklung; er sah, dass Clausewitz' späte Gedanken über den beschränkten und den absoluten Krieg erst im Achten Buch seines Werks *Vom Kriege* wirklich zum Ausdruck gebracht wurden.

> »Es ist klar, daß sich Clausewitz selbst der vollen Tragweite seiner brillanten Theorie nie bewußt war. Seine Sichtweise war noch rein kontinental geprägt, und bei den Grenzen der kontinentalen Kriegführung war nur schwer erkennbar, daß das von ihm formulierte Prinzip auch auf andere Arten der Kriegführung anwendbar gewesen wäre. Wenn ihn der Tod nicht daran gehindert hätte, hätte er es sicherlich bis zu seinem logischen Schluß weiterentwickelt, so aber mußte seine Theorie vom beschränkten Krieg so unvollendet bleiben, wie er sie hinterlassen hatte.«

Im Anschluss daran ging er auf die intellektuellen Mängel in *Vom Kriege* ein und bemerkte mit Recht:

> »Im gesamten Werk ging Clausewitz von einem Krieg zwischen zwei benachbarten oder zumindest aneinander grenzenden Kontinentalstaaten aus [...] In einem solchen Krieg läßt sich der Grundsatz vom beschränkten Ziel jedoch nur selten oder gar nicht in vollem Umfang durchsetzen. Dies brachte Clausewitz auch recht deutlich zum Ausdruck. Wenn ein Sieg über den Feind – das heißt, ein unbeschränkter Krieg – über unsere Kräfte geht, so führt er aus, brauchen wir deshalb nicht defensiv vorzugehen. Unser Kampf kann trotzdem positiv und damit offensiv sein, wobei das Ziel aber nur darin bestehen kann, einen Teil des feindlichen Landes zu erobern. Wie er wußte, könnte eine solche Eroberung eines Teils des feindlichen Landes den Feind so weit schwächen beziehungsweise die eigene Stellung so weit stärken, daß man in die Lage versetzt wird, einen annehmbaren Frieden zu sichern.«

Aber selbst an dieser Stelle, so erkannte Corbett, hatte Clausewitz vor einem Problem gestanden:

> »Er war darum bemüht festzustellen, daß man gegen eine solche Form des Krieges die ernstzunehmendsten Einwände vorbringen könnte. Wenn man das vorgesehene Gebiet erobert hat, kommt der Angriff in der Regel zum Stillstand. Dann hat man eine defensive Haltung einzunehmen. Wie Clausewitz bereits an anderer Stelle gezeigt hatte, war ein solcher Stillstand eines Angriffs an sich schon heimtückisch [...] Darüber könnte es aber sein, daß man feststellen muß, daß man in dem Bemühen, einen Teil des feindlichen Territoriums zu besetzen, seine Angriffskräfte so unüberbrückbar von den zur Verteidigung der Heimat eingesetzten Kräften abgeschnitten hat, daß man dem Feind nicht mehr entgegentreten könnte,

---

14 Ebd., S. 29 f.

wenn dieser in der Lage sein sollte, auf unbegrenzten Linien mit einem Stoß ins Herz zurückzuschlagen[15].«

Hier sollte man nun innehalten, um sich zu vergegenwärtigen, wie sich die politische Landschaft zwischen der Zeit von Clausewitz, der an der Schwelle vom *Ancien Régime* zum aufkommenden Nationalismus lebte, und Corbett, zu dessen Zeit das Ideal des Nationalstaats in der gesamten westlichen Welt die Oberhand gewonnen hatte und sich über den gesamten Globus ausbreitete, verändert hatte. Zu Lebzeiten Clausewitz' waren die deutschen Fürstentümer über ganz Mitteleuropa verstreut. Als Corbett dann seine Schriften verfasste, waren in ganz Europa unter dem Einfluss des Nationalismus kompakte Staaten mit zusammenhängendem Staatsgebiet entstanden. Außerdem hatten viele europäische Staaten entlegene Kolonien erobert.

»Wenn unser begrenztes Ziel nun darin besteht, ein Gebiet zu erobern, ist der erforderliche Umfang der Verteidigung häufig bedeutend größer, als wenn wir unseren Angriff auf die Hauptkräfte des Feindes richten. In einem unbegrenzten Krieg wird unser Angriff selbst dadurch, daß er den Feind zwingt, sich auf unseren Angriff zu konzentrieren, oft dazu führen, daß auch andernorts alles sicherer wird. Deshalb hängt es, wie Clausewitz feststellt, von der geographischen Lage des Ziels ab, ob die beschränkte Form gerechtfertigt ist [...] Als er diese Vorstellung entwickelte, bestand die einzige Art des beschränkten Ziels, die er im Sinn hatte, darin, [...]›an den Grenzen seines Reiches einige Eroberungen‹ zu machen, wie Schlesien und Sachsen für Friedrich den Großen, Belgien, das er selbst zu erobern plante, und Elsaß-Lothringen, das in Moltkes Plänen eine Rolle spielte.«

Corbett zeigte auf, worin die Unzulänglichkeit bei Clausewitz' Vorstellung vom beschränkten Kriegsziel in einer Zeit bestand, in der selbst die Abtretung eines äußerst genau begrenzten Gebiets an einen anderen Staat aufgrund des Nationalismus unannehmbar war:

»Solche Ziele sind aus zwei Gründen nicht wirklich beschränkt. Erstens stellt ein solches Gebiet gewöhnlich einen Bestandteil des Landes des Feindes dar oder ist für diesen aus anderen Gründen so wichtig, daß er bereit ist, einen unbeschränkten Aufwand zu machen, um es wiederzuerlangen. Zweitens gibt es kein strategisches Hindernis, das ihn davon abhält, seine gesamten Streitkräfte zu diesem Zweck einzusetzen. Um der gesamten Konzeption vom beschränkten Ziel gerecht zu werden, muß eine von zwei Bedingungen erfüllt sein: Erstens darf das Ziel nicht nur räumlich beschränkt sein, sondern es muß auch von wirklich beschränkter politischer Wichtigkeit sein; und zweitens muß es aufgrund seiner Lage strategisch isoliert sein oder durch strategische Operationen praktisch isoliert werden können. Sofern dies nicht der Fall ist, liegt es in der Macht jeder Krieg führenden Seite, wie Clausewitz selbst erkannt hatte, zum unbeschränkten Krieg überzugehen, wenn sie es wünschte, und unter Miß-

15 Ebd., S. 28, 45, 50.

achtung des territorialen Ziels einen Stoß auf das Herz des Feindes zu führen und ihn zum Aufgeben zu zwingen.

Wenn wir nur den Krieg zwischen benachbarten Kontinentalstaaten betrachten, in dem diese das Ziel verfolgen, Gebiet auf der anderen Seite der gemeinsamen Grenze zu erobern, erkennen wir keinen generischen Unterschied zwischen dem begrenzten und dem unbegrenzten Krieg [...] Der Unterschied ist eher quantitativ als qualitativ.«

Wenn wir jedoch

»auch Kriege zwischen weltweiten Imperien in die Betrachtung einbeziehen, können wir sofort einen wesensmäßigen Unterschied feststellen. Besitzungen in Übersee oder am äußersten Ende riesiger, nicht vollständig besiedelter Gebiete gehören einer völlig anderen Kategorie an als die beschränkten Ziele, die Clausewitz im Sinn hatte. Die Geschichte zeigt, daß sie nie von der gleichen politischen Bedeutung sein können wie Ziele, die organische Bestandteile des europäischen System darstellen, wohl aber, daß *sie durch ein Seegefecht in einem Maße isoliert werden können, das die Bedingungen für einen tatsächlichen beschränkten Krieg schafft* [...] Was unsere Vorstellungen von tatsächlichen beschränkten Zielen betrifft, müssen wir deshalb die kontinentalen Schauplätze verlassen und uns gemischten oder Seekriegen zuwenden[16].«

Aus all dem zog er die Schlussfolgerung, dass nach den Normen des frühen 20. Jahrhunderts

»ein beschränkter Krieg dauerhaft nur von Inselmächten oder zwischen Mächten geführt werden kann, die durch die See voneinander getrennt sind, und auch nur, wenn die Macht, die den beschränkten Krieg wünscht, die See so weit beherrscht, daß sie nicht nur in der Lage ist, das weit entfernte Ziel zu isolieren, sondern auch die Invasion ihres eigenen Territoriums zu verhindern.«

Das war für Corbett der Schlüssel, der es ihm ermöglichte, Englands bisherige Erfolge in Konflikten mit bedeutend stärkeren Gegnern zu verstehen, in denen es dem Land gelungen war, die »Seeherrschaft« zu erringen und zu verteidigen.

»Die ganze Bedeutung des bekannten Aphorismus Bacons erschließt sich nur im Licht der Clausewitzschen Doktrin: ›Soviel ist sicher [...] wer die See beherrscht, dem steht vieles frei, der kann sich in dem Maße am Krieg beteiligen, das ihm genehm ist, während diejenigen, die an Land am stärksten sind, häufig trotzdem in großen Nöten sind[17].«

Daraus schlussfolgerte Corbett, Großbritanniens Stärke liege in dem, was Clausewitz als »Kontingent-Krieg« bezeichnete – d.h., die begrenzte Einmischung einer Macht in einen unbeschränkten Krieg, der von zwei oder mehr Mächten geführt wird. »Im 18. Jahrhundert gab es zahlreiche Fälle, in denen ein Krieg in der Tat auf ein Kontingent [beschränkt] war, das heißt, Fälle, in denen sich ein Land, das kein vitales Interesse am Ziel

16 Ebd., S. 51–54 (meine Hervorhebung).
17 Ebd., S. 54 f.

[eines Krieges] hatte, am Krieg beteiligte, indem es dem wichtigsten kriegführenden Staat Hilfstruppen bereitstellte[18].« Aus seinem Studium der britischen Geschichte folgerte er, »was man als britische oder maritime Form [der Kriegführung] bezeichnen könnte, ist in Wirklichkeit die Anwendung einer beschränkten Methode auf die unbeschränkte Form, die neben den größeren Operationen unserer Verbündeten existiert, eine Methode, die anzuwenden uns normalerweise offen stand, weil wir dank der Seeherrschaft einen Schauplatz wählen konnten, der in Wirklichkeit wahrhaftig beschränkt war[19].«

Corbett warf die Frage auf, »ob es nicht unter Umständen legitim und sogar richtig sei, das letzte Ziel des Krieges direkt anzugehen.« Trotz der Lehre von Clausewitz und Jomini schienen die meisten Strategen jener Zeit der Ansicht gewesen zu sein, dass es nur eine Antwort gebe.

> »So behauptet von der Goltz zum Beispiel besonders nachdrücklich, daß die Niederwerfung des Feindes stets das Ziel eines modernen Krieges sein müsse. Er formuliert als ›ersten Grundsatz der modernen Kriegführung‹, daß ›die feindliche Hauptarmee das direkte Ziel ist, auf das all unsere Bemühungen gerichtet sein müssen‹. In ähnlicher Weise lautet die Maxime des Fürsten Kraft, daß ›das erste Ziel darin bestehen sollte, das feindliche Heer niederzukämpfen. Alles andere, die Besetzung des Landes, etc., steht erst an zweiter Stelle‹[20].«

Die Briten griffen jedoch häufig zu der Form des beschränkten Krieges, ihren Verbündeten auf dem Kontinent begrenzte Mittel bereitzustellen, womit sie das unbeschränkte Gesamtziel verfolgten, den gemeinsamen Feind zu besiegen[21].

> »Das Ziel des Seekrieges muß direkt oder indirekt immer darin bestehen, die Seeherrschaft zu sichern oder den Feind daran zu hindern, seine Seeherrschaft zu verteidigen [...] Eine der häufigsten Fehlerquellen in den Spekulationen, die im Zusammenhang mit der Seekriegführung angestellt werden, [...] ist die allgemeine Annahme selbst, daß, wenn eine kriegführende Partei die Seeherrschaft einbüßt, diese sofort auf die andere Krieg führende Seite übergeht [...] Am häufigsten kommt es im Seekrieg jedoch vor, daß keine Seite die Seeherrschaft besitzt[22].«

In der Tat kommt es hauptsächlich darauf an, die See als Verbindungsweg offen zu halten. »Indem wir dem Feind diese Möglichkeit der Durchfahrt verwehren, kontrollieren wir die Abwicklung des Lebens seiner Nation auf See auf dieselbe Weise, wie wir es an Land dadurch tun, daß wir sein Staatsgebiet besetzen [...] Seeherrschaft bedeutet [jedoch] nichts anderes als die Kontrolle der Seeverbindungswege, nicht die Eroberung

---

18 Ebd., S. 58.
19 Ebd., S. 63.
20 Ebd., S. 70 f.
21 Ebd., S. 73.
22 Ebd., S. 87.

eines Gebiets, wie es beim Landkrieg der Fall ist. Das ist ein wesentlicher Unterschied[23].«

Corbett zeigt zwei Trugschlüsse auf:

»Einer besteht darin, daß man einen Angriff dadurch verhindern kann, wenn man sich selbst der Macht der Offensive beraubt und sich statt dessen allein auf die Verteidigung stützt, der andere, [...] wenn der Krieg ausschließlich aus Schlachten zwischen Heeren oder Flotten besteht. Dabei wird die wesentliche Tatsache ignoriert, daß Schlachten lediglich das Mittel darstellen, das einen befähigt, das zu tun, was wirklich zum Ende des Krieges führt – das heißt, Druck auf die Bürger und ihr gemeinschaftliches Leben auszuüben. ›Nach der Niederwerfung der Hauptarmee des Feindes‹, so von der Goltz, ›stehen wir noch vor der gesonderten Aufgabe, den Frieden zu erzwingen und, unter Umständen, vor einer noch schwierigeren Mission, [...] das Land des Feindes die Last des Krieges so stark spüren zu lassen, daß der Wunsch nach Frieden übermächtig wird‹[24].«

Corbett griff aus der »militärischen Überlieferung« drei Hauptideen heraus und unterzog sie einer kritischen Betrachtung: 1. die Konzentration der Kräfte (»die Vorstellung, die feindliche Hauptmacht dadurch zu besiegen, daß man sie mit der größtmöglichen Ansammlung von Masse und Energie, die einem zur Verfügung steht, konfrontiert«); 2. »daß die Strategie hauptsächlich eine Frage bestimmter Verbindungswege ist« und 3. Schwerpunktbildung: die Konzentration auf die »Kräfte, die man niederwerfen will, ohne Rücksicht auf unausgesprochene Ziele.«

Bezüglich der ersten Idee argumentierte Corbett, die Konzentration der Kräfte auf See sei andersartig, da der Feind einfach »seine Flotte insgesamt von der Bildfläche verschwinden lassen könne« und es einen großen Aufwand erfordere, ihn zu einem Zusammentreffen zu zwingen. Was die Seeverbindungswege betrifft, behauptete Corbett, der Feind müsse nicht die direkte Strecke, sondern könne einen Umweg wählen, da es auf See keine oder nur wenige Hindernisse gebe, die ihn daran hindern, die etwas längeren Routen zu nutzen. Bei der Schwerpunktbildung schließlich müsse man nach Corbetts Ansicht berücksichtigen, dass Flotten nicht nur dazu da sind, Entscheidungsschlachten auszutragen, sondern dass sie auch zum Schutz des Handels dienen[25].

Alles in allem entwickelte Corbett eine originelle theoretische Struktur, die sich zwar auf Clausewitz' realistisches Werk stützt, aber so selbstbewusst ist, an den Stellen von Clausewitz' Ansichten abzuweichen, an denen dessen Theorien nicht auf die See anwendbar sind. Ein Jahrhundert später sind Corbetts Ansichten von der Rolle der Seestreitkräfte bei der Kräfteprojektion (Personal, Lenkflugkörper und Luftfahrzeuge) sogar noch aktueller als zu der Zeit, in der sein Werk entstand. Am Anfang des 21. Jahrhunderts kann man sich Seegefechte, bei denen sich die

---

23 Ebd., S. 89 f.
24 Ebd., S. 94.
25 Ebd., S. 157–162.

Seestreitkräfte eines Landes auf die eines anderen Landes stürzen, kaum noch vorstellen, und die Seeschlachten der zwei Weltkriege gehören inzwischen der Vergangenheit an. Corbetts angewandte Clausewitzsche Philosophie dagegen ist noch immer gültig.

Damit ist Corbett auf eine viel originellere und bewusstere Weise ein Schüler von Clausewitz als sein wichtigster intellektueller Konkurrent Alfred Thayer Mahan, von dem man dies ebenfalls, wenn auch mit geringerer Berechtigung, behauptete. Mahan ist hinsichtlich des Werts von historischen Ereignissen als Datenbasis, auf deren Grundlage man Theorien entwickeln könne, zu ähnlichen Schlussfolgerungen wie der Ideal-Kriegs-Clausewitz gekommen. Aber sein letzter Biograf gibt zu, dass Mahan Clausewitz wahrscheinlich erst nach Fertigstellung seiner großen Folge *Influence of Sea Power* (Einfluss der Seemacht) gelesen hat. In seinem Eintreten für Entscheidungsschlachten mag Mahan zeitweise klingen wie der Ideal-Kriegs-Clausewitz, was aber eher darauf zurückzuführen ist, dass beide die napoleonische Kriegführung studierten, die Mahan durch die Schriften Jominis kennengelernt hatte[26].

b) Clausewitz und die deutsche Seekriegsführung

Es stellt sich die Frage, ob in anderen Ländern, insbesondere in Clausewitz' Heimatland, Strategen die Gedanken Clausewitz' auf den Seekrieg angewandt haben. Der spätere Vizeadmiral Wolfgang Wegener nahm sich dieses Themas an, als er während des Ersten Weltkrieges in der Kaiserlichen Hochseeflotte diente. Er verfasste 1915 *Betrachtungen zur Lage unserer Marine*, die sich kritisch mit der Strategie von Großadmiral Tirpitz auseinandersetzten, weil er sie nicht für umfassend genug hielt. Im gleichen Sinne wie Corbett meinte Wegener, es sei völlig falsch, die Seeschlacht als einziges Ziel der Operationen zu betrachten – sich auf Clausewitz berufend, dass die Schlacht schließlich kein Selbstzweck sein dürfte. Diese Meinung, die Vizeadmiral Lans, Wegeners Geschwaderchef, teilte, führte zu einem offenen Streit mit Tirpitz, den dieser natürlich auf Grund seiner höheren Stellung gewann. Aber Wegener hatte den Vorteil, Tirpitz zu überleben[27].

1926 schrieb der inzwischen zum Konteradmiral aufgestiegene Wegener die zuerst marineinterne Denkschrift *Die Seestrategie des Weltkriegs*, die schließlich 1929 gedruckt der Öffentlichkeit zugänglich gemacht wurde. Wegener betonte darin die Kontinuität zu seinen Gedanken von 1915 und unterstrich, dass seine Meinungen nicht erst wegen der deutschen Niederlage von 1918 entstanden seien (implizit meinte er, diese Niederlage habe seine Meinung nur bestätigt)[28]. Wegener setzte sich intensiv mit

---

26 Sumida, Inventing Grand Strategy, S. 113.
27 Preuschoft, Clausewitz' Einfluß, S. 75.
28 Wegener, Die Seestrategie, S. V.

geografischen Grundbedingungen auseinander, die er wie Corbett in den Mittelpunkt rückte. Die Geografie der Nordsee, meinte er, mit ihren vielen Zugängen und den langen Küstenlinien der Gegner Deutschlands, mache es unmöglich, dort einen Krieg durch eine Schlacht zu entscheiden:

»Es gibt in der Nordsee keinen Einsatz der Flotte zur Entscheidung.

Die Geographie kann man nicht ändern. Da wir aber der Meinung waren, daß eine Schlacht uns den Sieg in diesem Kriege bringen würde, so haben wir, genau genommen, von unserer Flotte verlangt, daß sie die Erdoberfläche verändern sollte, damit aber Unmögliches von ihr gefordert [...]

In einer Lage, in der das eine Element des Seekrieges, die strategische Position, fehlt, tritt die merkwürdige Erscheinung ein, daß die Flotte zwar da, aber für den Krieg zu gleicher Zeit nicht vorhanden ist, weil sie durch die geographische Lage ausgeschaltet wird. Das strategische Ziel fehlt, um dessentwillen gekämpft wird [...] Eine Schlacht als rein taktischer Vorgang sagt für den Krieg zunächst noch gar nichts. Sie enthält Bedeutung für den Krieg erst dadurch, daß durch die Schlacht die Hindernisse, die dem strategischen Ziel entgegenstehen, aus dem Wege geräumt wird. Die Schlacht ist nach Clausewitz *Mittel* zum Zwecke der Strategie. Eine Seeschlacht bekommt demnach entscheidenden Inhalt erst dadurch, daß eine strategische Position erobert oder der Weg zur Seeherrschaft freigemacht oder angebahnt wird[29].«

Und ein solches geografisch-strategisches Okkupationsziel war für Deutschland im Nordseeraum nicht definiert. Entsprechend Wegeners Meinung war die Aufgabe, die der deutschen Hochseeflotte im Nordseeraum gestellt war, unlösbar, ob mit oder ohne siegreich beendete Schlacht.

Wegeners Gedanken beeinflussten wiederum Otto Groos, der seinerseits auch bis zum Vizeadmiral aufstieg. Ebenfalls 1929 erschienen dessen *Seekriegslehren im Lichte des Weltkrieges*[30]. Auch Groos erwies sich als gelehriger Schüler Clausewitz':

»Der große Nutzen der Clausewitzschen Kriegstheorie liegt darin, daß sie uns eine universelle Auffassung vom Wesen des Krieges ermöglicht. Sie führt uns zu einem Gipfel, von dem wir das Problem der Gesamtkriegsführung restlos überschauen und vor allem nun eines erkennen: daß nämlich Land- und Seestrategie – und wenn wir die Selbständigkeit der Luftwaffe anerkennen wollen –, auch die Luftstrategie nur Teile einer Gesamtstrategie sind. Wir können die Sonderprobleme der einen oder anderen nur lösen, wenn wir sie im Zusammenhang der Gesamtstrategie betrachten[31].«

Genau dieses hatten aber die deutschen Militärplaner am Vorabend des Ersten Weltkrieges nicht getan – so hatten die Marineplaner für einen

29 Ebd., S. 20 f.
30 Groos, Seekriegslehren.
31 Ebd., S. 30.

Krieg gegen England und um die skandinavischen Meerengen geplant, während die Heeresplaner Russland und Frankreich bekriegen wollten[32]. (Dabei war schon ein großer Fortschritt, dass die Marineplanung 1906 keine Seeoperationen mehr gegen die USA einschloss[33].) Groos schloss richtig:

> »Es war die Schuld des deutschen Generalstabes, die Marineaktionen als sekundär anzusehen. Der Plan Schlieffens galt als unfehlbar, und als er bereits nach sechs Wochen gescheitert war, wurde nicht erkannt, daß nunmehr die Seemacht der Alliierten entscheidend werden mußte[34].«

Groos hatte sich darüber hinaus in seiner Lektüre stark an Corbett orientiert[35], der erklärt hatte, »wie es möglich war, daß England, ein so kleines Land mit einer so schwachen Armee, auf Kosten der großen Militärmächte des Kontinents so gewaltig Eroberungen über See machen konnte, nämlich durch die Anwendung der Kriegführung mit begrenztem Ziel«[36]. Groos stellte nicht ohne Neid fest, dass die Analyse der Strategie, wie er sie forderte, dank Corbett und anderer in Großbritannien längst institutionalisiert war, und das nicht nur in der Lehre der Kriegsakademien. Das Military Education Committee der britischen Streitkräfte hatte sich dafür eingesetzt, in den 20er Jahren Vorlesungen über den Krieg an der Universität London zu halten, woraus die Gründung der School of War Studies, später Department of War Studies, am King's College der Universität London erfolgte (und wo auch heute noch Studien zu Krieg und Strategie betrieben werden, wie an keiner anderen Militärakademie oder zivilen Universität)[37].

Groos resümierte seinen eigenen analytischen Ansatz, indem er es mit Corbett als sinnlos aufzeigt, »einen Krieg à la Napoleon, Moltke oder Schlieffen« zu wollen. Stattdessen kontert er mit einem hochintelligenten Clausewitz-Corbettschen Fragenkatalog, der auch von Foch inspiriert zu sein scheint, obwohl er diesen nicht erwähnt:

> »– Welche Ziele hat die Politik bisher verfolgt, und wo und warum ist die friedliche Erringung derselben zusammengebrochen und der Appell an die Waffen notwendig geworden? [...]
> – Worum geht es? Was ist das politische Ziel des Krieges? Handelt es sich um eigene Gebietserwerbungen? Soll der Gegner an solchen gehindert werden? Handelt es sich nur um eine bewaffnete Intervention, sagen wir etwa im Dienste des Völkerbundes oder einer Koalition, oder handelt es sich um einen Kampf um die Existenz unseres Volkes und Vaterlandes?

---

32 Kennedy, The Development, S. 171–198.
33 Herwig/Trask, Naval Operations, S. 60.
34 Groos, Seekriegslehren, S. 34.
35 Ebd., S. 5, 16, 24, 27, 35, 48, 76, 85, 87, 91 f., 117, 196.
36 Ebd., S. 24.
37 Ebd., S. 2.

– Und wenn das politische Kriegsziel ersichtlich wird, [w]as wird sich der Feind, was werden wir uns die Erreichung dieses Zieles kosten lassen? Handelt es sich um eine Lebensfrage für den Gegner, oder wird er sein Ziel auch schon bei geringerem Widerstande aufgeben? Handelt es sich um einen Kampf auf Tod und Leben oder nur um die Erringung von Faustpfändern, Schutz der Neutralität eines anderen Landes, Eintreten für einen Bundesgenossen, Aufrechterhaltung von Verträgen und ähnliches mehr?«

Und er schloss wie Corbett und Clausewitz:

»Die Antwort kann nur der Staatsmann geben. Bevor also der Operationsstab der Wehrmacht zu arbeiten beginnt, müssen ihm diese Fragen durch die politische Leitung beantwortet werden, denn Plan und Wahl der Methoden richten sich viel mehr nach den politischen Bedingungen des jeweilig zu führenden Krieges, als daß sie in Nachahmung derjenigen Pläne und Methoden beständen, die im letzten Kriege für geeignet gehalten wurden, aber sehr wahrscheinlich auch ganz andere Zwecke verfolgten. Erst aus diesen Erwägungen ergibt sich, welches Ziel sich die Kriegführung setzen kann[38].«

So hatte Corbett als Jünger Clausewitz' durchaus seine eigenen Bewunderer. Wir können hier eine fruchtbare Ernte von Ideen finden, die durch die sorgsame Kultivierung von Gedanken ermöglicht wurde, die bei Clausewitz kaum mehr als Knospen waren. Corbett, so kann man sagen, hat Clausewitz auf die Seekriegsstrategie angewandt. Obwohl der Jomini-Schüler Mahan mit seiner Apotheose der großen Seeschlacht ihm lange an Einfluss überlegen war, erfreut sich seit dem Ende des 20. Jahrhunderts eindeutig die Corbett-Schule einer größeren Bewunderung seitens der westlichen Strategen.

2. Kleiner Krieg, Volkskrieg und Guerrilla

a) Clausewitz über den Volkskrieg

Ein zweites Gebiet, auf dem das Clausewitzsche Denken von einem seiner Schüler weiter entwickelt wurde, ist das des *Volkskriegs*. Im Gegensatz zum Seekrieg handelt es sich hier um ein Thema, über das Clausewitz selbst geschrieben hat – wobei nicht alles, was er dazu verfasst hat, in seinem Werk *Vom Kriege* zu finden ist. Er schrieb nicht nur über den »kleinen Krieg« (in der französischen Tradition des »*petite guerre*« und der spanischen »*guerrilla*«), sondern auch über den Volkskrieg, der sich an der *guerrilla* anlehnte. Es konnte sich dabei um eine äußerst intensive Form des Krieges handeln, wie es bei den Französischen Revolutionskriegen

[38] Ebd., S. 16.

und den Befreiungskriegen gegen Napoleon der Fall war. Clausewitz nutzte die – manchmal austauschbaren – Begriffe »Volksbewaffnung«, »Volkskrieg« und »Volksaufstand der Landwehr«.

Zu Clausewitz' Zeit kam es zu mehreren Manifestationen des Volkskrieges. Eine davon war die *levée en masse* in Frankreich im Jahre 1793 (mit dem Ziel der Mobilisierung des gesamten französischen Volks für die Kriege der Französischen Revolution). Eine weitere waren die Kämpfe in der *Vendée* (französische Revolutionäre gegen Royalisten, bei denen die Revolutionäre eine Vielzahl von Zivilisten massakrierten) und die spanische *guerrilla* gegen Napoleon 1808–1814, der diese Form des Krieges ihren Namen verdankt. (Dieser Krieg war zwar klein, was die Anzahl der auf spanischer Seite kämpfenden Truppenteile betraf, aber sehr groß und intensiv im Hinblick auf den Anteil, den die Gesamtbevölkerung zur Kriegsanstrengung leistete.) Dann folgten der Aufstand in Tirol 1809. Aufgrund der Häufung dieser Ereignisse gelangte Clausewitz zu der Annahme, diese Form des Krieges sei ein Phänomen seiner eigenen Zeit[39].

In den Jahren 1810 und 1811 hielt Clausewitz an der *Allgemeinen Kriegsschule* in Berlin Vorträge über »den kleinen Krieg«, den er aber als etwas ganz anderes sah als die *guerrilla*. Er definierte ihn als Operation, an der 20 bis 400 Mann beteiligt sind, zum größten Teil Freischärler, die aber im Dienste einer regulären Streitkraft (und eines anerkannten Staates) kämpfen, ohne direkt zu einem größeren Gefecht beizutragen. Die Aufgaben solcher Spezialeinheiten (wie wir sie heute nennen würden) reichte von Kundschafter-Tätigkeiten bis zur Sabotage an den Truppen oder der Logistik des Gegners, eventuell verbunden mit Angriffen aus dem Hinterhalt auf seine Nachhut. In seinen Vorträgen ging Clausewitz hauptsächlich auf militärische Aspekte des kleinen Krieges ein, ohne politische und soziale Faktoren, Anreize und Motivationen zu berücksichtigen. Diese Vorträge, in denen er viele historische Beispiele anführte, waren sehr nüchtern, sachlich und auf taktische Fragen ausgerichtet[40]. Obwohl die spanische *guerrilla* auch solche Operationen kannte und damit die Schnittmenge zwischen »kleinem Krieg« und Volksaufstand ausmachte, sah Clausewitz sie nur im letzteren Sinne.

Die spanische *guerrilla* mobilisierte einen großen Teil der Bevölkerung, der zwar richtigen Schlachten aus dem Weg ging, aber den regulären britischen Truppen, die Napoleon im Peninsular Krieg schließlich besiegten, bedeutende Hilfestellung lieferten. Seitdem hat man aber den Ausruck *guerrilla* auch für Konflikte verwandt, in der nur wenige Kämpfer auftraten. Sie kann wenig mehr sein als ein geografisch und technisch sehr begrenzter Widerstand einiger weniger Rebellengruppen, die die Unterstützung der örtlichen Bevölkerung genießen oder im stillschweigenden Einverständnis mit ihr handeln. Der von Clausewitz geforderte

---

39 Vom Kriege, S. 799.

40 Vollständiger Text und Abbildungen in: Clausewitz, Schriften, S. 226–588.

Volkskrieg dagegen (im Sinne der historischen, spanischen *guerrilla* gegen Napoleon) bedeutet unweigerlich die Mobilmachung einer besonders großen Anzahl von Menschen. Ein anderes Beispiel, das Clausewitz vor Augen hatte, war die *levée en masse* der Französischen Revolution. Die »Befreiungskriege«, die auf preußischem Boden gegen Napoleon organisiert wurden, waren bis zu einem gewissen Grad damit vergleichbar (obwohl sie nicht ganz so weit gingen wie Clausewitz' Konzept, in dem er die Mobilisierung der gesamten männlichen Bevölkerung gefordert hatte, weil vorwiegend mit regulären Streitkräften gekämpft wurde). Aber die Grundidee wirkte nach, bis hin zum *Volkssturm* der Greise und Schuljungen am Ende des Zweiten Weltkriegs, organisiert vom nationalsozialistischen Staat in Deutschland. Nicht staatlich organisiert, oder zumindest nur durch Staaten von außen logistisch unterstützt, waren die Widerstandsbewegungen in fast allen von den Deutschen besetzten Gebieten im Zweiten Weltkrieg, die mit viel kleineren Gruppen bzw. Einzelkämpfern und -agenten aller Altersgruppen und beiderlei Geschlechts operierten. Indirekt unterstützten sie die »klassische Kriegsführung« durch große Verbände, wie es Clausewitz in seinen Vorlesungen zum Kleinen Krieg vorschwebte, so etwa im Fall von Titos Partisanen (beiderlei Geschlechts) im jugoslawischen Widerstand gegen die deutsche und italienische Okkupation von 1940 bis 1945.

Wenn die *guerrilla* die Größenordnung des Volkskriegs annimmt, weist er zumindest auf einer Seite Elemente dessen auf, was seit dem Ersten Weltkrieg als »totaler Krieg« beschrieben wurde. Als Preußen von den »alliierten« Franzosen besetzt war, schrieb Clausewitz 1812, in seiner »Bekenntnisdenkschrift«, ein Aufstand gegen die Franzosen würde ein Krieg aller gegen alle sein:

> »Diesen Charakter wird der Krieg schwerlich wieder verändern, und es wäre wahrlich nicht zu wünschen, daß das alte blutige und doch oft langweilige Schachspiel des Soldatenkampfes je wieder zurück kehrte.
>
> Damit ist nicht gesagt, daß der Volksaufstand in Masse, wie wir ihn nun zweimal in großen Beispielen erlebt haben (Frankreich und Spanien) fortan der einzige Modus seyn werde, wie sich die Völker untereinander bekriegen, dafür behüthe der Himmel. Diese Erscheinung gehört der Gegenwart allein an [...]
>
> Wenn es also einmal wieder Jahrhunderte geben wird, in welchen keins der Völker gezwungen ist zu dem letzten verzweiflungsvollen Mittel eines Nationalaufstands seine Zuflucht zu nehmen, so wird dennoch in diesen Jahrhunderten jeder Krieg als eine Nationalsache angesehn, und in diesem Geiste geführt werden[41].«

Im Sechsten Buch von *Vom Kriege* ging Clausewitz auf die »Volksbewaffnung« im Zusammenhang mit der Verteidigung ein. Im Gegensatz zu seiner »Bekenntnisdenkschrift« enthielt er sich hier bewusst einer Wer-

[41] Ebd., S. 749 f.

tung, ob die Bewaffnung des Volkes zu begrüßen sei oder nicht[42]. Für die *Landwehr* nutzte er die Definition

> »einer außerordentlichen, mehr oder weniger freiwilligen Mitwirkung der ganzen Volksmasse beim Kriege mit ihren körperlichen Kräften, ihrem Reichtum und ihrer Gesinnung. Je mehr sich die Einrichtung davon entfernt, um so mehr wird das, was sie aufstellt, ein stehendes Heer unter anderem Namen sein, um so mehr wird es die Vorteile desselben haben, aber auch um so mehr die Vorteile der eigentlichen *Landwehr* entbehren, nämlich eines Kraftumfanges, der viel ausgedehnter, viel weniger bestimmt, viel leichter durch Geist und Gesinnung zu steigern ist.«

Wie der französische Stratege Guibert vor ihm[43] erkannte Clausewitz, dass eine solche Landwehr und noch mehr die tatsächliche Bewaffnung des gemeinen Volkes (Volksbewaffnung oder Landsturm) ein eigentümliches Mittel der Verteidigung, nicht des Angriffs ist[44]. Er bemerkte das inländische revolutionäre Potenzial, das in der Mobilmachung des Volkes liegt, und vor dem sich die Kritiker fürchteten, weil sie den Volkskrieg »für ein revolutionäres Mittel, einen für gesetzlich erklärten Zustand der Anarchie halten, der der gesellschaftlichen Ordnung nach innen ebenso gefährlich sei wie dem Feinde nach außen«. Jedoch fügte Clausewitz hinzu, dieses Problem ginge weder ihn noch seine Leser etwas an. Wie er zugab, könnten Kritiker auch behaupten, dass die Wirkung, die mit der Bewaffnung des Volkes erzielt würde, die aufgewandten Mühen nicht lohne. Wie dem auch sei, Clausewitz betrachtete den Volkskrieg im Allgemeinen als Folge der Transformation des Krieges, die Europa seit den Französischen Revolutionskriegen erlebt hatte und in denen der Krieg über seine bisherigen Grenzen hinausgegangen sei. Wenn eine Seite die Schranken überwunden habe, die dem Krieg unter dem *Ancien Régime* auferlegt gewesen seien, müsse die andere Seite entweder folgen oder aber untergehen[45].

Clausewitz betonte, wie viele Beispiele in der Geschichte bewiesen hätten, »welch ein ungeheurer Faktor in dem Produkt der Staats-, Kriegs- und Streitkräfte das Herz und die Gesinnung der Nation sei«[46].

> »Daß ein so verteilter Widerstand nicht für die in Zeit und Raum konzentrierte Wirkung großer Schläge geeignet ist, geht aus der Natur der Sache hervor. Seine Wirkung richtet sich, wie in der physischen Natur der Verdampfungsprozeß, nach der Oberfläche. Je größer diese ist und der Kontakt, in welchem sie mit dem feindlichen Heere sich befindet, also je mehr dieses sich ausbreitet, um so größer ist die Wirkung der Volksbewaffnung. Sie zerstört wie eine still fortschwelende Glut die Grundfesten des feindli-

---

42 Vom Kriege, S. 799–806, besonders S. 800.
43 Clausewitz, Schriften, S. 710 f.
44 Vom Kriege, S. 636–638.
45 Ebd., S. 799 f.
46 Ebd., S. 413.

chen Heeres [...] Die Bedingungen, unter welchen allein der Volkskrieg wirksam werden kann, sind folgende:

1. daß der Krieg im Innern des Landes geführt,
2. daß er nicht durch eine einzige Katastrophe entschieden werde;
3. daß das Kriegstheater eine beträchtliche Länderstrecke einnehme;
4. daß der Volkscharakter die Maßregel unterstütze;
5. daß das Land sehr durchschnitten und unzugänglich sei, entweder durch Gebirge oder durch Wälder und Sümpfe oder durch die Natur der Bodenkultur.

Ob die Bevölkerung groß oder klein ist, tut nichts Entscheidendes, denn an Menschen fehlt es dabei am wenigsten. Ob die Einwohner arm oder reich sind, ist auch nicht geradezu entscheidend oder sollte es wenigstens nicht sein, es ist aber nicht zu verkennen, daß eine arme, an anstrengende Arbeit und Entbehrungen gewöhnte Menschenklasse sich auch kriegerischer und kräftiger zu zeigen pflegt[47].«

An anderer Stelle äußerte er die Meinung, dass Streitkräfte, denen Volksgeist wie Enthusiasmus, die fanatische Entschlossenheit zu siegen und der Glaube an die Sache eigen ist, insbesondere im Gebirgskriege und in anderen unwegsamen Geländen erfolgreich sein können, wo die Streitkräfte in kleine Einheiten gegliedert sind oder gar einzelne Soldaten selbstständig agieren. Deshalb sind Gebirge für das Organisieren eines Volkskrieges am besten geeignet. Dies hatte Clausewitz an den Tiroler Aufständen gesehen[48]. Damit hat er viele Beispiele folgender Jahrhunderte außerordentlich klar vorausgesagt, wie z.B. den Erfolg, den die jugoslawischen Partisanen im Zweiten Weltkrieg erzielten, als sie deutsche und italienische Divisionen in ihren Gebirgen banden, sowie die Leistung der Griechen in ihren Bürgerkriegen des 20. Jahrhunderts, die ebenfalls vorwiegend auf die Gebirge konzentriert waren. Auch der Kampf der Vietcong und Vietminh gegen die Amerikaner um das vom Dschungel bedeckte Vietnam und der Afghanen gegen die Sowjets zwischen 1979 und 1989 in ihrem von Bergen und Schluchten zerklüfteten Land sind gute Beispiele. Clausewitz war durchaus nicht der Einzige und nicht der Erste, der diese Korrelation zwischen Terrain und militärischen Operationen gemacht hat – ihm ging Erzherzog Karl voran[49]. Aber auch dies ist ein Konzept, das durch Clausewitz weitere Bekanntheit erringen sollte, während Erzherzog Karl kaum noch bekannt ist.

Clausewitz machte recht detaillierte Vorschriften für die Bedingungen, unter denen die *guerrilla* (die er immer »Volkskrieg« nannte), geführt werden sollte. So sollten es die bewaffneten Bauern vermeiden, die feindlichen Besatzungstruppen an deren Schwerpunkt anzugreifen, und stattdessen kleine Angriffe am Rand des Kriegsschauplatzes führen, wo die Gegner am schwächsten sind. So könnten sie einen abgesetzten feindli-

47 Ebd., S. 801.
48 Ebd., S. 359 f.
49 Erzherzog Karl, Grundsätze.

chen Truppenteil angreifen, wenn dieser versucht, einen Gebirgszug oder einen dichten Wald, eine Brücke oder einen Pass zu überqueren. Der Volkssturm soll sich in entfernten Provinzen erheben und an vielen unterschiedlichen Orten handeln, das bewaffnete Volk sollte allgemein die Moral der feindlichen Streitkräfte untergraben. Niemals sollten sie versuchen, ein stehendes Heer zu bilden, sondern im Wesentlichen weiterhin aus kleinen Haufen bestehen, selbst wenn sie ihre Kräfte auf einen bestimmten Punkt konzentrieren könnten, um einen Überraschungsangriff gegen den Feind vorzutragen. Dies drückte Clausewitz recht poetisch aus:

> »Nach unserer Vorstellung vom Volkskriege muß er wie ein nebel- und wolkenartiges Wesen sich nirgends zu einem widerstehenden Körper konkreszieren, sonst richtet der Feind eine angemessene Kraft auf diesen Kern, zerstört ihn und macht eine große Menge Gefangene; dann sinkt der Mut, alles glaubt, die Hauptfrage sei entschieden, ein weiteres Bemühen vergeblich, und die Waffen fallen dem Volke aus den Händen. Von der anderen Seite aber ist es dennoch nötig, daß sich dieser Nebel an gewissen Punkten zu dichteren Massen zusammenziehe und drohende Wolken bilde, aus denen einmal ein kräftiger Blitzstrahl herausfahren kann. Diese Punkte sind hauptsächlich auf den Flügeln des feindlichen Kriegstheaters[50].«

Deshalb sollten die bewaffneten Bauern das stehende Heer eines Landes ergänzen und sich mit diesem von Zeit zu Zeit zusammenschließen, um Standorte anzugreifen und größere Kontingente der Besatzungstruppen zu stören. Die ständigen Streitkräfte beziehungsweise das, was unter einer Besatzung von ihnen übrig ist, sollten die Bildung des Landsturms anregen und bei dessen Organisation Unterstützung leisten. Doch sollten die stehenden Streitkräfte nicht über das gesamte Land verteilt werden und den Kader des Landsturms bilden, damit sie einerseits nicht mit diesem gemeinsam zerstört werden und andererseits der Bevölkerung in den Provinzen nicht zur Last fallen, die ihnen logistische Unterstützung leisten müsste[51]. Der *Landsturm* selbst sollte nicht für fähig gehalten werden, gegen sehr entschlossene, mächtige Besatzungstruppen zu bestehen: Er könnte dort am erfolgreichsten sein, wo er nicht auf einen Schlag vernichtet werden würde. So äußert Clausewitz, dass »der strategische Verteidigungsplan die Mitwirkung der Volksbewaffnung auf zwei verschiedenen Wegen in sich aufnehmen kann, nämlich: entweder als ein letztes Hilfsmittel nach verlorener Schlacht oder als ein natürlicher Beistand, ehe eine entscheidende Schlacht geliefert wird. Das letztere setzt den Rückzug ins Innere des Landes [...] voraus«[52]. (Dies entspricht übrigens der Kritik, die Clausewitz an der russischen Kriegführung 1812 machte. Er befand, dass die russischen Oberbefehlshaber besseren Gebrauch von der Tiefe

---

50 Vom Kriege, S. 803.
51 Ebd., S. 803 f.
52 Ebd., S. 805.

ihres Landes hätten machen können, indem sie ihren Landsturm erst später hätten einsetzen sollen, statt sie schon vor dem Wendepunkt der Besetzung Moskaus durch die napoleonischen Truppen gegen die noch in der Überzahl befindlichen Franzosen zu verschleißen[53].)

Mit seinen Überlegungen zum Verhältnis zwischen einem stärkeren und einem schwächeren Gegner in *Vom Kriege* schuf Clausewitz die Grundlagen für unser Denken über die asymmetrische Kriegführung. Er hatte erkannt, dass der sicherste Weg zum Sieg zweifellos darin bestand, die größeren Heere zu besitzen und ein kleineres oder schwächeres feindliches Heer in einer Hauptschlacht vollkommen zu besiegen, andere Faktoren aber zu Gunsten der kleineren oder schwächeren Macht wirken könnten. Neben dem Kampfgeist könnten das eine größere Ausdauer und Geduld sein, so dass ein größerer Feind nicht in jedem Fall bereit ist, in einem bestimmten Konflikt genau so viel Zeit aufzubringen wie die schwächeren Kräfte. Dies könnte daher rühren, dass die Gegner dem Konflikt nicht die gleiche politische Bedeutung beimessen[54], und erklärt auch, warum Frankreich im 20. Jahrhundert schließlich Algerien aufgeben musste und warum die Supermächte USA und UdSSR in Vietnam und Afghanistan scheiterten. Im Prinzip artikulierte Clausewitz mit seinen Ansichten zur Stärke der Defensive, wenn man selbst ein großes Territorium bewohnt, den Grundsatz der Dynamik zwischen Zeit und Raum. Wenn man genug Zeit hat, um im Krieg die Wende zu den eigenen Gunsten abzuwarten, und viel Raum zur Verfügung hat, kann man es sich leisten, Raum preiszugeben. Beides – Zeit und Raum – kann zum Aufwiegen der eigenen militärischen Schwäche herangezogen werden. Das klassische Muster der *guerrilla* ist, falls die Kämpfer in der regulären Schlacht regulären Truppen der anderen Seite unterliegen, die Entscheidungsschlacht hinauszuzögern (auf Zeit spielen) und feste Stützpunkte nicht um jeden Preis zu halten (Raum zeitweilig aufgeben).

Eine Reihe von Denkern des 20. Jahrhunderts, die sich mit dem Volkskrieg befassten, fand in Clausewitz' Werk Anregung. Als die russische Regierung 1918 mit Deutschland den Frieden von Brest-Litowsk schloss, suchte Lenin Zuflucht bei Clausewitz' Studie des Feldzuges von 1812 und *Vom Kriege*, um diese Entscheidung zu rechtfertigen: »Wenn die Kräfte offensichtlich gering sind, dann ist das wichtigste Mittel der Verteidigung der Rückzug in das Innere des Landes.« Wer an der Richtigkeit dieses Konzepts zweifle, so fügte er hinzu, könne »beim alten Clausewitz nachlesen, einem der größten Kriegsschriftsteller über die gesamten Lehren auf diesem Gebiet.« Später begründete die offizielle sowjetische Geschichtsschreibung diese Entscheidung so:

> »In der Periode der Oktoberrevolution hatte Lenin die bolschewistische Partei gelehrt, wie man furchtlos und entschlossen angreifen muß, wenn die notwendigen Bedingungen hierzu vorhanden sind. In der Periode des

53 Clausewitz, Schriften, S. 729 ff.
54 Vom Kriege, S. 221 und S. 833–836.

> Brester Friedens lehrte Lenin die Partei, wie man sich in einem Augenblick, da die Kräfte des Gegners offenkundig unsere Kräfte übersteigen, geordnet zurückziehen muß, um mit größter Energie einen neuen Angriff gegen die Feinde vorzubereiten. Die Geschichte hat die völlige Richtigkeit der Leninschen Linie erwiesen[55].«

Auch Oberst T.E. Lawrence (1888–1935), besser bekannt als »Lawrence von Arabien«, der *Vom Kriege* während seines Studiums in Oxford las, ließ sich von Clausewitz inspirieren[56]. In *Die sieben Säulen der Weisheit* lobte Lawrence Clausewitz' Buch als Werk, das allen anderen weit überlegen sei und ihm im Unterbewusstsein Anregungen gegeben habe. Überzeugt davon, die Araber könnten die großen Verluste nicht ertragen, die eine Entscheidungsschlacht verursachen würde, war er von der Begeisterung, die Clausewitz in seiner idealistischen Phase für große Schlachten hegte, aufgewühlt. Er tröstete sich aber mit dem Zugeständnis, das Clausewitz als Realist gemacht hatte, wonach jeder Krieg und jede Zeit seine beziehungsweise ihre Besonderheiten hätte[57]. Der von Lawrence angezettelte Volkskrieg, in dem er die arabischen Freiheitskämpfer gegen die *Askeriler* des Osmanischen Reiches organisierte, war eine sehr erfolgreiche Form des »kleinen Krieges«. Dieser Aufstand band einen großen Teil der regulären Streitkräfte, ohne jedoch eine Entscheidung im gesamten Krieg herbeiführen zu können, denn die entscheidenden Gefechte fanden schließlich nicht im Nahen Osten, sondern in Europa statt[58].

Colin Gray stellt in seiner *Modern Strategy* fest, kleine Kriege, Terrorismus usw. seien grundsätzlich eine Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln und der grundsätzliche analytische Ansatz Clausewitz' (»Krieg ist nichts als die fortgesetzte«) selbst dann Gültigkeit besitze, wenn Staaten, die er so stark hervorhob, nicht als Akteur in Erscheinung träten[59]. (Dies ist auch die Antwort auf die Kritik Martin van Crevelds an den Theorien zur »Dreifaltigkeit« des Kriegs, die wir in Kapitel 3 erörtert haben). Trotzdem wird insbesondere in einem Volkskrieg, in dem es keine formalisierte Kriegsplanung gibt, wie wir sie mit Staaten assoziieren, oft danach gehandelt, was zum jeweiligen Zeitpunkt eine gute Idee zu sein scheint. Sowohl Creveld als auch Gray behaupten zu Recht, dass wir an die Grenzen der Clausewitzschen Analyse stoßen, wenn wir davon ausgehen, jeder Akteur habe immer eine genaue Vorstellung vom Zweck eines Krieges und plane sorgfältig die Anwendung von Gewalt als Mittel des Krieges.

---

55 Beides zit. in: Hahlweg, Lenin, S. 639 f.
56 Bassford, Clausewitz in English, S. 74.
57 Lawrence, The Seven Pillars, S. 193, 196.
58 Siehe Lawrence, Guerrilla warfare, gedr. in: The Art of War, S. 880–890.
59 Gray, Modern Strategy.

b) Mao und Clausewitz

Es ist einer der Kommunisten unter den Schülern Clausewitz', der seinem Denken vom Volkskrieg zu einem neuen Höhepunkt verholfen hat. Für Lenin gab es zwei Arten von Krieg, den gerechten oder fortschrittlichen und den ungerechten oder reaktionären Krieg. Er hielt nur nationale Befreiungskriege oder Bürgerkriege für gerecht, die von einer Klasse geführt wurden, um die Unterdrückung durch eine andere zu beseitigen. Lenin war folgender Ansicht: »Nationale Kriege der Kolonien und Halbkolonien sind in der Epoche des Imperialismus nicht nur wahrscheinlich, sondern unvermeidlich«, wie er in seiner Abhandlung »Über die Junius-Broschüre« schrieb[60].

Wie Lenin 1918 beim Frieden von Brest-Litowsk Bezug auf Clausewitz genommen hatte, um den Rückzug der kommunistischen Truppen in das Innere Russlands zu rechtfertigen, behandelte Mao die Frage »Lockung des Feindes ins Innere des Landes« im Clausewitzschen Sinne. Er schrieb:

> »Kein Militärtheoretiker oder Militärpraktiker der Vergangenheit hat jemals bestritten, daß dies der Kurs ist, den eine schwache Armee einem starken Gegner gegenüber im Anfangsstadium des Krieges einschlagen muß. Ein ausländischer Militärfachmann sagte einst, in der strategischen Defensive solle man in der Regel am Anfang Entscheidungsschlachten unter ungünstigen Umständen vermeiden und sie erst dann suchen, wenn günstige Umstände eingetreten sind. Das ist völlig richtig. Und wir haben dem nichts hinzuzufügen[61].«

Während es bei Clausewitz hieß, »ein schneller, kräftiger Übergang zum Angriff – das blitzende Vergeltungsschwert – ist der glänzendste Punkt der Verteidigung«, äußerte sich Mao (den wahrscheinlich etwas weniger eindeutigen Wortlaut der chinesischen Übersetzung widerspiegelnd) über den Gegenangriff als »die faszinierendste und dynamischste Etappe der Verteidigung«[62].

Nach Maos Ansicht müssten alle Revolutionskriege die Volksmassen mobilisieren: »Nur wenn man die Massen mobilisiert, kann man Krieg führen«[63]. Wie Clausewitz betrachtete Mao die mobilisierten Massen aber als Ergänzung zu den regulären Kräften, und in dieser Frage entwickelte er auch die Vorstellungen Clausewitz' wesentlich weiter, indem er verschiedene Phasen von Operationen konzeptualisierte, in denen sich die Kriegsanstrengung allmählich vom Widerstand des mobilisierten Volkes hin zu der der regulären Volksarmee verschob. Im Fall der chinesischen Roten Armee waren diese regulären Streitkräfte in Maos Denken für den Endsieg unverzichtbar; ein abschließender und entscheidender Feldzug oder eine abschließende Entscheidungsschlacht war notwendig, was nur

---

60 Lenin, Über die Junius-Broschüre, S. 597.
61 Zit. in: Yuan-Lin, Mao Zedong, S. 31.
62 Vom Kriege, S. 634; und Yuan-Lin, Mao Zedong, S. 32.
63 Zit. in: Yuan-Lin, Mao Zedong, S. 221.

von regulären Streitkräften geleitet werden könnte. Die Stärke der Roten Armee lag in ihrer Disziplin, aber auch in der Unterstützung, die ihr die breiten Massen in Form der Selbstverteidigungskräfte und der Miliz zuteil werden ließen.

Laut dem Wissenschaftler Zhang Yuan-Lin, meinte Mao mit *Volkskrieg* eine Form des Krieges, bei der die Miliz, Partisaneneinheiten oder Spezialeinheiten der regulären Streitkräfte kleine feindliche Einheiten zusammen mit der Bevölkerung bekämpfen sollten, ohne in einer bestimmten Richtung vorzugehen oder eine bestimmte Frontlinie zu halten.

> »Die allgemeine Aufgabe des Guerillakrieges besteht darin, daß die Partisanen unter dem Schutz und mit der Unterstützung der Volksmassen mit Überraschungsangriffen als Hauptmittel die Feinde schlagen. Die Partisanentruppen sollten vor allem die Partisanengebiete festigen und erweitern, während im regulären Krieg eine Menge von regulären Truppen eingesetzt wird und der Bewegungs- und Stellungskrieg als Hauptformen der Kriegführung verwendet werden[64].«

Maos Lehre ähnelte den Aussagen Clausewitz' in vielem. So war auch er voll und ganz der Meinung, der Krieg des chinesischen Volkes gegen Japan sollte auf dem Gebiet Chinas geführt werden, das aufgrund seiner gewaltigen Ausmaße für »den Rückzug ins Innere des Landes« besonders gut geeignet war. Auch war er der Ansicht, der Volkskrieg müsse nicht durch ein einziges Gefecht, sondern durch einen langen Widerstandskampf gewonnen werden, und Partisanen sollten gegen die Besatzungsarmee in möglichst vielen verschiedenen Gebieten Schläge austeilen, die über die gesamte Landmasse Chinas verteilt sind. Für entscheidend hielt er die politische Motivation und damit die Erziehung der Volksarmee. Er stimmte zu, dass die Partisanen das zerklüftete Gelände der ländlichen Gegenden bestmöglich als Rückzugsgebiet nutzen und von diesem aus Vorstöße unternehmen sollten, um erst Dörfer und später dann auch Städte zu nehmen.

Was Festungen und Stützpunkte betraf, waren Clausewitz und Mao unterschiedlicher Ansicht. Während Clausewitz der Meinung war, dass Partisanen nicht versuchen sollten, Festungen oder Stützpunkt einzurichten, erklärte Mao, »die Langwierigkeit und die Härte des Krieges machen es also unmöglich, den Partisanenkrieg im Hinterland des Feindes ohne Stützpunktgebiete fortzusetzen.« Solche befestigten Zonen beschrieb er als

> »strategische Basen, mit deren Hilfe die Partisaneneinheiten ihre strategischen Aufgaben erfüllen und jenes Ziel – die eigenen Kräfte zu erhalten und sich zu vergrößern sowie den Feind zu vernichten und zu vertreiben – erreichen. Ohne solche strategischen Basen werden wir keine Stütze zur Ausführung aller strategischen Aufgaben und zur Verwirklichung des

---

64 Ebd., S. 227.

> Kriegsziels haben [...] Ohne Stützpunktgebiete jedoch kann ein Partisanenkrieg nicht von Dauer sein und sich auch nicht entwickeln[65].«

Interessanterweise zwang Stalin die griechischen Kommunisten im Zweiten Griechischen Bürgerkrieg (1946–1949), Maos Grundsatz anzuwenden, Stützpunktgebiete zu erobern und zu halten, was in dem bedeutend kleineren Gebiet, in dem die griechischen Partisanen operierten, völlig unzweckmäßig war. Allgemein geht man davon aus, dass die griechischen Kommunisten mit dieser Einflussnahme Stalins in ihrem Kampf zum Untergang verurteilt waren. 1956 warnte Mao deshalb lateinamerikanische Revolutionäre davor, seinen Grundsatz von befestigten Zonen auf die möglicherweise völlig anderen Umstände in ihrem Land anzuwenden:

> »Die Erfahrungen der chinesischen Revolution, d.h. die Bildung von Stützpunkten auf dem Land, die Einkreisung der Städte von den Dörfern her und die schließliche Einnahme der Städte, sind vielleicht auf viele Eurer Länder nicht ohne weiteres übertragbar, aber sie können Euch als Anregungen für Eure eigenen Überlegungen dienen. Ich möchte Euch raten, die chinesischen Erfahrungen keinesfalls mechanisch zu kopieren. Die Erfahrungen eines anderen Landes sollten immer nur als Anregung, niemals als Dogma betrachtet werden[66].«

Maos Verständnis von Clausewitz war also nicht nur tiefgehend, sondern er wusste auch die Lehren des Altmeisters mit Fingerspitzengefühl auf verschiedene Lagen der Politik anzuwenden. Als Bundeskanzler Helmut Schmidt 1975 Peking besuchte, berichtete ihm Mao von seiner Bewunderung für Clausewitz und fügte hinzu:

> »Marx, Engels und Lenin haben seinen berühmten Satz so interpretiert, als sei Krieg weiter nichts Ungewöhnliches, sondern bloß die Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln. Ich hingegen ziehe es vor, Clausewitz' Satz als eine Lektion an die Militärs zu lesen, nämlich: Auch im Krieg gebührt der Primat der politischen Führung und nicht etwa – wie zum Beispiel Ludendorff gemeint hat – der militärischen. Daraus ziehe ich die Schlußfolgerung, daß Krieg nur eine von vielen alternativen Möglichkeiten ist, die der politischen Führung zur Verfügung stehen. Man darf niemals auf den Krieg als die einzige Möglichkeit starren[67].«

Clausewitz' Beitrag zum Verständnis des *Volkskriegs* wird gemeinhin unterschätzt, wie die unzulässig vereinfachende Kritik gezeigt hat, die Martin van Creveld an Clausewitz äußerte. Er bringt Clausewitz häufig nur mit dem »regulären« oder »klassischen« Krieg zwischen Staaten in Verbindung. Creveld war nicht der einzige, der Clausewitz so wenig gerecht geworden ist. So kontrastierte Sebastian Haffner Clausewitz' und Maos Denken über den Krieg zu Unrecht! Haffner behauptete, in Bemerkungen zu den zahlreichen »begrenzten« Kriegen während des Kalten

---

65 Zit. in: Ebd., S. 232 f.
66 Zit. in: Ebd., S. 234.
67 Schmidt, Menschen, S. 359.

Krieges, Maos Ansichten vom Krieg seien (im Gegensatz zum »klassischen« Krieg zwischen Regierungen, die Haffner als »Clausewitzsche« Kriegführung bezeichnet) in der Praxis bestätigt worden. Er setzte nämlich Maos Ansicht vom Krieg mit dem revolutionären, dem Volkskrieg, gleich, in dem die gesamte Bevölkerung mobilisiert wurde.

> »Im herkömmlichen Kriege [der angeblich Clausewitzschen Art] geht es immer nur darum, daß eine Regierung eine andere zwingen will, etwas zu tun, was sie freiwillig nicht tun will. Das ist offenbar heute mit den Mitteln des Krieges nicht mehr möglich. Im Krieg neuer Art geht es dagegen immer darum, daß eine Regierung eine andere abschaffen und sich selbst an ihre Stelle setzen will.«

Dadurch werden die fünf Grundsätze der Kriegführung außer Kraft gesetzt, die bisher den konventionellen Krieg bestimmt hatten:

1. Klassische europäische Kriege wurden mit disziplinierten Berufsarmeen geführt, deren politische Ansichten unwichtig waren. In den neuen Kriegen, die Haffner ›Totalguerrilla‹ à la Mao nennt, spielen Disziplin und Gehorsam noch eine Rolle, aber sicherlich eine geringere: Guerrillakräfte handeln aus Überzeugung, nicht nur aus Gehorsam.
2. In klassischen Kriegen wurde deutlich unterschieden zwischen Streitkräften und Nichtkombattanten. In der ›Totalguerrilla‹ ist diese Trennung zwischen den zwei Gruppen bewusst aufgehoben worden. Guerilleros können sich in die Anonymität der Zivilbevölkerung flüchten, die sie unterstützt.
3. In klassischen europäischen Kriegen wurden die Kriegshandlungen in das Land des Feindes getragen. Die Guerrilla dagegen ist häufig auf das Land begrenzt, aus dem die Guerrilleros stammen.
4. Die militärischen und politischen Führer Europas waren darauf bedacht, dass die klassischen europäischen Kriege kurz waren. Die Stärke der Guerrillabewegung liegt dagegen zum Teil darin, dass das Ende eines Krieges hinausgezögert wird, so lange der Sieg an die stärkeren regulären Kräfte des Feindes gehen würde. (Mao trat natürlich dafür ein, eine entscheidende Schlacht oder Operation herbeizuführen, sobald es wahrscheinlich war, dass die Guerilleros gewinnen würden)[68].
5. Damit einhergehend, suchten europäische militärische und politische Führer in ›klassischen‹ Kriegen eine schnelle Entscheidung, ein entscheidendes Gefecht. Im Gegensatz dazu versuchen Guerrilleros, ein entscheidendes Gefecht zu verhindern, so lange es wahrscheinlich wäre, dass die stärkeren regulären Kräfte gewinnen würden.
6. Aus diesen Gründen, erklärte Haffner, brauchte die Guerrilla die zwei Faktoren nicht zu fürchten, die während des Kalten Krieges einen klassischen Krieg in Europa unmöglich machten: seine Eskalation durch die vollständige Einbeziehung der Bevölkerung und durch die moderne Waffentechnik. Dies fasste Haffner als angeblichen Triumph

---

[68] So argumentiert auch Clausewitz im Sechsten Buch seines Werkes *Vom Kriege*, was Haffner in seiner Argumentation aber ignoriert.

> der Logik von der Kriegführung Maos über die Clausewitz' zusammen, wobei er erneut ignorierte, was Clausewitz über »Volkskrieg« und »Landsturm« geschrieben hatte[69].«

Wie wir gesehen haben, ist dieses Urteil aufgrund der von Mao weiterentwickelten Gedanken Clausewitz', äußerst entstellend. Bemerkenswert ist auch, dass Haffner auf diese Weise mitten im Kalten Krieg eine neue Maosche Form des Krieges zu entdecken vermeinte, was der »Neuerfindung« des Rades durch Mary Kaldor mit ihren ebenso vermeintlichen »neuen Kriegen« nach Ende des Kalten Krieges um nichts nachsteht[70]. In beiden Fällen war das Phänomen nicht neu, sondern nur eine altbekannte Variation vom Krieg mit seiner chamäleonartigen Vielfalt, wie Clausewitz gesagt hätte.

Aufgrund seiner Auswirkungen in der Praxis ist der Einfluss, den Clausewitz wahrscheinlich auf andere kommunistische Denker über Mao ausübte, von großer Bedeutung. Zugegebenermaßen war er nicht der einzige kommunistische Partisanenführer, der sich auf Clausewitz berief. Interessanterweise begann einer von Maos lateinamerikanischen Gesprächspartnern, Ernesto »Che« Guevara, in seiner Schrift über die »Taktik und Strategie der lateinamerikanischen Revolution« von 1962 seine Überlegungen damit, dass er sich auf Clausewitz' recht begrenzte Definitionen von Strategie und Taktik besann, ohne jedoch speziell auf Clausewitz' Arbeit zum »kleinen Krieg« oder »Volkskrieg« aufzubauen[71]. Der nordvietnamesische kommunistische Denker Tru'ông-Chinh nahm während des Vietnamkriegs in sein Buch *Der Widerstand wird siegen* ein Kapitel über militärische Fragen auf, in dem er sich wiederholt auf den Clausewitzschen Nexus von Krieg und Politik bezog. Er führte aus, militärischer Erfolg könne nur erzielt werden, wenn der Kampf zu einem rechten politischen Zweck geführt würde, während die Politik wiederum nur bei angemessenem Einsatz militärischer Mittel erfolgreich sein könne[72]. Obwohl dies ein eindeutiger Beweis für den Einfluss Clausewitz' auf die in der marxistisch-leninistischen Tradition stehenden Denker der *Guerrilla* ist, ging keiner von ihnen so weit wie Mao, der eine zusammenhängende Lehre entwickelte und anwandte. Und keiner von ihnen war letztlich so erfolgreich wie Mao.

---

69 Haffner, Mao und Clausewitz, S. 652–663.
70 Kaldor, New and Old Wars.
71 Che Guevara, Taktik, S. 664–677.
72 Tru'ông-Chinh, The Resistance, S. 106 f.

VII. Clausewitz im Nuklearzeitalter

1. Die sowjetische Strategie: Der Atomkrieg als rationale Fortführung der Politik?

Im letzten Kapitel haben wir gesehen, wie Clausewitz zu einem Teil des marxistisch-leninistischen Kanons wurde. In der Sowjetunion war *Vom Kriege* Mitte des 20. Jahrhunderts fünfmal erschienen[1]: Die größte offizielle sowjetische Zeitschrift *Prawda* behauptete 1934 sogar stolz von der Sowjetunion, dass »wir die besten Schüler Clausewitz' sind«[2]. In Terminologie, logischem Denken und in der Hervorhebung der Entscheidungsschlacht internalisierten sowjetische Strategen Clausewitz' Werk derartig, dass der Sowjetologe Christopher Donnelly die Sowjets entsprechend »Clausewitz' Erben« nannte[3].

Zu Beginn des Nuklearzeitalters hatte Clausewitz' Ansehen in der Sowjetunion jedoch einen Tiefpunkt erreicht, weil Stalin ihn als Teil des feindlichen preußisch-deutschen Militarismus betrachtete, der Russland im 20. Jahrhundert zwei Mal unendlich viel Leid und Verwüstung gebracht hatte. Auf Geheiß Stalins wurden Clausewitz' Erkenntnisse schon seit 1944 in der sowjetischen Militärpresse scharf kritisiert[4]: Die in den folgenden Jahren in der militärinternen Zeitschrift *Voennaja Mysl'* und im Parteiorgan *Bol'ševik* geführte Debatte ist schon mehrfach auf Deutsch gedruckt worden und braucht hier deswegen nur knapp zusammengefasst zu werden[5]. Die kritische Linie Stalins wurde im Juli 1945 von einem Oberst Meščerjakov vertreten, der auch Lenins Begeisterung für Clausewitz anprangerte. Auf diesen Artikel hin wandte sich der sowjetische Militärhistoriker Oberst Evgenij Razin im Januar 1946 mit einem Schreiben persönlich an Stalin und fragte seinen obersten Befehlshaber, ob künftig Lenin oder Meščerjakov als höchste Autorität in Sachen Clausewitz zu betrachten sei. Am 23. Februar 1946 antwortete Stalin Razin mit

---

1 Einmal zwischen 1923 und 1933 als dreibändige Ausgabe, dann 1934 und 1936 sowie bezeichnenderweise 1941. Anon., Über die Einführungsartikel zum Buch C.v. Clausewitz' Vom Kriege, S. 599.

2 Zit. in: Rose, Carl von Clausewitz, S. 171.

3 Donnelly, Heirs.

4 Kowalke, Die funktionale Bedeutung, S. 79.

5 Dahm, Die sowjetische Militär-Doktrin; Schröder, Gorbatschow; Kondylis, Theorie des Krieges; Kowalke, Die funktionale Bedeutung; Rose, Carl von Clausewitz.

einem offenen Brief, in dem er alle deutschen Strategen, von Clausewitz und Moltke bis hin zu Keitel, aburteilte. Denn die Strategie, die sie Deutschland gegeben hätten, habe ja zweimal in dreißig Jahren zur Niederlage Deutschlands geführt. Auch Clausewitz' Glaube an die Stärke der Defensive habe Lenin nur deswegen gefallen, weil er damit seinen Friedensschluss mit Deutschland von 1917 (Brest-Litowsk) verteidigen wollte. Weiter sei Clausewitz nur für das vorindustrielle Zeitalter relevant und inzwischen überholt, was auch für Engels gelte[6].

Es hätte Stalin vermutlich gewurmt, wenn er gewusst hätte, dass auch Ludendorff als Erz-Nationalsozialist Clausewitz für überholt hielt wie auch die nationalistisch-militaristischen deutschen Strategie-Experten Colmar von der Goltz und Bernhardi vor ihm. Mit ihnen und den angeblichen deutschen Clausewitz-Verehrern wie Hindenburg, die die Meinungen Clausewitz' zu Offensive und Defensive verdreht hatten, hatte Stalin nicht nur seinen grenzenlosen, kompromisslosen Nationalismus und den Glauben an den Kampf auf Leben und Tod zwischen den verschiedenen Völkern und politischen Systemen gemein. Sie alle sahen die Defensive irgendwie als eine feige Untugend an, wobei man immerhin zugestehen muss, dass für die obsessive Sorge sowjetischer Verteidigungsexperten, Russland nie wieder auf dem eigenen Lande verteidigen zu müssen, die historischen Erfahrungen von 1812/13, 1914 bis 1917 und 1941 bis 1944 guten Grund bieten. Es war jedenfalls bis 1987 ein Grundmotiv der sowjetischen Planung, dass jeder Krieg gegen den Westen nur auf dem Gebiet des Westens stattfinden solle, obwohl sie immer davon ausging, ein solcher Krieg würde von der NATO angefangen[7].

Nach Stalins öffentlicher Schmähung Clausewitz' im Jahre 1946 war das Thema Clausewitz erst einmal tabu. Auch sein Verteidiger Razin sah sich gezwungen zu schweigen. Ansonsten wurde Clausewitz in der Sowjetliteratur mit Zurückhaltung oder gar Geringschätzung behandelt, obwohl seine Grundkonzepte weiterhin die Basis der sowjetischen Militärtheorie bildeten. Nur widerwillig bezog man sich einmal indirekt auf ihn als Vater der deutschen Blitzkriegsstrategie, die etwas mit den sowjetischen Konzepten von Operationen in der Tiefe aus den dreißiger Jahren (à la Tuchačevskij) gemein hatte. Sonst fand man keine lobenden Worte für ihn[8]. In der Tat äußerten verschiedene sowjetische Wissenschaftler zwischen den fünfziger und siebziger Jahren ihren Unmut über die Behauptung des Westens, Lenin sei Clausewitz' Schüler gewesen[9]. 1951 veröffentlichte L.M. Lešinskiy eine Schrift unter dem Titel »Der Bankrott der

6 Stalins Brief wurde gedruckt in: Bol'ševik, 3 (Februar 1947), S. 4–7.
7 Heuser, Victory, S. 311–328.
8 Romer, Quand l'Armée, S. 97–111.
9 Siehe z.B. Gat, The Development, S. 238.

Kriegsideologie der deutschen Imperialisten«, in der er wie Stalin die Lehren Clausewitz' verwarf[10].

Eine qualitativ neue Debatte wurde am 12. März 1954 von G.M. Malenkov ausgelöst und bis zum Ende des Kalten Krieges periodisch fortgesetzt. Und zwar ging es hier um die Frage, ob Clausewitz' Diktum weiterhin gelte, wonach der Krieg ein rationales Mittel der Politik sei, unabhängig davon, welche waffentechnischen Neuerungen es gebe. Malenkov meinte, ein Krieg mit Kernwaffen würde zur Zerstörung der menschlichen Zivilisation, einschließlich des Kommunismus, führen und sei deshalb nicht akzeptabel[11]. Danach war eine Weile nichts mehr über Lenins These von der Unvermeidlichkeit des Kriegs zu vernehmen[12].

Es ist tatsächlich so, dass Clausewitz in *Vom Kriege* die Auswirkungen technischer Neuerungen auf die Kriegführung stark heruntergespielt hat: »Von den neueren Erscheinungen im Gebiet der Kriegskunst ist das allerwenigste neuen Erfindungen oder neuen Ideenrichtungen zuzuschreiben und das meiste den neuen gesellschaftlichen Zuständen und Verhältnissen«[13]. Damit widersprach sich Clausewitz auch in diesem Punkt selbst, denn an anderer Stelle hatte er zur Illustration seiner These, nach der der Krieg sich laufend verändere, die beschränkte physische Wirkung von Feuerwaffen im Mittelalter mit den weit größeren Wirkungen der Feuerwaffen seiner Zeit verglichen[14]. Letzteres griffen die sowjetischen Strategen und Theoretiker jedoch nicht auf. Stattdessen konzentrierten sich die Befürworter Clausewitz' in der UdSSR auf die erste Aussage. Sie gewannen nach dem Ende der stalinistischen Ära an Boden, und verteidigten im Gegensatz zu Malenkov die Ansicht, die Einführung von Kernwaffen könne das Wesen des Krieges als (rationale) Fortsetzung der Politik *nicht* verändern.

1956 leitete der 18. Parteitag der KPdSU in einer Reihe von Fragen eine umfassende Abrechnung mit der Lehre Stalins ein. Am 27. Januar 1957 pries Mao Zedong dann in einer Rede die intellektuellen Leistungen, die Marx, Engels und Lenin damit vollbracht hatten, dass sie die klassische deutsche Philosophie, die klassische britische politische Ökonomie und den französischen utopischen Sozialismus mit an Bord genommen hatten, während er bei Stalin nur Mängel aufzeigte:

> »In dieser Hinsicht war Stalin nicht so gut. Zum Beispiel bezeichnet man zurecht die klassische deutsche idealistische Philosophie als eine Reaktion der deutschen Aristokratie auf die französische Revolution. Die Einschätzung negiert die klassische deutsche idealistische Philosophie in Bausch und Bogen. Stalin negierte die deutsche Militärwissenschaft. Er sagte, sie

---

10 Leščinskij, Bankrotstvo voennoj ideologii, zit. in: Kitchen, The Political, S. 43 f.
11 Dinerstein, War, S. 71–75.
12 Kowalke, Die funktionale Bedeutung, S. 167.
13 Vom Kriege, S. 856.
14 Ebd., S. 336; Dinerstein, War, S. 71–75.

habe keinen Wert mehr und Clausewitz' Bücher brauche man nicht mehr zu lesen, weil die Deutschen doch besiegt worden seien[15].«

In den Augen von Leuten wie Stalin, fuhr Mao fort, »ist Krieg Krieg und Frieden eben Frieden; beides schließt einander aus und hängt überhaupt nicht zusammen. Krieg könne sich nicht in Frieden und Frieden nicht in Krieg verwandeln. Lenin zitierte aus Clausewitz: ›Der Krieg ist eine bloße Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln‹. Der Kampf in Friedenszeiten ist Politik, der Krieg ist ebenfalls Politik, wenn auch mit besonderen Mitteln[16].«

In diesem veränderten Klima fühlte sich Oberst Razin nun befugt, auf seine Frage zurück zu kommen und Clausewitz zu rehabilitieren. 1958 schrieb er, der große Preuße habe »die Entwicklung der Militärwissenschaft und der militärischen Praxis beeinflußt« und sei zu der entscheidenden Erkenntnis gelangt, dass es sich beim Krieg um ein gesellschaftliches Phänomen handle. Seine Lehre abzulehnen, würde bedeuten, sein Erbe auf dem Gebiet der Militärtheorie und –geschichte vollständig den reaktionären Kräften zu überlassen. Er ermahnte seine Landsleute, stattdessen das Werk Clausewitz' sorgfältig und gründlich zu studieren[17].

Damit war die Diskussion jedoch längst nicht abgeschlossen. 1961 schrieb General a.D. N. Talenski, der Krieg sei im militärischen Sinne kein rationales Mittel der Politik mehr. Ein Jahr später bezog er wieder die orthodoxe Position, dass jeglicher künftige Krieg von sozialökonomischen Faktoren entschieden werden würde und dass der Sozialismus als Grundlage der weiterentwickelten sozialökonomischen Ordnung auf jeden Fall siegen würde[18]. In seiner Rede am 12. Dezember 1962 vor dem Obersten Sowjet der UdSSR über »Die gegenwärtige Lage und die Außenpolitik der Sowjetunion« äußerte Chruščev selbst Zweifel daran, ob sein Land einen Atomkrieg gewinnen könnte[19]. So bekräftigte Chruščev damit Stalins Zweifel, dass die Lehre Clausewitz' von der Politik und vom Krieg als ihrem militärischen Instrument nach wie vor von Bedeutung sei. Allerdings lehnte er nicht wie Stalin deutsche Strategen in Bausch und Bogen ab, sondern fürchtete den Kernwaffenkrieg.

In der allgemeinen Kodifikation der sowjetischen Strategie, die unter dem Namen eines ihrer Herausgeber Vasilij Sokolovskij bekannt ist, wurde die Lehre Clausewitz' ohne Abstriche als Baustein der sowjetischen Doktrin angenommen. Auf dieser Grundlage entstand dann die Formel, dass das Wesen des Krieges als Fortsetzung der Politik trotz der sich verändernden Technik und Bewaffnung gleich bleibe. Das bedeutete aber nicht, Kernwaffen hätten das Wesen des Krieges verändert, der in der orthodoxen sowjetischen Doktrin als rationales Instrument der Politik

15 Zit. in: Yuan-Lin, Mao Zedong, S. 33 f.
16 Zit. in: Ebd., S. 34 f.
17 Razin, Die Bedeutung, S. 377 – 392.
18 Zit. in: Kondylis, Theorie des Krieges, S. 286 f.
19 Zit. in: Kowalke, Die funktionale Bedeutung, S. 168.

betrachtet wurde[20]. Interessanterweise hatte Mao anfangs ähnlich auf den Einsatz von Kernwaffen reagiert: Lange Zeit hatte er behauptet, Waffen seien weniger wichtig als Menschen, da diese schließlich die Waffen einsetzten. So äußerte er 1946 gegenüber der amerikanischen Journalistin Anna Louise Streng, »die Atombombe ist ein Papiertiger, mit dem die USA-Reaktionäre die Menschen einschüchtern wollen. Sie sieht fürchterlich aus, aber in Wirklichkeit ist sie es nicht. Natürlich ist die Atombombe eine Massenvernichtungswaffe. Aber über den Ausgang eines Krieges entscheidet das Volk, nicht ein oder zwei neue Arten von Waffen.« Auch bei anderer Gelegenheit wiederholte er die These, die Kernwaffe sei ein »Papiertiger«[21].

Darüber entbrannte jedoch eine heftige Diskussion. Kühn stellte General Talenskij 1962 erneut fest, »die Zeit« sei, wie Clausewitz richtig erkannt hatte, aufgrund der Neigung des Kriegs zu Extremen »vorüber«, in der die »Politik mit dem Krieg »spielen« und sein Ausmaß sowie die Formen des Kampfes bestimmen könne«[22]. Das war in dem Jahr, in dem die kubanische Raketenkrise die ganze Welt erschreckte. Am 24. September 1963 schrieb der politische Kommentator Boris Dimitriev in der *Izvestija:* »Der Krieg kann nur eine Fortsetzung der Torheit sein«. Oberst P. Trifonenkov musste bei den Orthodoxen Pluspunkte gesammelt haben, als er am 30. Oktober in der *Krasnaya Zvezda* scharf erwiderte, »dass die These vom Krieg als Fortsetzung der Politik niemals von einem Marxisten-Leninisten in Frage gestellt werden kann«[23]. Am 11. Dezember 1963 bekräftigte Marschall Sergej Birjuzov, Chef des Sowjetischen Generalstabs, mit entschiedenen Worten in der *Izvestija* erneut die Position der Orthodoxen[24]. Im Januar 1964 wurde diese Doktrin jedoch von Generalmajor N. Suško und Major Kondratkov kritisiert, die behaupteten, ein Atomkrieg habe aufgrund seines eindeutigen zerstörerischen und vernichtenden Wesens aufgehört, ein zuverlässiges Mittel zur Erreichung politischer Ziele zu sein, ganz egal, worin diese bestünden. »Moderne Waffen« hätten »den Krieg zu einem außergewöhnlich gefährlichen und riskanten Werkzeug der Politik gemacht.« Mit diesen Äußerungen wurden Suško und Kondratkov, wie schon Talenskij vor ihnen, zur Zielscheibe heftiger Kritik[25]. Unter anderen nutzte V. Cvetkov die Gelegenheit, Clausewitz und seinen berühmten Satz zu verteidigen[26]. Kondratkov gab jedoch nicht nach und äußerte immer wieder seine Kritik an der Gültigkeit der Clausewitzschen Formel im Nuklearzeitalter[27].

---

20 Sokolovskij, Soviet Military Strategy, S. 173–177.
21 Zit. in: Yuan-Lin, Mao Zedong, S. 223 f.
22 Talenskij, The »Absolute Weapon«, S. 24.
23 Zit. in: Kowalke, Die funktionale Bedeutung, S. 84.
24 Ebd., S. 83.
25 Zit. in: Dahm, Die sowjetische Militär-Doktrin, S. 394 f.; Rybkins Kritik zit. in: Kowalke, Die funktionale Bedeutung, S. 84.
26 Cvetkov, Vydajuščiisja voennyj myslitel' XIX veka, S. 47–49.
27 Kowalke, Die funktionale Bedeutung, S. 85.

Die orthodoxe Seite wiederum hielt an ihrer Position fest, so auch 1965, als sie in der für sie typischen Form wiederholte:

> »Die Feststellung, daß der nukleare Raketenkrieg aufgehört habe, ein Werkzeug der Politik zu sein, stimmt nur insofern, als es mit Hilfe von Kriegen unmöglich geworden ist, die Probleme und Widersprüche in der Welt zu lösen [...] In unserer Zeit gibt es kein einziges strittiges Problem, das die Anwendung von Kernwaffen rechtfertigen könnte. Doch das bedeutet nicht, daß der Krieg seine soziologisch-ökonomische und politische Natur geändert hätte [Der Atomkrieg wäre] Fortsetzung, Ausdruck, Werkzeug und Ergebnis der verbrecherischen Politik des Imperialismus zur Erlangung seiner Ziele[28].«

Bei Sokolovskij heißt es, dass

> »das Wesen des Krieges als Fortsetzung der Politik mit den Mitteln der Waffengewalt und der besondere Charakter des Krieges heute ausgeprägter zu sein scheinen, als es in der Vergangenheit der Fall war und moderne Mittel der Gewalt eine immer größere Bedeutung erlangen [...] Es sollte betont werden, daß [...] das Leninsche Konzept vom Krieg als Fortsetzung der Klassenpolitik mit den Mitteln der Gewalt und das Konzept vom Krieg als bewaffnete Auseinandersetzung im Namen bestimmter politischer Ziele auch noch in der Gegenwart Gültigkeit haben[29].«

Auf dem XXIII. Parteitag der Kommunistischen Partei der Sowjetunion 1966 bestätigte Armeegeneral Yepichov, Chef der Politischen Hauptverwaltung der Sowjetischen Streitkräfte, diesen orthodoxen Lehrsatz: Kernwaffen hätten nichts daran geändert, dass das sozialistische Lager in einem künftigen Krieg auf jeden Fall siegen müsse[30]. Diese Forderung wiederholte er auch 1969:

> »Bekanntlich suchen gewisse Ideologen des Imperialismus sowie Politiker und Militärs der kapitalistischen Staaten zu beweisen, daß Lenins Formel vom Krieg als Fortsetzung der Politik mit gewaltsamen Mitteln ›veraltet‹ und auf einen Krieg mit Kernwaffen nicht anwendbar sei, daß ein solcher Krieg angeblich keinen klassenpolitischen Inhalt [mehr] haben und nicht [mehr] die Fortsetzung der Politik von Staaten, von verschiedenen Klassen darstellen werde. Der Sinn dieser Behauptung besteht darin, die Volksmassen hinsichtlich des Klassencharakters, der wahren Ziele eines möglichen Krieges und seiner Folgen in die Irre zu führen und die Rolle der aggressiven Politik des Imperialismus bei der Vorbereitung und Entfesselung eines Krieges zu vertuschen. Die klassische Definition, die Lenin vom Wesen des Krieges gegeben hat, bildet die methodologische Grundlage dafür, das gesellschaftspolitische Wesen und die Eigenart eines möglichen Krieges mit Kernwaffen wissenschaftlich folgerichtig zu bestimmen. Ein dritter Weltkrieg wird – sollte es den Imperialisten trotz allem gelingen, ihn zu entfesseln – der entscheidende Klassenzusammen-

---

28 Zit. in: Kondylis, Theorie des Krieges, S. 287 f.
29 Sokolovskij, Soviet Military Strategy, S. 174, 177.
30 Kondylis, Theorie des Krieges, S. 287.

> stoß der beiden gegensätzlichen Gesellschaftssysteme sein. Was die imperialistischen Staaten betrifft, so wird dieser Krieg die Fortsetzung der verbrecherischen, reaktionären und aggressiven Politik des Imperialismus darstellen. Was dagegen die Sowjetunion und die Länder der sozialistischen Gemeinschaft betrifft, so wird er die Fortsetzung der revolutionären Politik für die Freiheit und Unabhängigkeit der sozialistischen Staaten sowie zur Sicherung des Aufbaus des Sozialismus und Kommunismus darstellen und der rechtmäßige und berechtigte Widerstand gegen eine Aggression sein[31].«

In den folgenden Jahren wurde dieses Thema auch von E. Rybkin und Marschall Kulikov aufgegriffen: Pazifisten wurden als Defätisten kritisiert, die den Imperialisten in die Hände arbeiteten und die antiimperialistische Front schwächten, indem sie verneinten, ein Atomkrieg könne mit dem Ergebnis eines ultimativen Sieges für den Sozialismus geführt werden[32]. So fand Clausewitz' Formel besonders bei den orthodoxen Falken großen Anklang, die ihren Kritikern nach Chruščev Abgang nicht nur zahlenmäßig überlegen waren, sondern sich auch eines größeren Einflusses erfreuen konnten.

In der Tat stellten militärische Denker wie Vasilij Y. Savkin Clausewitz Anfang der siebziger Jahre an die »Spitze des deutschen bürgerlichen Denkens«. Er habe zwar den Klassencharakter des Krieges nicht erkannt, der Entwicklung von Theorien über den Krieg aber einen großen Dienst erwiesen, weil er ihn mit der Politik verknüpfe habe[33]. In einer 1972 erschienenen Abhandlung über das philosophische Erbe Lenins betonte Arsenij S. Milovidov erneut, der Atomkrieg stelle wie jeder andere Krieg eine Fortsetzung des Klassenkampfes dar und die Möglichkeiten, die er als neues technisches Instrument böte, würden bei den politischen Zielen eines Krieges berücksichtigt[34].

Die dritte Auflage der *Großen Sowjetenzyklopädie* stellte anerkennend fest, Clausewitz habe »als erster den Versuch unternommen«, »eine allgemeine Theorie des Krieges zu entwickeln, die nicht auf spezielle Fragen von Strategie und Taktik beschränkt war« und er habe bekanntermaßen »den Krieg als Fortsetzung der Politik mit gewaltsamen Mitteln definiert«, obwohl »er den Klassencharakter des Krieges nicht erfaßte und ihn auf die Außenpolitik reduzierte«[35]. Die Lehren des »preußischen Generals«, der einer der »Schöpfer der Kriegskunst« gewesen sei, sind noch heute gültig. Bei den Klassikern des Marxismus-Leninismus genoss er aufgrund seiner Erkenntnisse hohes Ansehen. Eine zentrale Stellung in-

---

31 Zit. in: Dahm, Die sowjetische Militär-Doktrin, S. 395.
32 Beispiele in: Kowalke, Die funktionale Bedeutung, S. 86 f.
33 Savkin, The Basic Principles, S. 22–24, zit. in: Kitchen, The Political History, S. 44.
34 Milovidov, The Philosophical Heritage, zit. in: Kondylis, Theorie des Krieges, S. 288 f.
35 Great Soviet Encyclopedia, vol. 5, S. 652.

nerhalb seiner wissenschaftlichen Leistung nimmt Clausewitz' Lehre vom Zusammenhang zwischen Krieg und Politik ein: »Krieg ist die [...] Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln« und die Aussage, dass die Politik in versteckter Form bereits die Grundzüge eines künftigen Krieges trage. »Die Marxisten haben diese These stets zu Recht als theoretische Grundlage der Ansichten über die Bedeutung eines jeden Krieges betrachtet [...] Clausewitz hat richtigerweise behauptet, daß ›jede Epoche ihre eigenen Kriege hat‹ und daß Veränderungen in der Kriegskunst durch ›neue gesellschaftliche Bedingungen und Verhältnisse‹ verursacht werden«[36].

In den 1980er Jahren flammte die Diskussion um den Nexus zwischen Krieg und Politik im Nuklearzeitalter wieder auf und verlief fast genauso wie in den 1960er Jahren. 1982, während der Krise um die Mittelstreckenraketen, schrieb der General der Roten Armee G.V. Sredin:

> »Die Prämisse des Marxismus-Leninismus vom Krieg als Fortsetzung der Politik mit militärischen Mitteln bleibt auch in der Atmosphäre grundlegender Wandlungen im Militärwesen wahr. Diese These gewisser bürgerlicher Ideologen, daß nukleare Trägerwaffen den Krieg außerhalb des Rahmens der Politik gestellt hätten, daß der Atomkrieg sich der Kontrolle der Politik entziehe, daß er nicht mehr ein Mittel der Politik und nicht mehr ihre Fortsetzung sei, ist theoretisch falsch und politisch reaktionär[37].«

Im darauf folgenden Jahr veröffentlichte das *Philosophisch-Enzyklopädische Wörterbuch* jedoch einen Artikel von Aleksandr E. Bovin, einem sowjetischen Botschafter und politischen Kommentator der Zeitung *Izvestija*, in dem dieser behauptete, der Krieg stelle zwar nach wie vor die Erweiterung der Politik gesellschaftlicher Klassen dar, rational gesehen könne er der Politik aber nicht mehr als solches Instrument dienen, da sich die gesellschaftspolitischen und militärtechnischen Faktoren die Wahrscheinlichkeit eines weltweiten Atomkrieges objektiv verringert hätten.

1985 wiederholte General Machmut A. Gareev, Stellvertreter des Chefs des Sowjetischen Generalstabs und Hauptautor einer offiziellen Frunze-Biographie, die orthodoxe Ansicht, dass selbst heute ein Krieg die logische Fortsetzung der Politik sein könne und ein Vergeltungsschlag mit Kernwaffen in einem Krieg eine zu rechtfertigende Maßnahme. Die Clausewitzsche Formel zu negieren, würde bedeuten, in der Gesellschaft Verwirrung zu stiften und den aggressiven Charakter der Politik des Imperialismus zu verschleiern. Gareev schrieb: »Es ist nicht akzeptabel, Clausewitz zusammen mit reaktionären Elementen zu ignorieren, nur weil er Militärideologe des vorindustriellen Zeitalters der Kriegführung war[38].« Gareev mit seiner großen Machtbasis innerhalb des sowjetischen Militärs war einer der Haupt-Kontrahenten Gorbačevs bei dessen Streben

---

36 Ebd., Bd 12, S. 114.

37 Zit. in: Kowalke, Die funktionale Bedeutung, S. 88. Siehe auch Schröder, Gorbatschow.

38 Gareev, M.V. Frunze, S. 86.

nach einer Ost-West-Entspannung und nach tiefgreifenden Reformen in der UdSSR und im Warschauer Pakt.

Es gibt zahlreiche Beweise dafür, dass die Katastrophe von Tschernobyl, die sich in jenem Jahr ereignete, die Chancen der Zweifler, die zumeist nicht den Streitkräften angehörten, verbesserte. 1986 erneuerte Alexander Bovin in einem Artikel für die Zeitschrift *Kommunist* seine frühere Behauptung, Clausewitz sei im Nuklearzeitalter überholt, da ein Krieg zur Verfolgung politischer Ziele keinen Sinn mehr habe. In derselben Zeitschrift unterstützte Lev Feoktistov diese Ansicht: »Wenn der Krieg prinzipiell die Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln ist, so sind diese Mittel heute dazu geeignet, den thermonuklearen Krieg zur Fortsetzung einer selbstmörderischen und verbrecherischen Politik zu machen, die die ganze Menschheit bedrohe[39].« 1987 setzte sich schließlich Valentin Zagladin, Mitglied des Zentralkomitees der KPdSU, mit dem Gewicht seiner Persönlichkeit für die Zweifler ein und stellte fest, »dass ein Kernwaffenkrieg nicht die Fortsetzung der Politik wäre«[40]. Anatoli Uktin und Daniil Proėktor vom Institut für Weltwirtschaft und internationale Beziehungen, dem Forschungsinstitut, bei dem sich Michail Gorbačev so häufig Rat holte, schrieben: »Die Clausewitz-Formel hat heute jeden Sinn verloren«, »der kluge ›Kriegslehrer‹ Karl von Clausewitz ist für Europa überholt[41].« Gorbačev äußerte selbst in seinem 1987 geschriebenen Buch *Perestroika*:

> »Ein Kernwaffenkrieg kann nicht das Mittel sein, um politische, wirtschaftliche, ideologische oder wie auch immer geartete Ziele zu erreichen [...] Der seinerzeit klassische Satz von Clausewitz: Der Krieg ist die Fortsetzung der Politik, nur mit anderen Mitteln, ist hoffnungslos veraltet. Er ist historisch überlebt[42].«

Die Falken gaben sich dennoch nicht geschlagen. So behauptete Generalleutnant Vladimir Serebrjannikov, der Krieg sei so politisiert und technisiert«[43] wie nie zuvor, und Tabunov, einer seiner Mitstreiter, warnte davor, die Clausewitzsche Formel vorschnell zu verwerfen[44]. Erst am 7. Dezember 1987 konnte Gorbačev dieser Debatte ein Ende bereiten, indem er, an die UN-Vollversammlung gewandt, seine Meinung klarstellte: »Es ist offensichtlich [...], dass die Anwendung oder Androhung von Gewalt kein Mittel der Außenpolitik mehr sein kann oder darf[45].« Nach langem Ringen konnte sich Gorbačev schließlich gegen die Militärs durchsetzen: Die Strategie der Warschauer Vertragsorganisation wurde endlich wirklich auf die Verteidigung ausgerichtet und damit der Weg

---

39 Kommunist 10 (1986), 15, zit. in: Kowalke, Die funktionale Bedeutung, S. 89.
40 Zit. in: Kowalke, Die funktionale Bedeutung, S. 89.
41 Kowalke, Die funktionale Bedeutung, S. 89, 172 f.; siehe auch Proėktor, O politike, Klauzevice.
42 Gorbačev, Umgestaltung, S. 178 f.
43 Serebrjannikov, S učetom, S. 9–16.
44 Zit. in: Kowalke, Die funktionale Bedeutung, S. 89.
45 Ebd., S. 91.

zum Vertrag über die Beseitigung von Flugkörpern mittlerer und kurzer Reichweite (INF-Vertrag) und zum Vertrag über Konventionelle Streitkräfte in Europa (KSE-Vertrag) geebnet. Mit dieser Kampfansage an den Leninismus und die Clausewitzsche Formel wurde aber der Marxismus-Leninismus selbst in Frage gestellt. Sie trug direkt zum Ende des Warschauer Pakts 1990 und zum Zerfall der Sowjetunion 1991 und damit zum Untergang des Marxismus-Leninismus in Europa bei.

Gleichzeitig brachte aber das Ende des Kalten Krieges eine Veränderung in der strategischen Landschaft der Welt. Von 1991 an war nicht mehr jeder Krieg, wo auch immer er stattfand, automatisch ein Schachspiel zwischen Ost und West. Im Kalten Krieg waren fast alle lokalen Konflikte, von Korea bis Afghanistan, von Algerien bis Angola, im Mittleren Osten so wie in Lateinamerika, auf irgendeine Weise mit der Gefahr einer Eskalation zum im Grunde genommen allen Seiten unerwünschten Weltkrieg verbunden gewesen, was gleichzeitig eine Eskalation beschränkt hatte. Anders ist es mit den lokalen Kriegen seit Ende des Kalten Krieges. Zumindest wurde augenfällig, dass Staatsführer wie Slobodan Miloševič und Saddam Hussein den Krieg als Instrument ihrer Politik betrachteten, und lange war durchaus nicht klar, dass sie damit keinen Erfolg haben würden.

Es darf deshalb nicht überraschen, dass Armeegeneral Viktor Samsonov Ende 1996 in einem Artikel mit der Überschrift »Eine andere Deutung des Begriffs Krieg: Die Zeit verlangt, Korrekturen an der klassischen Formel Carl von Clausewitz' vorzunehmen« die Clausewitz-Formel effektiv rehabilitierte[46]. Zweck dieses Artikels war wohl eine Polemik gegen die amerikanische Hegemonie und die Osterweiterung der NATO, die er als »das verrufenste [...] Rudiment der alten konfrontativen Epoche« bezeichnete. Samsonov war noch zu Zeiten der UdSSR einer der führenden Militärs gewesen und im Oktober 1996 zum Chef des Generalstabs der Russischen Föderation ernannt worden. In der klassischen Tradition der Falken der 60er bis 80er Jahre sprach er sich gegen eine fundamentale Änderung des Wesens des Krieges seit Erfindung der Kernwaffen aus:

> »Die qualitativen Veränderungen in den Mitteln des bewaffneten Kampfes haben die illusionäre Vorstellung erzeugt, daß die bekannte Formel Carl von Clausewitz', die den Krieg als Fortsetzung der Politik mit anderen, gewaltsamen Mitteln bezeichnet, nicht mehr gilt.«

Samsonov gestand zu, dass der umfangreiche Einsatz von Kernwaffen »die Kriegsteilnehmer in die Selbstvernichtung führen« könne »und die menschliche Zivilisation in den Untergang«. Dies scheine in der Tat »sinnlos«. Doch die Praxis sei anders, meinte er, denn das Ende des Kalten Krieges »hat nicht zu radikalen Veränderungen in den Arsenalen« geführt (was übrigens nicht stimmt, Anmerkung des Verfassers).

---

[46] Nezavisimoe voennoe obozrenie, Beil. 23 zur Nazavisimaja gazeta (26. 12.1996), übers. und komment. von Franz Walter; Generalstabschef Samsonov korrigiert Carl von Clausewitz, Clausewitz Studien (Jahresband 1997), S. 210–221.

»Die führenden Staaten des Westens erkennen mit Worten die Priorität politischer Argumente an. *De facto* fuhren sie fort, ihre militärischen Mittel und Mittel zur Gewaltausübung zu verbessern. Mehr noch, gerade auf diese Mittel setzen sie bei der Erreichung ihrer politischen Ziele in den nach eigenem Gutdünken definierten ›Zonen vital wichtiger Interessen‹ [...]

Die Entscheidung, den Militärblock der NATO nach Osten zu erweitern, bezeugt am deutlichsten die unveränderte Einstellung einer Reihe führender westlicher Staaten zum Krieg als Fortsetzung der Politik mit anderen, gewaltsamen Mitteln. Dabei wird von den Initiatoren und Apologeten dieser Entscheidung, die auf militaristischen Stereotypen basiert, der objektive Umstand völlig ignoriert, daß sich die geopolitsche Situation in Europa und der Welt radikal verändert hat, daß es die UdSSR und den Warschauer Pakt, gegen die das Nordatlantische Bündnis mit seiner gigantischen Militärmaschine geschaffen wurde, nicht mehr gibt.«

Nach einer umfassenden Kritik an den USA und ihrer neuen politisch, technologisch, wirtschaftlich und militärisch begründeten Vormachtstellung und Weltpolitik, kam er zu dem Schluss, der Begriff des Krieges sei neu zu definieren:

»Der Krieg ist ein Verfahren zur Erreichung politischer Ziele mittels Lösung der Gegensätze zwischen Staaten (Gruppen oder Koalitionen von Staaten) durch Einsatz politischer, ökonomischer, finanzieller, diplomatischer, informatorischer, technologischer und anderer Mittel in Verbindung mit der Androhung des Einsatzes oder des direkten Einsatzes von Streitkräften.«

In der heutigen Zeit stelle allerdings »der bewaffnete Kampf mit Einsatz traditioneller Waffenarten nicht den Hauptinhalt des heutigen Krieges« dar; man bediene sich stattdessen Mitteln wie »ökonomischen Sanktionen« und anderer Formen des Drucks. Allen solchen »aggressiven Bestrebungen, u.a. auch in nichttraditioneller Form«, müsse man vorbeugen, sie frühest möglich neutralisieren und »die nationalen Interessen fest und konsequent [...] verfolgen und [...] schützen.«

Insgesamt ist Samsonov damit zur der Leninschen (und Ludendorffschen) Formel vom Krieg als einem der Politik übergeordneten Zustand zurückgekommen, der sich mal »politischer, diplomatischer und anderer nichtmilitärischer Mittel« bediene, mal der Gewalt[47]. Es ist dies eine Entwicklung der Clausewitzschen Formel vom Krieg als Mittel der Politik, die, unter der Welt-Interpretation des ewigen Konfliktes »nationaler« Interessen gehandelt, der Welt bis heute nur Krieg und Leid beschert haben – wahrscheinlich die giftigsten Früchte, die Clausewitzsche Ideen auf einem falschen Stamm hervorgebracht haben.

47 Ebd.

2. Clausewitz und die westliche Strategie im Kalten Krieg

Während die sowjetischen Strategen erst am Ende des Kalten Krieges zu der Erkenntnis gelangten, dass es sich bei einem Atomkrieg kaum um eine sinnvolle Fortsetzung der Politik handeln könne, kamen die meisten westlichen Strategen sehr viel schneller zu dieser Schlussfolgerung. Bezeichnend sind die Worte des amerikanischen Strategiehistorikers Russell Weigley:

> »Nach den Atomdetonationen von Hiroshima und Nagasaki war Clausewitz' ›Gebrauch der Gefechte‹ als alles abdeckende Definition der Strategie nicht mehr brauchbar. Eine Vernichtungsstrategie könnte jetzt so allumfassend sein, daß ein Gebrauch von Gefechten, bei denen es auch zur Anwendung von Kernwaffen kommt, nicht mehr ›dem Ziel des Krieges‹ dient, es sei denn, das Ziel des Krieges bestünde darin, das feindliche Land in eine Wüste zu verwandeln. Damit könnte man dem rationalen Zweck der Staatskunst nicht gerecht werden. Außerdem würde, wenn die Vereinigten Staaten das Monopol an Kernwaffen einbüßten, das sie 1945 besaßen, der ›Gebrauch von Gefechten‹ unter Einsatz von Kernwaffen mit großer Wahrscheinlichkeit nicht nur Amerikas Feinde über den vernünftigen Zweck hinaus, sondern auch die Vereinigten Staaten selbst zerstören[48].«

Auch der französische Soziologe und Strategie-Philosoph Raymond Aron war der Ansicht, der Krieg könne im Nuklearzeitalter keine vernünftige Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln mehr sein. So meinte er, dass Clausewitz' Kritiker »nicht um das Paradox unserer Zeit herum kommen, nämlich die Möglichkeit unbeschränkter Gewalt, die, ohne dass die Drohung ausgestoßen wird, die effektive Gewalt einschränkt«[49]. So wurde die Frage, ob ein Kernwaffenkrieg eine vernünftige Fortsetzung der Politik darstelle, im Westen meistens mit Nein beantwortet, selbst wenn die nukleare Abschreckung weiterhin von der Mehrzahl der Strategen als nützlicher Schutz gegen einen großen Krieg betrachtet wurde. Das führte dazu, dass sie entweder argumentierten, Clausewitz' Ansicht vom Krieg gehöre aufgrund der Entwicklung von Kernwaffen auf den Müllhaufen der Geschichte, oder aber sie betonten im Gegensatz dazu, Kernwaffen seien Mittel einer rationalen Politik, die darauf gerichtet sei, einen großen Krieg zu verhindern. Die USA und ihre NATO-Alliierten haben ihr Schicksal de facto von der Fähigkeit beider Seiten abhängig gemacht, sich unter allen Umständen noch gegenseitig zerstören zu können (*Mutually Assured Destruction*), eine Fähigkeit, die formal bestätigt wurde in der Vereinbarung zur Begrenzung der Systeme zur Abwehr ballistischer Flugkörper im ABM-Vertrag von 1972. Der Westen baute dabei auf die

---

48 Weigley, The American Way, S. 365.
49 Aron, Penser la guerre, t. 2, S. 183.

(wie er hoffte) abschreckende Wirkung dieser Waffenverteilung. Diese Verknüpfung kann man eigentlich nur als Eingeständnis sehen, dass ein Dritter Weltkrieg mit Kernwaffen nicht akzeptabel gewesen wäre[50].

Jene angloamerikanischen Nuklearstrategen dagegen, die einer dem Krieg nicht so ablehnend gegenüberstehenden Schule angehörten, unter ihnen Keith Payne und Colin S. Gray, behaupteten im Wesentlichen, der »Sieg« müsse das Ziel der militärischen Planung sein, so lange der Krieg ein Instrument der Politik sei, und machten geltend, dass die Militärplaner selbst im Nuklearzeitalter keine andere Wahl hätten, als anzunehmen, dass dem so sei[51]. Ihr Einfluss kommt in der Anordnung des Präsidenten (*Presidential Directive*) Nr. 59 vom Juli 1980 über die »Strategie des Gegengewichts« (*Countervailing Strategy)* zum Ausdruck. Wie ein Kritiker bemerkte, »wird Clausewitz damit zu einem Medium der Förderung von Bemühungen, mit denen man sich auf jeder Ebene des Gefechts behaupten kann, bis hin zum großangelegten nuklearen Schlagabtausch«[52].

Amerikas Bündnispartner in der NATO akzeptierten diese Strategie des Gegengewichts jedoch nie. Welche nuklearen Optionen die Allianz sah, kommt somit in der Stellungnahme eines der höchsten Militärführer eines ihrer wichtigsten Mitglieder zum Ausdruck, nämlich General Ulrich de Maizière, ehemaliger Generalinspekteur der Bundeswehr:

> »Bei der NATO gibt es keinen militärischen Automatismus: die Politik entscheidet über die ›erforderlichen Anstrengungen‹; sie entscheidet, welche Mittel angemessen sind, und diese Mittel gibt sie dann für die Nutzung durch die militärische Führung frei. Das gilt insbesondere für Kernwaffen. Ein großangelegter nuklearer Schlagabtausch kann kein sinnvoller Kriegsakt sein, der einem politischen Zweck dient, da er zur Auslöschung beider Seiten führen würde, des Aggressors und des Verteidigers. Er ist unwahrscheinlich geworden, solange die Politik mit dieser Erkenntnis gekoppelt ist, an die Clausewitz [...] glaubte [...] Kernwaffen sind vor allem politische Waffen, die der Verhinderung eines Krieges dienen. Sie sind notwendig, solange einer der zwei Kontrahenten sie besitzt. [Nur ein] Einsatz von Kernwaffen, der zahlenmäßig begrenzt, in seiner Wirkung genau abgestimmt und sorgfältig gezielt ist, kann einem sinnvollen politischen Zweck dienen [...] Deshalb haben Kernwaffen, auf welche Art auch immer sie eingesetzt werden, hauptsächlich politische und erst in zweiter Linie militärische Bedeutung. Mehr denn je muß der politische Zweck der Maßstab nicht nur für die militärische Aktion, für die man sich entscheidet, sein, sondern auch für die Art von Mitteln, die eingesetzt werden sollen. Zweck und Mittel müssen übereinstimmen. Das Nuklearzeitalter widerspricht Clausewitz nicht, sondern bestätigt [seine Lehre] auf äußerst über-

---

50 Moody, Clausewitz, S. 417–433.
51 Gray/Payne, Victory, S. 14–27.
52 Nardulli, Clausewitz, S. 506.

zeugende Art ›[...], denn die politische Absicht ist der Zweck, der Krieg ist das Mittel, und niemals kann das Mittel ohne Zweck gedacht werden[53].‹«

In der Mehrzahl machten sich die westlichen Strategen das Credo der Abschreckung zu Eigen, das heißt, die Hoffnung, dass die Furcht vor einem Atomkrieg groß genug sein würde, um die andere Seite davon abzuhalten, bewusst einen großen Krieg vom Zaune zu brechen. Dabei zeigten die Europäer die größte Bereitschaft, ihren Glauben an diese Doktrin zu bekunden. Immer wieder findet man die für die Europäer typische Behauptung, der Krieg müsse im Nuklearzeitalter mehr denn je von politischen Überlegungen beherrscht werden[54]. Jedoch erkannte man auch die Gefahr, dass ein Atomkrieg durch einen Zufall oder infolge einer Fehleinschätzung als Eskalation eines kleinen Zusammenstoßes verursacht werden könnte und betrachtete Clausewitz als jemanden, der die Grundlage für das Konzept der Eskalation gelegt hatte.

a) Die westlichen Strategen des Kalten Krieges und das Erbe Clausewitz'

Im Nuklearzeitalter versuchten die Strategen insbesondere in den USA und Großbritannien, aber auch in Frankreich, Lehren aus den zwei Weltkriegen zu ziehen. So bezeichnete der amerikanische Strategie-Experte Bernard Brodie z.B. den Ersten Weltkrieg als »die größte Katastrophe der Neuzeit, aus der man für die Zukunft vielleicht mehr lernen könne als aus dem Zweiten Weltkrieg, der in der Tat sein Abkömmling war«[55]. »Der Erste Weltkrieg war ein Krieg ohne Zweck, den scheinbar niemand zu verhindern und, als er einmal begonnen hatte, niemand aufzuhalten wusste[56].« Könnte sich eine solche Katastrophe im Nuklearzeitalter wiederholen?

Manch ein westlicher Sicherheitsexperte behauptete, dass Clausewitz durch sein Konzept vom absoluten Krieg, wie es im Ersten Buch in *Vom Kriege* formuliert ist und in dem es als abstrakte Vorstellung von der Entladung von Gewalt ohne Reibung beschrieben wird, zum »Propheten der Apokalypse« und zum »ungläubigen Historiker einer apokalyptischen Zukunft«, eines uneingeschränkten nuklearen Dritten Weltkriegs geworden sei[57]. Häufiger noch als in den Debatten der UdSSR und vor allem früher wurde Clausewitz im negativen Sinne zitiert: Wie könnte der Krieg noch eine *vernünftige* Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln sein, wenn die Folge des Krieges in keinem Verhältnis zu einem politischen

---

53 Vom Kriege, S. 210; Maizière, Politische Führung, S. 97 f.
54 Beispielsweise in einer westdeutschen Veröffentlichung von Auszügen aus Clausewitzschen Aussagen: Stamp, Clausewitz, S. 13 f.
55 Brodie, Strategy, S. 43.
56 Ebd., S. 55.
57 Leman, Clausewitz, S. 10–12.

Ziel stehen könnte? Schon 1945, direkt nach Abwurf der Atombomben auf Hiroshima und Nagasaki schrieb Brodie als einer der wenigen, die das schreckliche Potenzial dieser neuen Art der Kriegführung erkannte:

> »[D]er erste und wichtigste Schritt besteht in jedem amerikanischen Sicherheitsprogramm für das Zeitalter der Atombombe darin, Maßnahmen zu ergreifen, die uns im Fall eines Angriffs die Möglichkeit der Vergeltung mit gleichen Mitteln garantieren. Momentan mache ich mir keine Sorgen darüber, wer den nächsten Krieg, in dem Atomwaffen eingesetzt werden, *gewinnen* wird. Bisher hatte der Hauptzweck unseres Militärs darin bestanden, Kriege zu gewinnen. Von nun an muß sein Hauptzweck darin bestehen, sie abzuwenden. Einen anderen sinnvollen Zweck kann es kaum haben[58].«

Und er kam zu der Schlussfolgerung:

> »Unter der einfachen Clausewitzschen Prämisse, [...] daß der Krieg ein vernünftiges politisches Ziel haben muß, mit dem die militärischen Einsätze in vernünftiger Weise im Einklang stehen müssen, haben wir davon auszugehen, daß ein ›allgemeiner Krieg‹ mit thermonuklearen Waffen nie begonnen werden darf, so notwendig wir es auch finden mögen, physische Vorbereitungen zu treffen, als könnte ein solcher Krieg ausbrechen. Von dieser Prämisse auszugehen, ist alles andere als leicht, und [...] die Vorstellung von einem großangelegten konventionellen Krieg ist einfach keine Lösung. Wir brauchen eine neue Diplomatie, deren Anfänge sich in der Tat gerade herausbilden [...] Wir müssen [...] [Ivan] Blochs alte Frage nach der *Möglichkeit* eines solchen Krieges, zu dem es nie kommen darf und der heute und in der Zukunft wirklich zu jenem nationalen Selbstmord führen würde, wieder aufgreifen, [...] die, wie wir jetzt wissen, für unsere Zeit gilt, für seine jedoch nicht[59].«

Wie wir schon im 1. Kapitel erwähnt haben, war Bloch ein osteuropäischer Intellektueller des späten 19. Jahrhunderts gewesen, der am Vorabend des Ersten Weltkrieges behauptet hatte, ein solcher Krieg sei unwahrscheinlich. Er begründete diese Behauptung damit, dass ein großer Krieg für die entwickelten, miteinander durch den Handel im hohen Maße verbundenen Industrienationen zu selbstzerstörerisch sein würde, als dass er sich nach Vernunftskriterien lohnen könnte[60]. Diese exzessiv auf die Vernunft bauende These, die sich leider sowohl mit dem Ersten als auch mit dem Zweiten Weltkrieg als zu optimistisch erwiesen hatte, wurde nun im Kernwaffenzeitalter von Denkern wie Brodie und Aron aufgenommen[61]. Wiederholt behauptete Brodie, »dass der Einsatz von konventionellen Streitkräften und damit der Bedarf an ihnen in Größenordnungen wie in den Weltkriegen allein aufgrund der Tatsache, dass Kernwaffen in

---

58 Brodie, The Atomic Bomb, zit. in: The Absolute Weapon, S. 76.
59 Brodie, War, S. 421.
60 Bloch, The War of the Future.
61 Aron, War. Gegen Ende des Kalten Krieges wurde sie erneut aufgewärmt von Muller, Retreat.

großer Zahl existieren, überholt« seien[62]. Er war lediglich der erste von vielen, die diese Schlussfolgerung aus dem Einsatz von Atombomben gegen die unglücklichen Städte Hiroshima und Nagasaki gezogen haben. Wie wir gesehen haben und wie auch der westdeutsche Wissenschaftler Werner Gembruch feststellte, glaubte Clausewitz zwar, die Waffentechnik trage dazu bei, dass sich die einzelnen Perioden der Kriegführung voneinander unterschieden, doch widmete er ihrer Bedeutung im Krieg nur geringe Aufmerksamkeit. So äußerte sich auch Gembruch:

> »Im Hinblick auf die Kriegskunst als Aufgabe der Politik muß man heute fragen, ob bei der durch die moderne wissenschaftlich-technische Entwicklung – nicht nur der Raketen und Atomwaffen – eröffneten Möglichkeit einer perfekten Konzentration von Vernichtungskraft in Raum und Zeit der Krieg überhaupt noch als Mittel zur Lösung politischer Fragen gelten kann [...] Tötet die Technik den Krieg, wie und wie sie ihn immer tödlicher hat werden lassen? Hebt die totale Vernichtungskraft moderner Waffentechnik [...] zumindest den ›großen Krieg‹ als Möglichkeit schließlich auf[63]?«

Wenn die Antwort »nein« wäre, könnte es noch die Hoffnung geben zu verhindern, dass der Krieg durch die Dominanz in der Eskalation oder die Steigerung (*escalation dominance*) zum Äußersten führt. Um dieses Konzept zu erklären, muss man sich zuerst Clausewitz' Beitrag zum Konzept der Eskalation zuwenden.

b) Clausewitz und die Eskalation

Bereits 1810–1812 erstellte Clausewitz im Unterricht, den er dem Kronprinzen erteilte, eine Kosten-Nutzen-Rechnung für den Krieg: »Natürlich sucht man im Kriege immer die Wahrscheinlichkeit des Erfolges auf seiner Seite zu haben, sei es, indem man auf physische oder auf moralische Vorteile zählt. Allein dies ist nicht immer möglich; man muß oft etwas gegen die Wahrscheinlichkeit unternehmen, wenn man nämlich nichts Besseres tun kann[64].«

Im Ersten Buch von *Vom Kriege* schrieb er:

> »Nun könnten menschenfreundliche Seelen sich leicht denken, es gebe ein künstliches Entwaffnen oder Niederwerfen des Gegners, ohne zuviel Wunden zu verursachen, und das sei die wahre Tendenz der Kriegskunst [...] Sind *die* Irrtümer, welche aus Gutmütigkeit entstehen, gerade die schlimmsten [...] so muß der, welcher sich dieser Gewalt rücksichtslos, ohne Schonung des Blutes bedient, ein Übergewicht bekommen, wenn der Gegner es nicht tut [...] Dadurch gibt er dem anderen das Gesetz, und so steigern sich beide bis zum äußersten, ohne daß es andere Schranken gäbe

62 Ebd., S. 412.
63 Gembruch, Die Faktoren »Technik«, S. 465–472.
64 Vom Kriege, S. 1048.

> als die der innewohnenden Gegengewichte [...] Wir wiederholen also unseren Satz: der Krieg ist ein Akt der Gewalt, und es gibt in der Anwendung derselben keine Grenzen; so gibt jeder dem anderen das Gesetz, es entsteht eine Wechselwirkung, die dem Begriff nach zum äußersten führen muß[65].«

Nun hatte zwar Clausewitz in seiner Ideal-Kriegs-Phase geschrieben, »das Ziel des Krieges besteht darin, den Feind wehrlos zu machen«. Als der Realist, der er später wurde, sah er aber ein, dass es nicht immer so weit kommen musste. Wenn es möglich wäre, den Krieg zu begrenzen, dann kann er sogar zum Handel und zum Geschäft werden. Die Steigerung zum Äußersten konnte so in bestimmten Umständen in der Realität vermeidbar sein:

> »Wenn der Gegner unseren Willen erfüllen soll, so müssen wir ihn in eine Lage versetzen, die nachteiliger ist als das Opfer, welches wir von ihm fordern; [...] Jede Veränderung dieser Lage, welche durch die fortgesetzte kriegerische Tätigkeit hervorgebracht wird, muß also zu einer [für den Feind] noch nachteiligeren führen, wenigstens in der Vorstellung. Die schlimmste Lage, in die ein Kriegführender kommen kann, ist die gänzliche Wehrlosigkeit. Soll also der Gegner zur Erfüllung unseres Willens durch den kriegerischen Akt gezwungen werden, so müssen wir ihn entweder faktisch wehrlos machen oder in einen Zustand versetzen, daß er nach Wahrscheinlichkeit damit bedroht sei[66].«

Eben diese Fähigkeit, die Drohungen von noch Schlimmerem in den Handel einzubringen, also einer Steigerung der Intensität des Krieges, kann verhindern, dass sich reelle Kriege zum Äußersten steigern[67]. Im 2. Kapitel des Ersten Buchs lesen wir: »Je kleiner das Opfer ist, welches wir von unserem Gegner fordern, um so geringer dürfen wir erwarten, daß seine Anstrengungen sein werden, es uns zu versagen. Je geringer aber diese sind, um so kleiner dürfen auch die unsrigen bleiben[68].«Im Weiteren diskutiert Clausewitz

> »die Wahrscheinlichkeit des Erfolges [...], ohne die feindliche Streitkraft niederzuwerfen, nämlich solche Unternehmungen, die eine unmittelbare politische Beziehung haben. Gibt es Unternehmungen, die vorzugsweise geeignet sind, Bündnisse unseres Gegners zu trennen oder unwirksam zu machen, uns neue Bundesgenossen zu erwerben, politische Funktionen zu unserem Besten aufzuregen usw., so ist leicht begreiflich, wie dies die Wahrscheinlichkeit des Erfolges sehr steigern und ein viel kürzerer Weg zum Ziel werden kann, als das Niederwerfen der feindlichen Streit kräfte[69].

---

65 Ebd., S. 192, 194.
66 Ebd., S. 194.
67 Ebd., S. 203 f.
68 Ebd., S. 200.
69 Ebd., S. 218 f.

> [Im äußersten Fall] ist eine Beurteilung der Lage vielleicht ausreichend. Dann kommt es nicht zum Kampf: die schwächere Seite weicht sofort[70].«

Und im 2. Kapitel des Achten Buches können wir lesen:

> »Man fängt keinen Krieg an, oder man sollte vernünftigerweise keinen anfangen, ohne sich zu sagen, was man mit und was man in demselben erreichen will, das erstere ist der Zweck, das andere das Ziel. Durch diesen Hauptgedanken werden alle Richtungen gegeben, der Umfang der Mittel, das Maß der Energie bestimmt, und er äußert seinen Einfluß bis in die kleinsten Glieder der Handlung hinab[71].«

Damit unterstrich Clausewitz die Notwendigkeit, alle Möglichkeiten einer Steigerung zu berücksichtigen, ehe man sich in einen Krieg wagt. Dies bringt er erneut in Kapitel drei des Achten Buches zum Ausdruck:

> »Die Theorie fordert [...], daß bei jedem Kriege zuerst sein Charakter und seine großen Umrisse nach der Wahrscheinlichkeit aufgefaßt werden, die die politischen Größen und Verhältnisse ergeben. Je mehr nach dieser Wahrscheinlichkeit sein Charakter sich dem absoluten Kriege nähert, je mehr die Umrisse die Masse der kriegführenden Staaten umfassen und in den Strudel hineinziehen [...] um so notwendiger [wird es], nicht den ersten Schritt zu tun, ohne an den letzten zu denken[72].«

Auf dieser Grundlage baute Clausewitz sein Konzept von der Steigerung auf, das ihn im Nuklearzeitalter natürlich besonders interessant machte. Wenn der letzte Schritt der Steigerung in einem solchen Krieg in der Anwendung von Kernwaffen läge, müsste man schon zögern, den ersten Schritt zu gehen. Dies trifft allerdings auf jeden großen Krieg in gleicher Weise zu, selbst in einer Zeit, in der es noch keine Kernwaffen gab. Es ist schwer zu glauben, dass die Monarchen und Regierungen, die den Ersten Weltkrieg begannen, sowie Hitler oder die japanische Regierung am Vorabend des Zweiten Weltkriegs den »letzten Schritt« und die Wahrscheinlichkeit, dass er getan würde, vorhersehen konnten. Diesen Mangel an kühler Erwägung hatte Clausewitz nicht vorausgesehen, als er über die napoleonischen Kriege schrieb.

Westliche Strategen, die sich in ihren Schriften mit dem Kalten Krieg befassten, glaubten wie Clausewitz an die kühle Planung und Rationalität einer jeden Kriegsführung. Sie wandten die Vorstellungen Clausewitz' von der Steigerung an, um die Gefahr einer nuklearen Eskalation im Krieg in einen Vorteil für die eigene Seite zu verwandeln. Am berühmtesten wurde die Definition Herman Kahns vom Hudson-Institut, der mit Henry Kissinger eines der beiden Vorbilder für Stanley Kubricks manischen Strategen Dr. Strangelove war. »Eskalation«, so Herman Kahn, ist »das Erreichen einer höheren Konfliktebene bei internationalen Krisenlagen«. »In einer typischen Eskalationslage«, schrieb Kahn,

---

70 Ebd., S. 224 f.
71 Ebd., S. 952.
72 Ebd., S. 959.

»gibt es bei einer gewissen Form von beschränkten Auseinandersetzungen zwischen zwei Seiten wahrscheinlich einen ›Wettbewerb im Eingehen von Risiken‹ [diesen Begriff schreibt er Thomas Schelling zu] oder zumindest Entschlossenheit und eine Anpassung an die vor Ort vorhandenen Kräfte und Mittel. Normalerweise könnte jede Seite gewinnen, wenn sie ihre Anstrengungen irgendwie verstärkt, *vorausgesetzt, daß die andere Seite diese Intensivierung der Anstrengungen nicht zunichte macht*, indem sie ihrerseits ihre Anstrengungen vergrößert. Außerdem ist es häufig klar, daß, wenn die Intensivierung der Anstrengungen von der Gegenseite nicht mit verstärkten Anstrengungen beantwortet wird und deshalb zum Sieg führt, die Kosten der verstärkten Anstrengungen im Vergleich zu den Vorteilen, die ein Sieg mit sich bringt, gering sind. Deshalb wirkt wahrscheinlich die Furcht, die andere Seite könnte reagieren bzw. überreagieren, eher einer Eskalation entgegen, indem sie abschreckt, als die Unerwünschtheit oder die Kosten der Eskalation selbst. Aus diesem Grund kommt es zu einem ›Wettbewerb im Eingehen von Risiken‹ und zur Entschlossenheit.«

Auf dem Clausewitzschen Konzept von der Dialektik der zwei wettstreitenden Willen der gegnerischen Parteien aufbauend, fuhr Kahn fort:

»Bei jeder Eskalation stehen zwei Komplexe von Grundelementen in ständiger Wechselwirkung: die politischen, diplomatischen und militärischen Fragen, die im Zusammenhang mit dem speziellen Konflikt auftreten, und die Ebene der Gewalt und Provokation, auf der dieser ausgetragen wird. Letztere verschmilzt mit den Erwägungen, die sich aus der Möglichkeit einer Steigerung auf höhere oder extensivere Ebenen der Gewalt ergeben, unter anderem der Möglichkeit des wohl erwogenen, provozierten oder versehentlichen Ausbruchs einer Auseinandersetzung, der direkt zu einem zentralen[73] Krieg führt. Da es in einer Eskalationslage zwei grundlegende Komplexe von Elementen gibt, existieren auch zwei grundlegende Klassen von Strategien, die jede Seite anwenden kann. Dabei macht die eine Klasse von Strategien Gebrauch von den Besonderheiten des speziellen ›vereinbarten Gefechts‹, das man führt, um einen Vorteil zu erlangen, während sich die andere der Risiken oder der Androhung einer Eskalation und des Ausbruchs eines Konflikts aus diesem vereinbarten Gefecht heraus bedient[74].«

Einer von Kahns Schülern, Stephen Cimbala, verband wie Kahn selbst Clausewitz' Steigerungsgedanken mit Elementen der Spiel-Theorie (*game theory*). In seinem Buch *Clausewitz and Escalation* argumentierte er, es gebe ein »*pregame*«-, ein »*midgame*«- und ein »*endgame*«-Ziel, also verschiedene Ziele, je nachdem, ob man in der Vorphase des »Spieles« Krieg stehe, ob mitten im Krieg (oder eher am Anfang desselben), oder ob im Spätstadium. Das »*pregame*«-Ziel besteht darin, den Ausbruch eines Krieges zu verhindern, ohne wichtige politische Ziele aufgeben zu müssen; das »*midgame*«-

---

73 Krieg, der das Territorium der USA und der UdSSR (bzw. Chinas) direkt miteinbezieht, siehe unten.

74 Kahn, On Escalation, S. 3, 6 f.

Ziel (bei schon ausgebrochenem Krieg) betrifft die Handhabung der Eskalation, während das »*endgame*«-Ziel darin besteht, einen Krieg ohne allzu große Zerstörungen zu beenden und dabei dennoch die politischen Ziele gegen den Gegner zu verteidigen oder dem Gegner aufzuzwingen[75].

Erinnern wir uns an Clausewitz' doppelte Dreifaltigkeit, auf die wir bereits im 3. Kapitel eingegangen sind, bei der eine Wechselbeziehung zwischen Gewalt und Hass auf der einen und der Öffentlichkeit im Allgemeinen auf der anderen Seite, zwischen der Unsicherheit und dem Zufall auf der einen und der militärischen Führung auf der anderen Seite sowie den Entscheidungen zur Politik auf der einen und der Regierung auf der anderen Seite besteht. Dies wählt Cimbala als Ausgangspunkt für seine Auswertung und behauptet, Unsicherheit und Zufall stellten im Nuklearzeitalter nicht nur für militärische Führer, sondern auch für die Regierung Probleme dar. Er ist davon überzeugt, dass die Kriegspläne der Atommächte nicht hätten verwirklicht werden können. »Einem großen Teil der Atomstrategie der USA lag die Annahme zugrunde, man könne den Ausbruch kleinerer Kriege dadurch verhindern, dass man auf einen totalen Krieg gefasst sei.« Deshalb hielten die von den USA und der NATO verfolgten Strategien eine Reihe von Optionen bereit, die zwar nicht mit einem totalen Krieg zu vergleichen gewesen wären, aber wahrscheinlich immer noch zu einer Beendigung des Krieges ohne allzu große Zerstörungen geführt hätten.

> »Die amerikanischen und alliierten Führer[76],die entgegen ihren Behauptungen weit davon entfernt waren, die Entscheidungsfindung der USA und des NATO-Bündnisses steuern zu können, würden feststellen, dass selbst kleine Atomkriege eine verheerende unmittelbare Wirkung auf die Moral der Truppe und der Truppenführer ausüben und diejenigen lähmen würden, die auf höchster Ebene politische Entscheidungen zu treffen hätten. Während man aus Clausewitz' Werk, wie ich finde irrtümlicherweise, folgern kann, dass Krieg und Politik aufgrund bestimmter Aspekte einer Atomstrategie, bei der Schadensbegrenzung, Gegenkraft und Dominanz der Eskalation eine gewisse Rolle spielen, in einem gültigen Zusammenhang zueinander stehen, wäre diese Beurteilung falsch. «

Mit »Beherrschung der Eskalation« (*escalation dominance*) meinen die amerikanischen Strategie-Experten jenen Aspekt der Atomstrategie, unter dem man sich bemüht, eine Total-Eskalation bis hin zur Bombardierung von Städten so lange wie möglich zu vermeiden (aber doch ständig als letzten Schritt der Eskalation anzudrohen). Atomangriffe würde man also zuerst begrenzt durchführen, um mit dem Gegner »verhandeln zu kön-

---

75 Cimbala, Clausewitz, S. 3. Cimbala bemängelt an Clausewitz, dass dieser sich nicht kritisch über das Fehlen von »endgame«-Strategien bei Napoleon äußert (oder, mit den Worten der 1990er Jahre, Exit-Strategien vermissen lässt, die besagen, auf welche Art und Weise der eigene Einsatz beendet werden soll); siehe ebd., S. 4.

76 Gemeint sind Politiker, Diplomaten und Militärs.

nen« (um einen Waffenstillstand oder die Wiederherstellung des Status quo ante zu erreichen, unter Androhung einer weiteren Eskalation). Damit könnte man versuchen, den Schaden auf der eigenen Seite insofern zu begrenzen, als man den Feind dazu brächte, Städte von Mitgliedsländern der NATO nicht als Ziel auszuwählen; um das zu erreichen, müsste man Schläge gegen die feindlichen nuklearen Streitkräfte (bekannt als *Counterforce*-Ziele) führen, wobei man wiederum das meiden würde, was dem Feind am teuersten ist: nämlich seine Städte und Industrieanlagen (sogenannte Wert-Ziele).

Bei Cimbala erregte Clausewitz' Theorie von der Friktion die Befürchtung, dass bei jedem Atomkrieg die Gefahr äußerst groß sei, entgegen dem eigenen Wunsch außer Kontrolle geraten zu können[77]. Cimbala unterschied mehrere Arten der Friktion: die einfache Friktion, die zusammengesetzte Friktion (»das Zusammenwirken von Menschen, Plänen und Technologien auf unerwartete Art und Weise«) und die komplexe Friktion (»überschneidet sich mit der zusammengesetzten Friktion [und ist eine] unzureichende oder fehlerhafte Beurteilung von Erkenntnissen; falsche Annahmen bezüglich der Strategien, der operativen Kunst und der Taktik des Gegners; und Weiterverbreitung anderer Mängel beim Übermitteln und Abrufen von Informationen«[78]) und betonte die Wichtigkeit der Unsicherheit, aber auch der Täuschung und des Nachrichtenwesens, denen im Nuklearzeitalter eine größere Bedeutung zukomme, als es zu Clausewitz' Zeiten der Fall war[79]. Daraus folgerte Cimbala, es würde im Nuklearzeitalter kaum noch möglich sein, zwischen Angriff und Verteidigung zu unterscheiden. Abschreckung (mit negativem Ziel) und Zwang (mit positivem Ziel) kommen einander gleich – beide können im Nuklearzeitalter vorkommen[80]. Er fuhr fort:

> »Clausewitz' philosophischer Tiefgang und seine militärischen Erfahrungen ermöglichten es ihm, die Theorie und Praxis des Krieges auf sinnvolle und originelle Art und Weise zu diskutieren. Zu den vielen wichtigen Erkenntnissen, zu denen er gelangte, gehört eine starke Betonung der Problematik der Eskalation. Jedoch hatte das, was Clausewitz zur Klärung auf dem Gebiet der Strategie im Allgemeinen und der Frage der Steigerung im Besonderen beitragen konnte, auch seine Grenzen. Erstens war [die Vorstellungskraft von] Clausewitz durch seinen eigenen Hintergrund beschränkt [Seine Ära kannte nur] ein System des Krieges und der Abschreckung, in dessen Mittelpunkt der Staat stand und das auf dem System des Gleichgewichts der Kräfte in Europa und den nationalen Grundsätzen der dynastischen Legitimität basierte. Zweitens lebte und schrieb er in einer Zeit, in der viele Technologien noch nicht entwickelt waren, die aber [inzwischen] den Krieg in seinem Ausmaß und, im Fall

77 Cimbala, Clausewitz, S. 9–11, und Cimbala, Clausewitz and Chaos.
78 Cimbala, Clausewitz, S. 26–36.
79 Ebd., S. 98–118.
80 Ebd., S. 123–159.

der Kernwaffentechnologie, in seinem Charakter wesentlich verändert haben. Drittens bot er [...] [wenig, was] die Kluft zwischen seinen abstrakten theoretischen Konzepten vom Krieg und seinen detaillierten Beobachtungen des tatsächlichen Krieges hätte überbrücken können. Entsprechend ist das, was wir [mit Hilfe von] Clausewitz über nukleare Abschreckung und Eskalation sagen können, nur wenig hilfreich[81].«

Wie Cimbala feststellt, war die strategische Überraschung im Gegensatz zu Clausewitz' Zeit seit dem Beginn des Nuklearzeitalters eine sehr reale Möglichkeit[82]. Dennoch fand er Punkte bei Clausewitz, die ihm für seine Eskalationstheorie sehr wichtig waren:

»Clausewitz benennt drei Aspekte der Problematik der Eskalation: die Rückkopplung zwischen der Emotion und anderen Kriterien der Entscheidungsfindung; die Wechselbeziehung zwischen den gegensätzlichen Absichten und Zielen der Führer und drittens die *wechselseitigen* Auswirkungen der Steigerung auf jeder Seite der Situationsanalyse, zu denen die andere Seite bezüglich der *folgenden* Eskalation gelangt. Diese Vorstellung vom Problem der Steigerung, bei der Clausewitz eine bemerkenswerte Weitsicht zeigte, wirkt sich heute in vielfacher Form auf die Bewältigung von Atomkrisen und auf die Steuerung der Eskalation im Krieg, gegebenenfalls auch in einem Atomkrieg, aus.«

Im Allgemeinen

»ergeben sich aus Clausewitz' Verständnis von der Beziehung zwischen Krieg und Politik sowie den Kräften, die bewirken, dass sich eine Auseinandersetzung steigert oder aber abschwächt, drei allgemeine Kategorien von Erkenntnissen, die für diejenigen interessant sind, die sich mit der Steigerung und Steuerung bei der nuklearen Strategie beschäftigen.

Erstens ist das Überschreiten der Schwelle vom Frieden zum Krieg, also von Zwangsmaßnahmen zur tatsächlichen Anwendung von Gewalt, für Kernwaffenstaaten bedeutsamer als der erste Einsatz von Kernwaffen [...] Wiederholt weist Clausewitz darauf hin, dass die Kriegszeit im Vergleich zur Friedenszeit etwas Einzigartiges ist [...]

Zweitens haben US-amerikanische und andere Analytiker darüber disputiert, ob das Modell der Konfliktspirale oder das der Abschreckung besser geeignet ist, die Entstehung eines großen Krieges aus einem kleinen oder den Übergang einer Krise in einen Krieg zu erklären. Zur vollständigen Erklärung der Steigerung sind zweifellos beide Modelle erforderlich. Dennoch unterscheiden sich beide Modelle deutlich in den Faktoren, die bei ihnen eine Rolle spielen. So betonen Abschreckungsmodelle besonders die glaubhafte Vermittlung der Androhung von unzumutbarer Bestrafung als Schlüssel zur Stabilität. Dagegen stellen die Spiralenmodelle die Gefahr in den Vordergrund, dass die abschreckende Drohung glaubwürdig vorgebracht wird. Das Verhalten, das der Drohende zu verhindern versucht, provoziert aber eher, als dass es jemanden von einer Eskalation abbringt.

---

81 Ebd., S. 165.
82 Ebd., S. 185–194.

> Manche Drohungen können auch allzu glaubwürdig sein. So konnte z.B. die Erwartung sowohl der US-amerikanischen als auch der sowjetischen Führung während einer Krise, wonach die andere Seite über eine glaubhafte Erstschlagsfähigkeit verfügt, die Motivation der ersten Seite zur Prävention stärken, anstatt sie abzuschwächen [...]
>
> Bei Clausewitz findet man sowohl für das Spiral- als auch das Abschreckungsmodell zur Steuerung der Steigerung eine Bestätigung[83].«

Während hier die Bedeutung der Gedanken von Clausewitz erneut deutlich wird, waren nicht alle über diese Versuche Herman Kahns oder Stephen Cimbalas erfreut, das »Undenkbare zu durchdenken« (so der Titel eines Werkes von Kahn mit seinen schrecklichen Phantasien des nuklearen »Krampfes« als quasi-orgiastische letzte Steigerung im Kernwaffen-Total-Krieg[84]). Anatol Rapoport z.B. kritisierte die Begeisterung von Kahn, Aron und anderen »Neo-Clausewitzianern«, die nach Ansicht Rapoports den Meister in einigen wichtigen Aspekten missverstanden hätten. Sie

> »versuchten, Atomkrieg und Abschreckung auf eine Angelegenheit berechenbarer Rationalität zu reduzieren, der man mit solchen mathematischen Methoden wie der Spieltheorie beikommen könne. Aber genau diese Intellektualisierung des Krieges, diese Reduktion einer blutigen Tragödie auf eine Mathematikaufgabe, diese Eliminierung jeglichen moralischen und politischen Gehalts aus der komplizierten Gleichung hatte Clausewitz selbst immer abgelehnt. Kahn und seine Kollegen hatten in ihren Studierstuben das bemerkenswerte Ergebnis erzielt, alle drei Elemente in der Clausewitzschen Dreifaltigkeit zu ignorieren: die Leidenschaft des Volkes, die Risiken und Unsicherheiten des militärischen Umfelds und den politischen Zweck, zu dem der Krieg geführt wurde. Ihre Berechnungen hatten nichts mit dem Krieg zu tun, wie ihn die Menschheit in der Geschichte immer gekannt hatte[85].«

Der Fanatismus und die richtungslose Zerstörungswut eines Wilhelms II., eines Ludendorffs und eines Hitlers hatte in den Theorien Kahns wie auch in denen Clausewitz' keinen Platz.

c) Politikberatung oder kontemplative Theorie?

Trotzdem waren Rapoport, Kahn, Cimbala und alle ihre Kollegen in den USA sich in einem einig: Ihre Untersuchungen über die Strategie waren von direkter praktischer Bedeutung für die Verteidigungspolitik ihres Landes und viele ihrer Arbeiten wurden direkt durch Regierungsprojekte finanziert. In der Bundesrepublik Deutschland ist das Studium der Strategie dagegen seit ihrer Existenz stark vernachlässigt worden. Wir haben ja schon gesehen, dass man nach dem Zweiten Weltkrieg allein schon die

---

83 Ebd., S. 200–203.
84 Kahn, Thinking about the Unthinkable.
85 Rapoport, zit. in: Dill, Einleitung, S. XXX.

Beschäftigung mit Clausewitz als das Spiel eines Kindes mit einem blanken Rasiermesser betrachtete. Nach der Hingabe vieler deutscher Historiker im 19. Jahrhundert an den militanten Nationalismus und Militarismus und nach der Hingabe vieler Wissenschaftler für den Nationalsozialismus sahen und sehen viele Wissenschaftler im westlichen Nachkriegsdeutschland jegliche Politikberatung als unethisch.

Auch in den USA gibt es eine solche Sichtweise, in der die Welt geteilt ist in verdorbene Wissenschaftler, die mit dem (bösen, korrupten) »Establishment« durch ihre Beraterarbeit gemeinsame Sache machen (oder schlimmer noch, Regierungsposten einnehmen), und in gute Wissenschaftler, die jegliche Kollaboration mit dem »Establishment« verweigern. Doch anders als in der Bundesrepublik pflegt das amerikanische politische System nicht *l'art pour l'art*, und der Elfenbeinturm ohne Medienanschluss ist nicht ein Wert in sich selbst. Der vom »Establishment« unverdorbene Wissenschaftler sollte die Früchte seiner Forschung möglichst den »Aktivisten« antragen, die gegen das machtkorrumpierte »Establishment« kämpfen. Vor diesem Hintergrund muss man auch den amerikanischen Streit um Clausewitz und seine Anwendung auf das 20. Jahrhundert sehen, der alles andere als *academic* war (ein englisches Wort der Verachtung für alles, was praktisch irrelevant ist). Es gab wenige Puritaner in den englischsprachigen Welten, die gemeint hätten, die Militärgeschichte oder gar Studien der Strategie sollten einzig der Erleuchtung des einzelnen Forschers dienen, und reine Forschung um ihrer selbst sein, die genausogut den Wäschelisten mittelalterlicher Nonnenklöster hätte gelten können (Hugh Trevor-Roper). Es ist schwer, sich mit dem Krieg zu beschäftigen, ohne die Relevanz seiner Ergebnisse für die blutigen Konflikte der Gegenwart zu sehen, und diese Verbindung anderen zur Kenntnis bringen zu wollen.

In puritanischem Ton schrieb der britische Stratege Colin Gray noch 1971, zivile Strategen sollten nur nach der Wahrheit streben und nicht versuchen, »Politik zu verordnen« oder »für praktikable Lösungen einzutreten«. Dies ist zutiefst ironisch, da Gray kaum ein Jahrzehnt später einer der verteidigungspolitischen Berater der Reagan-Administration werden sollte.

Er argumentierte 1971, in den USA sei man »zwischen zwei Extreme geraten«, so übermäßig beeindruckt, wie man »von der potentiellen Übertragbarkeit der Theorie auf die Welt des Handelns« sei[86]. Bernard Brodie widersprach ihm und argumentierte, sich auf Clausewitz berufend, dass die »strategische Theorie eine Theorie für das Handeln« sei[87]. Es stimmt zwar, dass Clausewitz gerade *Vom Kriege* nicht als Handbuch zum Gebrauch des Offiziers im Felde geschrieben hatte und in seinem Meisterwerk keine Entscheidungsvorgaben auflisten wollte. Aber an anderer Stelle hat sich Clausewitz keinesfalls aus der Politik zurückgehalten.

---

86 Gray, What RAND, S. 111 ff.
87 Brodie, War, S. 452 f.

Seine Bekenntnisdenkschrift von 1812 enthielt einen Entwurf für eine neue Struktur der preußischen Armee, die er gerne in die Praxis umgesetzt hätte. Seine Kritik an der *Appeasement*-Politik seines Königs gegenüber Napoleon ging schließlich so weit, dass er das Exil in Russland und den weiteren Kampf von dort gegen Napoleon wählte, statt die preußische Politik zu unterstützen. Er trug aktiv zum Umschwenken der Politik vom Satelliten Napoleons zum Gegner Napoleons bei, indem er den russisch-preußischen Vertrag von Tauroggen mitverhandelte. Und die ganze Zeit, in der er im Elfenbeinturm der Allgemeinen Kriegsschule an seinem großen Buch *Vom Kriege* arbeitete, bedauerte er, keine aktive Verwendung bekommen zu haben. Clausewitz war also durchaus nicht allein der Theorie verschworen.

Brodie hielt Grays Ansatz von 1971 für eine »bedauerliche Rückentwicklung von Clausewitz' und behauptete seinerseits, dass die

> »Strategie ein Gebiet ist, auf dem man bei der Suche nach praktikablen Lösungen nach der Wahrheit strebt. In dieser Hinsicht ist es mit ihr wie mit anderen Zweigen der Politik und wie mit jeder angewandten Wissenschaft und ganz und gar nicht wie mit der reinen Wissenschaft, bei der die Aufgabe der Theorie nicht darin besteht, etwas zu raten, sondern zu beschreiben, zu organisieren und zu erklären[88].«

Wie Brodie beteiligte sich auch Michael Howard auf der Grundlage der Clausewitzschen Überlegungen aktiv an der Strategie-Debatte innerhalb der NATO. Man charakterisierte ihn, der mit seinen Ansichten eine Zwischenstellung zwischen den »Tauben« (den Verfechtern der Abrüstung und Pazifisten) und den »Falken« (zu denen auch Verfechter des Atomkrieges wie Colin Gray gehörten) einnahm, zu Recht als »Eule«. Er beschuldigte einige seiner Kollegen, sie würden den Willen der Bevölkerungen und den politischen Rahmen nicht angemessen berücksichtigen und befand, wie andere vor ihm, dass »der Einsatz von strategischen Atomwaffen auf keinen Fall ein vernünftiges Mittel der Außenpolitik ist«. Damit lehnte er Colin Grays spätere Forderung (als Reagans Berater) nach der »Fähigkeit, einen Krieg zu gewinnen«, ab. Er tat dies mit dem Argument, Gray und seine gleichgesinnten Strategen unterstützten diese Forderung nicht deshalb, »weil ihre Meister ein ernstzunehmendes politisches Motiv haben, die Gesellschaft ihrer Gegner auszurotten, sondern weil jetzt in einer grotesken Umkehrung der Logik die Mittel den Zweck bestimmen.« Aus diesem Grund befürwortete Howard Anfang der 80er Jahre eine Aufstockung der konventionellen Streitkräfte, was seiner Meinung nach zur Schaffung eines im Clausewitzschen Geist sinnvollen Verteidigungspotenzials führen könnte[89].

Wie Brodie und Howard orientiert sich auch Colin Gray in *Modern Strategy*, das am Ende der 90er Jahre erschien, stark an Clausewitz, dessen

---

88 Ebd., S. 452 f.

89 Briefwechsel zwischen Howard und Gray, S. 185–187. Siehe auch Skaggs, Of Hawks, S. 609–626.

Worte im gesamten Text auftauchen. Und wie Clausewitz selbst befand sich auch Gray in der Zwickmühle, als er einerseits nachdrücklich auf der »Einheitlichkeit der Strategie« und der »Einheit aller historischen strategischen Erfahrungen«[90] bestand, andererseits aber feststellte, dass sich alle Konflikte voneinander unterscheiden und sowohl von kulturellen Besonderheiten als auch den verfügbaren Mitteln beeinflusst werden. Darüber hinaus erklärt Gray in den Kapiteln über Kernwaffen (die auch einen Abschnitt über »Clausewitz und die Bombe« enthalten[91]) auf der einen Seite, Kernwaffen seien von strategischem Nutzen, »wenn der von Clausewitz verwendete Begriff »Gefecht« so ausgelegt würde, dass er auch die »Abschreckungsmaßnahme« umfasste, das heißt, Drohungen und latente Gefahren, die in den Köpfen derjenigen wirkten, die abgeschreckt werden sollten«. Auf der anderen Seite meinte Gray, Kernwaffen seien Waffen, »die man nicht als Instrument der hohen Politik, das sie laut Clausewitz sein sollten, verlässlich unter Kontrolle bringen könne«. Deswegen waren »die führenden Politiker und die Militärs des Ostens und des Westens seit der Mitte der sechziger Jahre [des 20. Jahrhunderts] entsetzt [...] über das von ihnen geschaffene Monster der nuklearen Rüstung, das gemäß Clausewitz kein *vernünftiges* Instrument der Außenpolitik sein kann«[92]. Bei Kernwaffen lautet die Frage deshalb nicht, *ob* sie Mittel der Außenpolitik sind, was natürlich der Fall ist, sondern ob ihre Anwendung ein vernünftiges Mittel der Außenpolitik darstelle.

Wenn man noch einen Schritt weiter geht als Gray, muss man sagen, das wahre Problem liegt darin, dass wir alle unterschiedliche Vorstellungen davon haben, was vernünftig ist. Nicht jeder Dr. Strangelove und nicht jeder Bin Laden auf der Welt würden unsere Vorstellungen darüber teilen. Dies bedeutet nicht, dass sie »unlogisch« sind, wie so oft behauptet wird. Ganz im Gegenteil können Mitglieder anderer Kulturen, die zum Beispiel fest an ein Nachleben der Helden im Kreise der Walküren oder der schwarzäugigen, jungfräulichen Huris glauben, das Leben in dieser Welt für weniger wichtig erachten als das im Jenseits. Für sie ist es also logisch und vernünftig, ihr diesseitiges Leben im Heldentod aufzugeben, um, das Böse bekämpfend, das Jenseitige zu erleben. Nicht alles, was uns vernünftig erscheint, muss auch in anderen Kulturen und von ihren Entscheidungsträgern als solches angesehen werden. Hier liegt die größte Schwäche jeder »Spiel-Theorie«, die immer nur von unserer Kultur auf andere schließt, und kulturspezifische Ansätze ausklammert – ein Fehler, den man Clausewitz nicht vorwerfen kann[93].

---

90 Gray, Modern Strategy, S. IX, XI.
91 Ebd., S. 321–323.
92 Ebd., S. 297, 316 und S. 322 (meine Hervorhebung).
93 Siehe das Achte Buch in Vom Kriege.

d) Der beschränkte Krieg und die westlichen Neo-Clausewitzianer

Unter den strategischen Denkern des Nuklearzeitalters verbreitete sich Clausewitz' Konzept vom beschränkten Krieg mit dem Beginn des Koreakrieges (1950–1953), den Bernard Brodie als »ersten beschränkten modernen Krieg« bezeichnete[94]. Erinnern wir uns: Clausewitz hatte die Kriege des *Ancien Régime*, verglichen mit denen der Französischen Revolution und denen Napoleons, als äußerst beschränkt betrachtet – beschränkt in Kriegszielen, Mitteln, Auswirkungen, Kosten und der Zahl der Opfer. Er fragte sich noch gegen Ende seines Lebens, ob Kriege weiterhin die »absolute« Form haben würden, die sie seit 1792 angenommen hatten, oder ob Beschränkungen wieder aufgebaut würden. Trotz der Erfahrungen mit Kolonialkriegen glaubten gegen Ende des 19. Jahrhunderts Strategen wie der Franzose Colin und der Deutsche Bernhardi, dass der beschränkte Krieg nicht mehr ernsthaft vorkommen könne. Die beiden Weltkriege schienen ihnen nur Recht zu geben.

Zu Beginn des Kalten Krieges herrschte die Überzeugung vor, dass, wenn aus dem Kalten ein heißer Krieg würde, dieser zwangsweise zum totalen (oder zumindest großen) Krieg führen müsse. Noch bei Ausbruch des Koreakrieges waren die politischen Analytiker überall in den NATO-Staaten davon überzeugt, dies sei lediglich der erste von mehreren kommunistischen Angriffen, dem ein Großangriff seitens der UdSSR und ihrer Satelliten in Europa folgen würde. Als dieser Konflikt jedoch ein Einzelfall blieb, suchten westliche strategische Denker bei Clausewitz und dem Vokabular, dessen sich dieser als Realist im Zusammenhang mit dem beschränkten Krieg bedient hatte, nach einer Erklärung für dieses Phänomen.

So wurde der Clausewitzsche Ausdruck des »beschränkten Krieges«, von ihm auf die Kriege des 18. Jahrhunderts angewandt, während des Koreakriegs von belesenen amerikanischen sicherheitspolitischen Experten wie William Kaufmann, Robert Osgood und Morton Halperin wieder entdeckt und weiterentwickelt. Anders als bei Clausewitz, der sich wirklich um Abstraktionen und Generalisierungen von Großphänomenen bemühte, waren ihre scheinbaren Generalisierungen zum Thema des beschränkten Krieges in Wirklichkeit nur Betrachtungen zur Sicherheit ihres eigenen Landes. Unter dem Etikett der Studien zum »beschränkten Krieg« (also hier: dem Krieg ohne Eskalation zum großen Kernwaffenkrieg) richteten sie ihre Aufmerksamkeit ausschließlich auf mögliche beschränkte Konflikte zwischen Amerika und der UdSSR oder China. Das heißt, die »allgemeinen Regeln« der amerikanischen Politikwissenschaft zum begrenzten Krieg galten in Wirklichkeit nur für Amerika und seine Militärpolitik im äußerst speziellen Kontext des Kalten Krieges. Sie wurden nicht auf dritte Staaten angewandt. Die gesamte (fast ausschließlich

94 Brodie, War, S. 63.

amerikanische) Literatur zu diesem Thema ist also ungeheuer amerikazentrisch, was weitgehend eine Funktion der Politikberater-Tätigkeit der Analytiker ist, die sie hervorbrachten – ein klarer Nachteil einer solchen Tätigkeit.

In seinen Empfehlungen an die amerikanische Führungsspitze meinte William Kaufmann, die USA sollten die Bereitschaft zeigen, mit dem kommunistischen Gegner Kompromisse zu finden, wenn sie eine (Clausewitzsche) Eskalation einer Krise zum Atomkrieg verhindern wollten. Seiner Ansicht nach handelte es sich bei Europa um einen Raum, in dem es unwahrscheinlich war, zu einem solchen Kompromiss zu gelangen und einen beschränkten Krieg führen zu können.

Bei Kaufmanns »realistischer« Einschätzung der Lage bestand das Problem darin, dass sie die ideologische Unvereinbarkeit des Kommunismus und der Demokratie nach westlichem Stil außer Acht ließ. Seine Vorstellung von einem Kompromiss setzte voraus, dass jede Seite das weitere Bestehen der anderen und sogar die teilweise Verwirklichung ihrer Ziele tolerieren könnte. Angesichts der sich gegenseitig ausschließenden Ideologien der beiden Seiten, die jeweils den Untergang der anderen Ideologie forderten, war eine gegenseitige Toleranz schwer zu verwirklichen; »friedliche Koexistenz«, wie die sowjetischen Führer betonten, war die Fortsetzung des ideologischen Wettkampfes mit anderen (nicht-kriegerischen) Mitteln. Auch die USA hatten seit 1947 eine nicht-militärische Politik des Umsturzes aller kommunistischen Regime verfolgt, von denen die Schweinebucht-Invasion Kubas 1961 nur die berühmteste wurde[95]. Die Lage zwischen Amerika und den kommunistischen Großmächten unterschied sich also deutlich von der Rivalität zwischen europäischen Fürsten des 18. und 19. Jahrhunderts, die alle das Weiterbestehen der gesellschaftlichen Struktur anstrebten, die sie selbst an die Macht gebracht hatte[96]. So behauptete Kaufmann zu Recht, der Rahmen des Kalten Krieges und die Verfolgung von durch einen beschränkten Krieg zu erreichenden Zielen zwinge die konkurrierenden Seiten, »das Konzept vom Sieg in seiner traditionellen Bedeutung aufzugeben. Wir verabschieden uns von der Vorstellung, Aggression zu bestrafen«. Dabei verzichtete allerdings nur die westliche Seite darauf, weiterhin einen Sieg erringen zu wollen (und auch das nicht unumschränkt, wie die Experimente Amerikas mit der *countervailing strategy* zeigten. Die Warschauer Vertragsorganisation hielt noch bis 1987 an ihrem Streben nach dem Sieg fest[97].)

Kaufmann folgerte, »angesichts der Waffensysteme, die den Nationen sowohl des Ostens als auch des Westens schon jetzt zur Verfügung stehen«, sind die Anzeichen eines beschränkten Krieges, dass seine Ausmaße und Methoden beschränkt sind. »Ein Krieg, der in bezug auf den

95 Heuser, Westliche Roll-back-Strategien, S. 279–297.
96 Kaufmann, Limited Warfare, S. 132 f.
97 Ebd., S. 136; Heuser, Victory, S. 311–328.

Raum, die Ziele, die Waffen, die Anzahl der Soldaten, die Zeit und das Tempo begrenzt wäre«, wäre der Idealtyp des beschränkten Krieges.

> »[E]s scheint jedoch zweifelhaft zu sein, daß so viele Beschränkungen gleichzeitig auferlegt oder eingehalten werden könnten. Wahrscheinlich sind das Höchste, das wir erhoffen und für das wir wirken können, die Beschränkung des Raums und der Waffen [...] Natürlich kann man keine sauberen und unblutigen Quadrillen erwarten, wie sie der Krieg um die bayerische Erbfolge kannte[98]. Soweit beschränkte Kriege überhaupt denkbar sind, sollte man sie sich nicht als ordentlich geregelte, von Schiedsrichtern geleitete Auseinandersetzungen vorstellen, sondern als grobe Angelegenheiten, die von Ort zu Ort in ihrem Wesen variieren und mit den Beschränkungen ausgetragen werden, die der jeweiligen Gelegenheit angemessen sind[99].«

Kaufmann erinnete seine Leser daran, dass die Kriege des 18. Jahrhunderts durch politische, wirtschaftliche, technische und andere Faktoren beschränkt waren. Im Gegensatz dazu, so meinte er, wäre es für Atommächte sehr schwierig, beschränkte Kriege zu führen, da nur das Abwägen von Kosten und Nutzen diese dazu bringen könnte, den Einsatz nicht zu erhöhen, falls sie mit begrenzten Mitteln nicht zum Ziel kämen. Wie wir festgestellt haben, bezogen sich Kaufmann und seine Kollegen ausschließlich auf beschränkte Kriege zwischen den USA und der Sowjetunion bzw. den USA und China. In beiden Fällen, in denen sich (nukleare) Großmächte gegenüberstehen würden, hielt es Kaufmann für wichtig, die vollständige Vernichtung der feindlichen Streitkräfte zu vermeiden; bestenfalls schien die langsame Abnutzung der feindlichen Kräfte wünschenswert[100].

1957 veröffentlichte Kaufmanns Kollege Robert Endicott Osgood seine berühmte Abhandlung unter dem Titel *Limited War*, die er als *Herausforderung für die Strategie der Amerikaner* betrachtete. Obwohl der Koreakrieg, wie viele andere blutige Auseinandersetzungen während des Kalten Krieges, in nicht unbedeutendem Maße auch ein Bürgerkrieg war, definierte Osgood den Krieg »als organisierten, bewaffneten Zusammenstoß von souveränen Staaten, die versuchen, einander ihren Willen aufzuzwingen. Der Krieg ist ein Wettkampf zwischen nationalen Willen.« Nicht nur in diesem Satz findet sich Clausewitz wieder. Osgood bezeichnete den Krieg als »oberes Ende einer ganzen Skala von internationalen Auseinandersetzungen mit steigender Intensität und wachsendem Ausmaß.« Ausdrücklich Bezug nehmend auf Clausewitz' Konzept vom Krieg als Teil des politischen Umgangs stellte er fest: »Das Primat der Politik im Krieg bedeutet einfach, dass militärische Handlungen derart durchgeführt werden sollten, dass konkrete, beschränkte und realisierbare Sicherheitsziele erreicht werden, damit sich die Zerstörung und Gewalt

---

98 1778–1779.
99 Kaufmann, Limited Warfare, S. 136.
100 Ebd., S. 112–116.

des Krieges in vernünftiger Weise an den legitimen Zielen der nationalen Politik orientieren können[101].« Mit seiner Abhandlung wollte Osgood hauptsächlich erklären, dass »der Sieg in einem beschränkten Krieg [...] kein Selbstzweck ist«, im Gegensatz zur »traditionellen Art, in der die Amerikaner Krieg geführt haben, indem sie häufig massive Kräfte einsetzen, um den Feind vollständig zu vernichten«. Osgood folgerte, dass »die gesamte Kriegführung – die Strategie, die Taktik und die Beendigung des Krieges – vom Wesen der politischen Ziele einer Nation und nicht von den unabhängigen Normen militärischen Ruhms geleitet sein muss«. Clausewitz paraphrasierend, stellte er fest, der Krieg böte der Politik vielleicht nur eine begrenzte Anzahl von Möglichkeiten zur Auswahl an, die deshalb Kompromisse eingehen müsse; doch »wie klug es ist, solche Kompromisse einzugehen, hängt von ihrem Verhältnis zu einem höheren politischen Ziel ab[102].«

Ebenfalls in Clausewitzscher Art stellte Osgood fest, der Krieg weise als Mittel der Politik die gefährliche Neigung auf, sich zum Äußersten zu steigern und über die ursprünglichen politischen Absichten der beteiligten Akteure hinauszugehen[103]. Deshalb lautete sein Rat an die politische Führung:

»1. Staatsmänner sollten die politischen Ziele, die mit einem Krieg erreicht werden sollen, genauestens begrenzen und auch dem Feind deutlich machen, dass diese Ziele begrenzten Charakter tragen [...]
2. Staatsmänner sollten alles in ihren Kräften stehende tun, um die politischen Beziehungen aufrecht zu erhalten, damit der Krieg mit einer Verhandlungslösung auf der Grundlage der begrenzten Ziele beendet werden kann [...]
3. Staatsmänner sollten sich bemühen, die physischen Dimensionen des Krieges so eng, wie es zur Erreichung der angestrebten Ziele noch möglich ist, zu begrenzen, da die Möglichkeiten, den Krieg politisch zu steuern, [...] mit dem Anwachsen der Dimensionen des Krieges immer geringer werden und sich verbessern, wenn die Dimensionen des Krieges abnehmen[104].«

Zusammenfassend erklärte Osgood,

»daß der beschränkte Krieg prinzipiell darin seine Rechtfertigung finde, daß er die Möglichkeiten zum effektiven Einsatz der Streitkräfte als vernünftiges Mittel der Politik einer Nation maximiere. Nach dieser Begründung wäre ein beschränkter Krieg ebenso wünschenswert, wenn Kernwaffen nie erfunden worden wären. Jedoch macht das Vorhandensein dieser und anderer Massenvernichtungswaffen die Beschränkung um so dringlicher. Ehe die Nationen Kernwaffen besaßen, hätten sie sogar in einem Krieg, den sie mit all ihren Kräften und Mitteln führten, lohnenswerte

101 Osgood, Limited War, S. 20–22, 24.
102 Ebd., S. 22 f.
103 Ebd., S. 22, 25 f.
104 Ebd., S. 24.

> Ziele erreichen und damit die Kriegsopfer rechtfertigen können. Nun ist es aufgrund der gewaltigen Zerstörung, die mit einem totalen Atomkrieg einhergehen würde, schwer vorstellbar, daß solch ein Krieg einem vernünftigen Zweck dienen könnte außer, daß die Nation als politische Einheit inmitten der Trümmer weiterbestehen und vielleicht die Überreste der Zivilisation retten würde. Nur durch eine sorgfältige Begrenzung des Ausmaßes, das ein Krieg annimmt, können die Nationen das Risiko, daß sich der Krieg zu einer unerträglichen Katastrophe auswächst, auf ein Minimum verringern[105].«

Zwei Jahrzehnte später revidierte Osgood seine Theorie vom beschränkten Krieg teilweise und räumte ein, die meisten seit 1945 ausgebrochenen Kriege hätten ein Element eines innerstaatlichen Krieges mit sich gebracht und somit nicht die Kriegführung zwischen souveränen Staaten dargestellt, die er in seinen früheren Abhandlungen beschrieben habe, obwohl in den meisten Fällen eine der Supermächte eingegriffen habe[106]. Aus der Sicht der Großmächte beschrieb er zwei Stränge von Theorien zum beschränkten Krieg, die allgemeine Verbreitung gefunden haben:

> »Ein Strang, der von den Konzepten Clausewitz' inspiriert und von westlichen Politikwissenschaftlern und Verteidigungsexperten vorgelegt worden war, versuchte, die sowohl in einem Krieg als auch zur Abschreckung angewandte Gewalt zu einem wirksamen Instrument der Eindämmung gegenüber der Sowjetunion und China sowie den internationalen kommunistischen Parteien, die sich mit diesen zusammengeschlossen hatten, zu machen. Der andere, von Mao Zedong und dem Nationalismus der Dritten Welt inspirierte und von revolutionären Nationalisten vorgelegte Strang versuchte, den Guerillakrieg zur Beseitigung des Kolonialismus und der Hegemonie des Westens zu nutzen und neue Nationen zu schaffen, die angeblich der sozialen Gerechtigkeit verpflichtet waren[107].«

Beide Stränge der Theorie vom beschränkten Krieg zielten zwar darauf ab, eine Steigerung zum allgemeinen Krieg zu vermeiden, trachteten aber danach, den politischen Nutzen der Gewalt unterhalb jener Ebene der Gewalttätigkeit auf ein maximales Maß zu steigern. Folglich, so Osgood, mussten sie »zu Zwecken gekämpft werden, die bei weitem nicht an die vollständige Unterordnung des Willens eines Staates unter den eines anderen heranreichten. Dabei wandten sie Mittel an, die weitaus weniger als sämtliche militärischen Kräfte und Mittel der Krieg führenden Seiten ausmachten und das zivile Leben und die Streitkräfte der Krieg führenden Seiten weitgehend unberührt ließen«[108].

Aus westlicher Perspektive, so äußerte Osgood, würden beschränkte Kriege im vollen Bewusstsein der Gefahr geführt, dass lokale Kriege zu Vehikeln der Expansion des Kommunismus werden und sich als nicht

---

105 Ebd., S. 26.
106 Osgood, Limited War Revisited, S. 3.
107 Ebd., S. 2.
108 Ebd., S. 3.

mehr einschränkbar erweisen. Außerdem könnten sie die Unwirksamkeit der amerikanischen nuklearen Abschreckung unter den Bedingungen eines beschränkten Krieges offenbaren, wodurch in Europa die Furcht ausgelöst würde, die amerikanische Abschreckung wäre vielleicht doch kein Schutz für die europäischen Bündnispartner. So zog die »Strategie des beschränkten Krieges« Anfang der 50er Jahre des 20. Jahrhunderts »großen Gewinn aus dem Widerstand gegenüber der herrschenden Eisenhower-Dulles-Strategie vom gesteigerten Vertrauen in die nukleare Abschreckung«[109]. Weiter erklärte Osgood:

> »Obwohl die anerkannte Notwendigkeit der militärischen Eindämmung im Nuklearzeitalter der wichtigste Anreiz für die Strategie vom beschränkten Krieg war, ging ihre eigentliche Begründung, die von den wissenschaftlichen Analytikern und führenden Vertretern des öffentlichen Lebens angeführt wurde, über den Kalten Krieg hinaus. Sie beruhte auf dem Clausewitzschen Grundsatz, daß die Streitkräfte der nationalen Politik zu dienen haben und deshalb, damit sie nicht ihren eigenen Regeln bis zu den physischen Grenzen der Gewalt folgen, so in Schranken gehalten und gesteuert werden müßten, daß sie den speziellen politischen Zielen des Staates dienen, indem sie Mittel einsetzen, die dem, was politisch auf dem Spiel steht, und den Umständen proportional und angemessen sind. Nach diesem Grundsatz könne der Zweck des Krieges nicht einfach darin bestehen, ein Maximum an Gewalt anzuwenden, um den Gegner militärisch zu besiegen, sondern er müsse darin bestehen, Gewalt geschickt in einem kontinuierlichen Spektrum – von diplomatischen Mitteln über die Krise am Rande eines Krieges bis hin zum offenen bewaffneten Konflikt – anzuwenden, um die gewünschte Wirkung auf den Willen des Gegners zu erzielen[110].«

Erneut die Vorstellungen Clausewitz' vom Handel und Wettstreit der Willen nutzend, schrieb Osgood:

> »Allmählich sah man das Führen eines beschränkten Krieges als Teil einer allgemeinen ›Strategie des Konflikts‹ an, bei der die Gegner durch das Mittel abgestufter militärischer Reaktionen innerhalb der Grenzen von Beschränkungen, die sie sich gegenseitig auferlegt haben, miteinander handeln, um zu einer Verhandlungslösung am Rande der gegenseitigen Vernichtung zu gelangen. Die ›Steigerung‹ im Krieg, das heißt, die abgestufte Erhöhung seines Umfangs und seiner Intensität, die man zuerst als nicht zu beherrschende Gefahr gefürchtet hatte, wurde allmählich als beherrschbarer und umkehrbarer Prozeß betrachtet, mit dem ein Gegner den Willen und den Mut des anderen testete, um dann die Auseinandersetzung mit diesem um einen Preis beizulegen, der in einem vernünftigen Verhältnis stand zu dem, was man erreichen wollte[111].«

---

109 Ebd., S. 4 f., 7.
110 Ebd., S. 10.
111 Ebd., S. 11.

In der Tat gab es während des Kalten Krieges reichlich »beschränkte Kriege«. Allein auf die USA und die UdSSR bezogen, stellte der Harvard-Professor Morton Halperin 1963 eine Liste von Fällen zusammen, in denen diese beiden Länder direkt oder über ihre Stellvertreter aneinander geraten waren: bis dahin waren es sowohl Griechenland als auch China in den Jahren der Bürgerkriege 1946–1949, Berlin 1948 und 1958–1962, Korea 1950–1953, die umstrittene Meerenge von Taiwan 1955 und 1958, der Libanon 1958 und Kuba 1962. Obwohl es jedes Mal zur Anwendung oder Androhung von Gewalt kam, wurden all diese Fälle unter dem Titel »lokaler Krieg« verbucht, weil das Territorium der USA und der UdSSR nicht angegriffen wurde (wenn das der Fall gewesen wäre, hätte es sich in seiner Terminologie um einen »zentralen Krieg« gehandelt). All diese Krisen waren hinsichtlich ihres geografischen Ausmaßes und ihrer Intensität beschränkt. Nach der Vorstellung Halperins könnte auch der zentrale Krieg insofern beschränkt sein, als beide Seiten eine Steigerung zum thermonuklearen Krieg verhindern wollen. Er unterschied zwischen der »explosionsartigen« Entstehung einer Lage und der allmählichen und wohl durchdachten »Steigerung« der Kriegshandlungen, die beide auf eine Eskalation hinauslaufen. Skeptisch zeigte er sich auch gegenüber der Möglichkeit eines totalen Sieges im zentralen Krieg, betonte jedoch, in einem beschränkten Krieg könnte ein begrenzter militärischer Erfolg erzielt werden und ein beschränkter Krieg müsse nicht in jedem Fall zur totalen Eskalation und Kapitulation führen[112]. Aufgrund der Existenz thermonuklearer Waffen hätten beide Supermächte ein vitales Interesse daran, sowohl die »explosionsartige« Entwicklung als auch die »Expansion« der Kampfhandlungen zu verhindern[113].

Wie die meisten amerikanischen Strategen, definierte auch Morton Halperin den »beschränkten Krieg« als »militärische Konfrontation, bei der die Sowjetunion und die Vereinigten Staaten einander gegenüberstehen und bei der keine Seite mit ihren Anstrengungen so weit geht, alles in ihren Kräften stehende zu tun, um die andere Seite zu vernichten«. Somit ging es in seiner Studie nur um Ost-West-Konfrontationen während des Kalten Krieges, die mit Unterstützung der USA und der UdSSR ausgetragen wurden, wodurch sie für eine allgemeinere Untersuchung beschränkter Kriege nach dem Kalten Krieg wenig sachdienlich ist. Dennoch behauptete er im Allgemeinen, über den »örtlich begrenzten Krieg oder das, was hier einfach »lokaler Krieg« genannt werden soll«, zu schreiben. »In der militärstrategischen Literatur werden die Begriffe ›begrenzter Krieg‹ und ›lokaler Krieg‹ häufig synonym gebraucht. Allerdings ist in den letzten Jahren deutlich geworden, dass der zentrale Krieg, das heißt, ein Krieg, bei dem auch das Gebiet der zwei Großmächte angegriffen wird, ebenfalls ein begrenzter Krieg sein kann.« Während sich der größte Teil von Halperins Untersuchung auf den »örtlich begrenzten Krieg« konzen-

112 Halperin, Limited War, S. 130 f.
113 Ebd., S. 3.

trierte, enthielt sie auch eine Studie zu den Möglichkeiten, einen »zentralen Krieg« zu begrenzen[114]. Kriege und Krisen, die sich nicht in das Schema der Konfrontation zwischen den USA und der Sowjetunion pressen ließen, schließt Halperin bewusst von seinen Untersuchungen aus[115]. Deswegen haben sie allerdings nur noch einen begrenzten analytischen Wert in der Ära nach dem Kalten Krieg, besonders für Nicht-Amerikaner.

Während Halperins Terminologie nur zum Teil Clausewitzschen Charakter trug, bewegte sich der Strategie-Philosoph Thomas Schelling ausdrücklich in der Tradition des Preußen. Schelling erklärte, die technischen Unterschiede zwischen einer taktischen Kernwaffe und konventionellen Waffen mögen zwar so gering sein, dass man sie vernachlässigen könne, man müsse aber aufgrund der internationalen Abscheu vor Kernwaffen genau überlegen, ob man sie in einem Krieg einsetzen sollte, den man begrenzen will.

> »Was die Kernwaffen zu etwas Besonderem macht, ist die mächtige Tradition [im Sinne von Konvention], daß sie verschieden *sind* [...] Traditionen und Konventionen sind nicht schlicht Analogien für Begrenzungen, oder ein kurioser Aspekt dieser Grenzen; Tradition, Präzedenzfall oder Konvention sind das Wesentlichste an diesen Grenzen. Die grundlegendste Eigenschaft einer Grenze in einem begrenzten Krieg ist die psychische, intellektuelle oder gesellschaftliche Eigenschaft, von beiden Seiten anerkannt zu sein als etwas, von dem eine bestimmte Autorität ausgeht, eine Autorität, die sich hauptsächlich aus der bloßen Empfindung beidseitiger Anerkennung ableitet, einer ›stillschweigenden Abmachung‹[116].«

Schelling gebrauchte den Begriff »Strategie« (wie in »Strategie des Konflikts«) nicht nur als etwas, das sich »mit der wirksamen *Anwendung* von Gewalt beschäftigte, sondern mit der *Ausnutzung potenzieller Gewalt*«[117]. So betrachtete er jede Krisensituation als Vorgang, bei dem man miteinander feilscht und jede Seite verschiedene Maßnahmen verspricht, androht oder andeutet. Auf großartige Weise entwickelte er das Clausewitzsche Motiv vom Krieg als Form des Handels weiter, wozu er die »Spieltheorie« nutzte. Auch Brodie erkannte den Wert dieses Ansatzes, als er erklärte, »der Koreakrieg bewies erneut, dass rivalisierende Großmächte gelegentlich die Stärke und Entschlossenheit der anderen Seite lieber mit begrenzter als mit unbegrenzter Verpflichtung zur Gewalt testen; er demonstrierte auch einige der wichtigsten Zwänge, die erforderlich sind, um einen Krieg in Grenzen zu halten[118].«

Aus den Erfahrungen des Koreakrieges schlussfolgerten Brodie, Osgood und andere jedoch: »Was für uns ein begrenzter Krieg ist, begrenzt im Hinblick auf das emotionale Engagement und den Einsatz materieller

---

114 Ebd., S. 2.
115 Ebd., S. 1 f.
116 Schelling, The Strategy, S. 260 f.
117 Ebd., S. 5.
118 Brodie, Strategy, S. 305–357, hier besonders S. 308.

Mittel, kann für unsere Gegner und den einen oder anderen unter unseren Verbündeten ein totaler Krieg sein; deshalb kann die ›Entschlossenheit‹, die sie demonstrieren, weit über die unsrige hinausgehen.« So stellte Osgood fest, ein- und derselbe Krieg könne je nach Sichtweise der Kriegführenden sowohl begrenzt als auch unbegrenzt sein, deshalb war der Vietnamkrieg sowohl aus nord- als auch aus südvietnamesischer Sicht kaum ein begrenzter Krieg[119]. In dieser Hinsicht bedurfte das Clausewitzsche Paradigma der Verfeinerung: es war nicht nur erforderlich, auf einer Gleitskala von begrenzt bis unbegrenzt zwischen Kriegen mit unterschiedlicher Intensität zu unterscheiden, sondern es musste auch zum Ausdruck gebracht werden, dass ein Krieg nicht für alle Seiten das Gleiche bedeutete. Wiederum mit den Worten Brodies wird deutlich, dass »die Vereinigten Staaten in der Tat eine sehr große Militärmacht sind. Wenn sie jedoch einen begrenzten Krieg führen, reduzieren sie sich automatisch auf eine Größe, die der Gegner, wenn auch nur zeitweilig, bewältigen kann; dadurch werden die uns entstehenden Kosten erhöht und der Krieg verlängert.« Wenn Druck und Gegendruck gleich groß sind, kommt es nicht zur Bewegung, sondern zu einem Patt[120]. Während sich das bereits teilweise in Korea zeigte, machte der Vietnamkrieg diesen Mangel bei Clausewitz' Definition noch deutlicher.

Bei einem Seminar zu den Möglichkeiten und Techniken der Bewaffnung der amerikanischen Streitkräfte in einem begrenzten Krieg, das, von der American Ordnance Association organisiert, am 4. Dezember 1957 in New York stattfand, entstand die folgende Definition: »Ein begrenzter Krieg ist ein Krieg, der zur Erreichung eines begrenzten Ziels geführt wird. Von einer Nation ist zu erwarten, dass sie zur Erreichung dieses Ziels eine begrenzte Menge ihrer nationalen Mittel auszugeben und bei der Kriegführung den Krieg auf einen begrenzten geographischen Raum zu beschränken plant[121].« Hierzu bemerkte Brodie:

> »Wir können keinen begrenzten Krieg führen, ohne uns mit begrenzten Zielen zufrieden zu geben, was in der Praxis wahrscheinlich einen Verhandlungsfrieden auf der Grundlage eines Kompromisses bedeutet. Deshalb muß Clausewitz' klassische Definition, daß das Ziel des Krieges darin besteht, dem Feind seinen Willen aufzuzwingen, modifiziert werden, zumindest, wenn man es mit einem Gegner zu tun hat, der ein beachtliches Kernwaffenpotential hinter sich weiß. Bei einem solchen Gegner muß man Bedingungen stellen, die so bescheiden sind, daß er sie annehmen kann, ohne daß ihn die Verzweiflung dazu treibt, sowohl diese Bedingungen als auch eine Begrenzung des Kampfes abzulehnen. Die konsequente Anwendung dieses Grundsatzes sollte das banale Argument aus der Welt schaffen, daß ein begrenzter Krieg nicht möglich sei, da sich die verlierende Seite immer eher gezwungen sehen würde, Grenzen abzulehnen, als eine

119 Osgood, Limited War Revisited, S. 3.
120 Brodie, War, S. 106 f.
121 Brodie, Strategy, S. 312, Anm. 2.

> Niederlage hinzunehmen. Daß es schwierig sein wird, einen Krieg in Grenzen zu halten, haben wir bereits zugegeben. Wir müssen uns jedoch darüber klar sein, daß das Zügeln unserer Vorliebe für den eindeutigen Sieg einer der Preise ist, die wir dafür zahlen, daß die physische Gewalt und damit die Kosten der Strafmaßnahmen nicht über ein vertretbares Maß hinausgehen[122].«

Mit einem ähnlichen Ansatz zeigte Raymond Aron, wie Clausewitz' Analyse der Strategie als Funktion von politischem Zweck, militärischen Mitteln und politischem Willen auch genutzt werden kann, um die Entwicklung der begrenzten Kriege des 20. Jahrhunderts zu verstehen. Zum Beispiel kann man erklären, warum der unterschiedlich starke politische Wille Frankreichs einerseits und der vietnamesischen Kommunisten andererseits zur endgültigen Niederlage Frankreichs in Indochina führte, was auch für die Franzosen in Algerien und die Amerikaner in Vietnam galt, obwohl die militärischen Mittel Frankreichs bzw. Amerikas denen ihrer Gegner überlegen waren. So bietet sich Clausewitz' Analyserahmen für die Begründung des Ausgangs asymmetrischer Konflikte an, vorausgesetzt, alle drei Ebenen – Zweck, Mittel und Wille – werden berücksichtigt. Zugegebenermaßen lieferte Clausewitz nur die Eckpfeiler für die Entwicklung eines solchen Interpretationsmodells. Da diese aber den wichtigen Faktor Moral enthalten, ist das entstehende Modell sogar für die Interpretation von solchen Konflikten nützlich, die Clausewitz nicht vorhersehen konnte[123]. Um also im Lichte der Erfahrungen mit Kriegen seit Clausewitz' Tod eine Analyse vom beschränkten und absoluten Krieg durchzuführen, bedürfen Clausewitz' Lehren durchaus noch einer Weiterentwicklung und Verfeinerung. Clausewitz gab uns dafür hilfreiche Ansätze.

e) Die Clausewitzsche Kritik am Vietnamkrieg

Im Rückblick ist der Vietnamkrieg ein ganz besonderes Beispiel für einen begrenzten amerikanischen Krieg – und einen besonders erfolglosen dazu. Auch hier kann man einen Clausewitzschen Ansatz anwenden für ein besseres Verständnis von dem, was geschehen und was schief gelaufen war. 1981 veröffentlichte Oberst Harry G. Summers »Eine kritische Analyse des Vietnamkriegs«, die er (in bewusster Anlehnung an den Titel *Vom Kriege) Von der Strategie* nannte[124]. Er hatte schon einige Jahre lang zu diesem Thema Vorlesungen gehalten, die maßgeblich zur Wiederentdekkung Clausewitz' durch die amerikanischen Streitkräfte beitrugen und zur amerikanischen Strategiereform der frühen 80er Jahre. Seine Vorlesungen und sein daraus resultierendes Buch waren ein großer Erfolg im

---

122 Ebd., S. 313 f.
123 Aron, Zum Begriff, S. 42–51, und Aron, Penser la Guerre, t. 1 und 2.
124 Summers, On Strategy.

Kontext der Selbstkritik des amerikanischen Militärs nach der beschämenden Niederlage in Vietnam. Und Summer stimmte mit Bernard Brodie darin überein, dass, »anders als Clausewitz, die meisten zeitgenössischen Bücher nicht viel zu sagen haben, was für den Vietnamkrieg von Bedeutung wäre«[125].

Was also waren die Gründe für das amerikanische Scheitern in Vietnam? Summers stellte eine lange Liste zusammen und zitierte bei jedem Punkt dieser Liste Passagen aus *Vom Kriege*, um zu erläutern, wo Fehler gemacht worden waren.

Seiner Ansicht nach bestand einer der Gründe für das Scheitern in der Verwirrung über das, was Clausewitz als bloße »Vorbereitung auf den Krieg und den eigentlichen Krieg« bezeichnet hatte, wobei Letzteres den intelligenten Einsatz der Kampftruppen, der Ausrüstung usw. im Krieg selbst erforderte, also den Einsatz der Streitkräfte zum Zwecke der Politik. Summers unterstrich, dass die politischen Ziele selbst untauglich waren, weil sie Clausewitz' Kriterien für angemessene Ziele der Strategie nicht erfüllten. Es waren keine »Ziele, die schließlich zum Frieden führen werden«[126].

Ein zweiter Grund für das Scheitern Amerikas lag nach Summers Ansicht in der allzu devoten und unkritischen Beziehung zwischen dem Militär auf der einen und den zivilen Entscheidungsträgern in der US-Regierung auf der anderen Seite. In seiner Einleitung schrieb er:

> »Carl von Clausewitz hatte angemahnt, daß die Militärpolitik immer der Staatspolitik untergeordnet sein müsse. Das war für die Amerikaner nichts Neues, denn genau diese Voraussetzung hatten wir 50 Jahre zuvor in unsere Verfassung aufgenommen. Clausewitz ging jedoch noch weiter und sagte, daß diese Unterordnung auf der Annahme basiere, daß die ›Politik das Mittel kennt, das sie nutzen will‹[127].«

Summers meinte dagegen, die zivilen Entscheidungsträger in der US-Regierung hätten nicht genügend über die Möglichkeiten und Grenzen der Streitkräfte Bescheid gewusst und die militärischen Führer nur unzureichende Anstrengungen unternommen, um sie ihren zivilen »Meistern« zu erläutern. Stattdessen hätten sie Befehle akzeptiert, für deren Ausführung die amerikanischen Streitkräfte im Allgemeinen weder geschaffen noch ausgerüstet waren. Dieser bedingungslose Gehorsam war nach Summers Ansicht »dadurch entstanden, dass wir die Militärstrategie im Nuklearzeitalter nach dem Zweiten Weltkrieg vernachlässigt hatten. Fast die gesamte Fachliteratur zur Militärstrategie stammte von *zivilen* Analytikern – Politologen aus der wissenschaftlichen Welt und Systemanalytikern der

125 Ebd., S. 6; Brodie, The continuing relevance, S. 51.
126 Summers, On Strategy, S. 4.
127 Ebd., S. XIV.

Verteidigungsgemeinschaft [*defence community*[128]].« Wie Bernard Brodie in seinem Buch *War and Politics*, richtete auch Summers die Aufmerksamkeit auf den »Mangel an strategischem Denken professioneller Militärs«. Heeresoffiziere fühlten sich nicht für die Strategie zuständig, sondern betrachteten es als ihre Aufgabe, sich auf die Beschaffung, die Ausbildung und die Mittelzuweisung zu konzentrieren, während die eigentliche Strategie Angelegenheit einer höheren Ebene von Experten war und vom Regierungshaushalt gesteuert wurde[129].

Derweil wurde das Pentagon von der »pseudo-wirtschaftswissenschaftlichen Ideologie« der Systemanalytiker beherrscht. Jedoch handhabten die zivilen Analytiker innerhalb des Planungssystems unter Verteidigungsminister Robert McNamara, die entscheidenden Anteil an der Planung und Durchführung des Engagements der USA in Vietnam hatten, nur die *Vorbereitung* des Krieges fachgerecht. Die richtigen Befehle für die *Führung* des Krieges zu erteilen, waren sie nicht in der Lage. In diesem Zusammenhang benutzt Summers Clausewitz' Ausdruck, wonach sich »das wirtschaftswissenschaftliche Herangehen an die Strategie »zum Kampf selbst nicht viel anders wie die Kunst des Schwertfegers zur Fechtkunst« verhalte«[130]. Dennoch behaupteten führende Systemanalytiker, es sei nicht die Aufgabe des Militärs, Strategien auszuwerten oder zu entwickeln, dies sei, mit Clemenceaus Worten, eine zu ernsthafte Angelegenheit, als dass man sie dem Militär überlassen könnte; es sollte sich damit begnügen, militärische Operationen durchzuführen. Ihrer Meinung nach, so Summers, war die »moderne Strategie- und Streitkräfteplanung weitgehend zu einem analytischen Vorgang geworden [...] und sie waren überzeugt, daß Zivilisten moderne Analyseverfahren häufig besser beherrschten«. Wie Summers feststellte, bestand das Problem bei einem solchen Ansatz darin, dass er einen durch und durch vorhersehbaren, statischen Gegner voraussetzte, dass seine Analysen auf Vorhersagen hinsichtlich der Anzahl der in den USA und in Nordvietnam hergestellten Panzer beruhten und dass er davon ausging, man könne den Grad der Abnutzung zuverlässig von bekannten Faktoren wie Feuerkraft und Qualität der Rüstung herleiten. Wie jedoch schon Clausewitz beobachtet hatte, bestand das wesentliche Problem bei solchen Berechnungen darin, dass »der Wille im Krieg gegen einen lebendigen, reagierenden Gegenstand« gerichtet ist[131]. Summers fügte die »bittere kleine Geschichte« hinzu, »die in den letzten Tagen des Vietnamkriegs die Runde gemacht hatte«:

---

128 Gemeint sind mit *defence community* alle diejenigen, in der Regierung, im Militär oder in Forschungsinstituten oder in der freien Wissenschaft, die am Gedankenaustausch (»Diskurs«) zu Verteidigungsfragen teilnehmen.

129 Summers, On Strategy, S. 2.

130 Vom Kriege, S. 279.

131 Summers, On Strategy, S. 44 – 47.

> »Als die Nixon-Regierung 1969 die Geschäfte übernahm, wurden alle Daten zu Nordvietnam und den Vereinigten Staaten in einen Rechner des Pentagon eingegeben – Einwohnerzahl, Bruttosozialprodukt, Produktionskapazität, Anzahl der Panzer, Schiffe und Flugzeuge, Personalstärke der Streitkräfte usw. Dann wurde der Computer gefragt: ›Wann werden wir siegen?‹ Schon nach wenigen Augenblicken kam die Antwort: ›Sie haben 1964 gewonnen[132]!‹«

Wieder bediente sich Summers der Worte Clausewitz', um zu begründen, warum den Systemanalytikern bei ihren Berechnungen dieser Fehler unterlaufen war:

> »Sie zielen auf Festwerte ab; im Krieg ist aber alles unsicher, und bei Berechnungen muß man mit variablen Werten arbeiten. In ihrer Abfrage geht es ausschließlich um physische Mengen, während alle militärischen Handlungen mit psychischen Kräften und Wirkungen verknüpft sind. Sie berücksichtigen nur die einseitige Handlung, während der Krieg aus einem ununterbrochenen Zusammenspiel von Gegensätzen besteht[133].«

Das Militär wiederum war von den Aufgaben verwirrt, die ihm übertragen wurden, blieb seinen zivilen Meistern aber bedingungslos ergeben und übernahm eine Fachsprache und Strategie, die es nicht vollständig verstand bzw. von der es nicht hundertprozentig überzeugt war. Im Rückblick bemerkte Richard Nixons Sicherheitsberater und Außenminister Henry Kissinger, dass sich das Militär, dem man die Verpflichtung gegenüber dem Primat der zivilen Entscheidungsträger eingeimpft hatte, »zu bereitwillig habe kooptieren lassen.« Derweil hatte sich eine »neue Art Offizier herausgebildet: Männer, die die neue Fachsprache beherrschten, die die Argumente der Systemanalyse, die so sehr in Mode waren, beredter vortragen konnten als die ältere Generation und die bürokratische Manöver geschickter führen konnten. Auf mancher Ebene entschärfte das die zivil-militärischen Beziehungen«. Auf einer anderen Ebene dagegen wurde eine mögliche Kritik der Militärs an den Zivilisten im Keim erstickt, obwohl die Zivilisten das Militär in Vietnam auf ungeeignete Weise einsetzten[134].

Der dritte Fehler, den Summers erkannte, bestand darin, dass die US-Regierung nicht die volle Unterstützung des amerikanischen Volkes für die Kriegsanstrengung mobilisieren konnte. Hier verwies er auf den von Clausewitz herausgearbeiteten Unterschied zwischen den Kabinettkriegen des 18. Jahrhunderts und den Kriegen der Französischen Revolution und Napoleons, die seiner Ansicht nach so erfolgreich waren, weil der Krieg »zur Sache des Volkes« geworden war. Wie wir uns erinnern, war das der zentrale Grundsatz in Clausewitz' zweiter wunderlicher Dreifaltigkeit, bei der die Strategie von der Dynamik zwischen Regierung, Heer

---

132 Ebd., S. 18.
133 Ebd., S. 50 f.
134 Kissinger, The White House, S. 34 f.

und Volk beeinflusst wird[135]. Diesen Grundsatz entwickelte Summers zu der Lehre weiter, Regierung, Streitkräfte und Volk müssten die gleichen Ziele und Überzeugungen haben, um den Erfolg der Kriegsanstrengung zu garantieren[136]. Die USA konnten den Vietnamkrieg nicht gewinnen, weil die Amerikaner ihn als »Johnsons Krieg« oder »Nixons Krieg«, nicht aber als Angelegenheit des ganzen Landes betrachteten[137]. Die volle moralische Unterstützung des Volkes war nicht gegeben, weil die wichtigsten militärischen Führer, »deren Erinnerung an den Zweiten Weltkrieg noch frisch war, [...] die Mobilisierung vom Willen des Volkes mit dem totalen Krieg gleichsetzten und sie einen totalen Krieg im Nuklearzeitalter für unvorstellbar hielten.« Dabei ließen sie die Tatsache außer Acht, dass die USA im 19. Jahrhundert mehrere begrenzte Kriege geführt hatten und in jedem dieser Kriege die Unterstützung des Volkes mobilisiert worden war[138]. Ohne die Unterstützung des Volkes fühlten sich die Regierungen der USA dem Krieg bedeutend weniger verpflichtet als ihre Gegner, und so berief sich Summers noch einmal treffend auf Clausewitz:

> »Es braucht also der Krieg nicht immer bis zum Niederwerfen des einen Teiles ausgekämpft zu werden. Bei sehr schwachen Kriegsmotiven und Spannungen können wir uns denken, daß eine leichte, kaum angedeutete Wahrscheinlichkeit der eigenen Niederlage schon hinreicht, einen zum Nachgeben zu bewegen. Wäre nun der Andere im Voraus davon überzeugt [daß man nachgeben würde], so ist es ja natürlich, daß er nur [dieses Ziel] anstreben, nicht erst den Umweg eines gänzlichen Niederwerfens des Feindes suchen [...] wird[139].«

Nach Summers Ansicht hatte die Johnson-Administration nicht einmal das Nötige getan, um die vollständige Unterstützung des Kongresses, also der Vertreter des Volkes, zu erlangen. Die 1964 vom Kongress verabschiedete Resolution zum Golf von Tonking räumte dem US-Präsidenten umfassende Rechte ein, indem sie ihn bevollmächtigte, »alle notwendigen Maßnahmen zu treffen, um jedweden bewaffneten Angriff gegen die Streitkräfte der USA zurückzuschlagen und weitere Aggressionen zu verhindern«. Dies interpretierte Johnson als Mandat für alle weiteren Fälle, in denen er Streitkräfte nach Südostasien verlegte. Erst im November 1973, während der Präsidentschaft Nixons, besann sich der Kongress wieder auf sein Recht, Krieg zu erklären (Artikel I, Abschnitt 8 der Verfassung der USA) und verabschiedete die Kriegsermächtigungs-Resolution, die das Recht des Präsidenten, Streitkräfte einzusetzen, auf maximal 90 Tage beschränkte, sofern nicht der Kongress die weitere Anwendung von Gewalt ausdrücklich zuließe. In den dazwischenliegenden Jahren

---

135 Siehe Kap. 3, S. 65 f.
136 Vgl.auch http://www.clausewitz.com/ CWZHOME/Trinity/Trinity.htm; Villacres/Bassford, Reclaiming
137 Summers, On Strategy, S. 6.
138 Ebd., S. 13.
139 Ebd., S. 19.

war es in den USA zu einer innenpolitischen Diskussion darüber gekommen, ob der Einsatz der Streitkräfte in Vietnam zulässig sei, die die Moral derjenigen, die bei diesen Streitkräften dienten, untergrub und damit auch das zweite Element der Clausewitzschen sekundären »Dreifaltigkeit« beeinträchtigte, nämlich die Streitkräfte selbst.

Summers wies auch auf ein Problem hin, das sich aus der Art und Weise ergab, in der der Krieg dargestellt wurde. Wie er feststellte, hatte Clausewitz davor gewarnt, »alle moralischen Größen« auszuschließen und »alles auf ein paar mathematische Verhältnisse« zu reduzieren. Nach Summers Ansicht forderte man mit der Bürokratisierung der Sprache, derer sich das Militär zur Beschreibung seiner Handlungen bediente, moralische Entrüstung heraus. »Wir haben den Feind nicht getötet, sondern ihm ›Verluste zugefügt‹; wir haben nicht etwas zerstört, sondern ›Ziele ausgeschaltet‹«. Nun war aber der Vietnamkrieg der erste vor dem Fernseher ausgetragene Krieg der Geschichte. So wurden Millionen von Fernsehzuschauern jeden Abend in den Nachrichten mit der blutigen Wahrheit, die sich hinter diesen Euphemismen verbarg (von denen viele übrigens nicht nur im Zusammenhang mit den Vietnamkrieg gebraucht wurden, geschweige denn neu waren), konfrontiert. Das führte dazu, dass der Widerspruch zwischen der Sprache der Regierung und den Mitteilungen des Militärs einerseits sowie dem bildlich dargestellten Schrecken des Krieges andererseits die ohnehin geringe öffentliche Unterstützung noch weiter untergrub. Wie Summers beobachtete, »wurde der Vietnamkrieg kaltblütig geführt, und das war für das amerikanische Volk unerträglich[140].«

Auch im Hinblick auf die Formulierung der Strategie, ihre Anwendung im Krieg und die Kriegführung selbst sah Summers mehrere Gründe für das Scheitern Amerikas. Nach Ansicht eines seiner Kollegen in der West Point-Militärakademie war die Art und Weise, in der die Amerikaner in Korea und Vietnam Krieg führten, zum Teil von der Kriegführung des 18. Jahrhunderts abgeleitet[141]. In der Tat haben wir ja gesehen, dass vielgelesene Strategen wie William Kaufmann das Konzept des »beschränkten Krieges« in den 50er Jahren, inspiriert durch den Korea-Krieg, von Clausewitzschen Konzepten der Kriegführung des *Ancien Régime* abgeleitet hatte. Summers zeigte nun, dass Clausewitz' Kritik an der Kriegführung des *Ancien Régime* (die ja schließlich gegen Napoleon unterlag!) auch auf die Lage im Vietnamkrieg anwendbar war, in dem die US-amerikanischen Streitkräfte im *Business Management* bewanderter waren als auf dem Gebiet der Militärstrategie. Im 18. Jahrhundert verstand man unter »›Kriegskunst‹ und ›Militärwissenschaft‹ nur die Gesamtheit derjenigen Kenntnisse und Fähigkeiten, welche sich mit den materiellen Faktoren beschäftigen. Der Aufbau und Einsatz von Waffen, [...] die innere Gliederung des Heeres und seine Manöver, bildeten das

140 Ebd., S. 35–37.

141 Britt, European Military Theory, S. 10, zit. in: Summers, On Strategy, S. 3.

Wesen dieses Wissens und fachlichen Könnens[142].« Die Analogie ist die folgende: Die Generäle, die den französischen Revolutionsheeren und Napoleon unterlagen, wie auch die amerikanischen Generäle im Vietnamkrieg, waren auf den falschen Krieg spezialisiert.

Währenddessen gelang es der von den Zivilisten entworfenen Strategie nicht, Kriegsziele zu formulieren, die real erreichbar waren. Summers beschuldigte die Johnson- und Nixon-Administrationen, sie hätten sich zu stark auf die Gefahr einer Eskalation der Auseinandersetzung und einer eventuell folgenden Intervention Chinas (wie es im Koreakrieg der Fall gewesen war) oder sogar der Sowjetunion konzentriert, die, wie sie befürchteten, zu einem Atomkrieg hätten führen können. Henry Kissinger beobachtete:

> »Wir sind in den Koreakrieg eingetreten, weil wir fürchteten, daß für Europa andernfalls in naher Zukunft eine wesentlich ernsthaftere Gefahr heraufbeschworen worden wäre. Da wir jedoch nicht mit einem kompromißlosen Angriff auf Europa konfrontiert werden wollten, hielten sich die Risiken, die wir bereit waren einzugehen, um in Korea zu siegen, deutlich in Grenzen [...]
>
> Zehn Jahre später standen wir in Vietnam wieder vor demselben Dilemma. Erneut intervenierten wir, weil wir den Krieg in Indochina für die Manifestation einer weltweiten abgestimmten Strategie der Kommunisten hielten. Wiederum versuchten wir, nur ein begrenztes Risiko einzugehen, weil die globale Herausforderung, zu der unter anderem der Indochinakrieg zu gehören schien, auch Vietnam als Ort erscheinen ließ, der sich nicht für eine entscheidende Kraftprobe eignete[143].«

Diese Furcht vor einer Eskalation spiegelt sich auch in der Sprache der amerikanischen *Felddienstvorschrift* von 1954 wider, die das Konzept von »Kriegen mit begrenztem Ziel« einführte und den »Sieg« als Kriegsziel ablöste: »Der Sieg allein als Kriegsziel ist nicht zu rechtfertigen, da der Sieg selbst nicht immer die Gewähr dafür bietet, dass die nationalen Ziele erreicht werden.« Dazu bemerkte Harry Summers:

> »Den Sieg nur als totalen Sieg und nicht zutreffender als Erreichung der Ziele, für die ein Krieg geführt wird, zu definieren, war ein strategischer Fehler [der Autoren der Felddienstvorschrift]. Durch ihn wurde nicht nur die Tatsache verschleiert, daß wir in Korea einen Sieg errungen hatten (wo der Status quo ante wieder hergestellt wurde [...]), sondern weitgehend die Niederlage in Vietnam garantiert[144].«

In der *Felddienstvorschrift* von 1962 wurde das Konzept vom begrenzten Krieg durch das der begrenzten Mittel abgelöst. Darin hieß es: »Das Hauptziel der Streitkräfte der Vereinigten Staaten besteht darin, eine Auseinandersetzung schnell und entschlossen auf eine Art und Weise zu beenden, die am besten geeignet ist, ihre Steigerung zu einem allgemei-

---

142 Ebd., S. 3.
143 Kissinger, The White House, S. 64.
144 Zit. in: Summers, On Strategy, S. 67.

nen (Atom-)Krieg zu verhindern[145].« Folglich machten die USA von Anfang an die Grenzen ihres Engagements in Vietnam deutlich, was ihre Gegner bei ihrer eigenen Kriegführungsstrategie ausnutzen konnten.

Summers folgerte, dass man mit der sich daraus ergebenden US-Strategie danach trachtete, die Kampfhandlungen der US-amerikanischen Streitkräfte übermäßig stark auf Südvietnam zu konzentrieren, anfangs mit nur streng begrenztem Luftwaffeneinsatz gegen Nordvietnam. Der Wunsch, den Krieg zu begrenzen, führte dazu, ihn fälschlicherweise vorwiegend als Bürgerkrieg zwischen den südvietnamesischen Kommunisten des Vietcong und den Streitkräften des südvietnamesischen Regimes wahrzunehmen. Diesen Charakter hatte im Wesentlichen der Erste Indochinakrieg zwischen Frankreich und den Vietminh gehabt. Im Gegensatz dazu handelte es sich beim Zweiten Indochina- oder Vietnamkrieg jedoch um einen ausgedehnten Feldzug Nordvietnams zur Eroberung Südvietnams, wobei sich der Norden flexibel auf die Schwächen und Fähigkeiten des Feindes einstellte. Während die Amerikaner in Südvietnam eingesetzt waren, vermied Hanoi klassische Schlachten und handelte hauptsächlich durch seine südvietnamesischen Agenten, die Vietcong, in Operationen geringer Intensität. In der einzigen außergewöhnlichen Operation hoher Intensität, der Tet-Offensive von 1968, war das nordvietnamesische Regime bereit, eine große Anzahl von Vietcong zu opfern. Erst nach dem Rückzug der Amerikaner ging die nordvietnamesische Regierung generell zu regulären Gefechten hoher Intensität über, die 1975 zur Eroberung des Südens führten.

Anstatt sich auf Nordvietnam als Zentrum der Kraftentfaltung des Feindes zu konzentrieren, waren die aufeinander folgenden US-Regierungen von der Strategie der »Bekämpfung von Aufständen« (*counterinsurgency*) besessen, von Operationen, die auf das Gebiet Südvietnams begrenzt waren. In revolutionären Volkskriegen, die auf der Lehre Mao Zedongs basierten – rein internen Auseinandersetzungen, in denen ideologische Ziele verfolgt wurden – sah man die Kriege der Zukunft und verwandte größte intellektuelle Anstrengungen bei der Suche nach einer angemessenen *politischen* Erwiderung auf diese örtlich begrenzte Form des Krieges. Wie Sir Robert Thompson, der britische Berater des südvietnamesischen Präsidenten Ngo Dinh Diem, unterstrich, wird der revolutionäre Krieg »häufig mit dem Guerrilla- oder Partisanenkrieg verwechselt [...] Der größte Unterschied zwischen ihnen besteht darin, daß der Guerrillakrieg lediglich dazu dient, den Feind zu beunruhigen und zu verwirren, so daß die regulären Streitkräfte [anderswo] in konventionellen Gefechten eine Entscheidung herbeiführen können [...] Mit einem revolutionären Krieg dagegen will man selbst ein entscheidendes Ergebnis erreichen«[146]. Auf der Grundlage dieser Definition behauptete Summers, beim Vietnamkrieg habe es sich eindeutig um einen *Guerrillakrieg*

[145] Zit. in: Ebd., S. 69.
[146] Thompson, Revolutionary War, S. 16 f.

gehandelt, man habe aber den Fehler begangen, ihn hauptsächlich als revolutionären Krieg zu behandeln. »Südvietnam war nicht nur mit einem inneren Aufstand konfrontiert, sondern auch mit einer Aggression von außen, deshalb konnte die Doktrin der Aufstandsbekämpfung nur ein Teil der Antwort sein.«

Gemäß der meisten Definitionen der Aufstandsbekämpfung, insbesondere aber derer, die von der US-Regierung als Grundsatz für ihre Militärpolitik in Vietnam angenommen wurden, umfasste die Bekämpfung von Umsturzbewegungen Aspekte vom Aufbau des Staates in Südvietnam wie auch die Entwicklung und Festigung der Treue der Bürger gegenüber ihrer Regierung und deren Immunisierung gegen die Versuchungen des Kommunismus. Seltsamerweise erwartete man, die US-amerikanischen Streitkräfte würden in Südvietnam diese Aufgaben erfüllen (ähnlich wie die NATO-Streitkräfte in den 1990er Jahren in Bosnien-Herzegowina und im Kosovo, die ähnlich bescheidene Erfolge erzielten). Deshalb hieß es in der *Felddienstvorschrift* von 1968: »Die Hauptaufgabe der US-Streitkräfte besteht darin, eine Atmosphäre der Ordnung oder Stabilität zu erhalten, wiederherzustellen oder zu schaffen, in der die Instrumente des Staates auf rechtsstaatlicher Basis wirkungsvoll eingesetzt werden können[147].« Clausewitz zitierend, stellte Summers fest, dass die US-Army für eine solche Aufgabe schlecht ausgerüstet war: »Wenn die Politik sich vom Militär eine falsche, seiner Natur nicht entsprechende Wirkung verspricht, [...] kann sie mit ihren Bestimmungen einen schädlichen Einfluß auf den Krieg haben[148].« Wie ein ehemaliger Befehlshaber der US-Streitkräfte in Südvietnam und späterer Chef des Stabes bemerkte, war das Militär »aufgefordert worden, politische, wirtschaftliche und gesellschaftliche Aufgaben zu erfüllen, die über seine Möglichkeiten hinausgingen, während es gleichzeitig in seinen Befugnissen eingeschränkt war, die militärischen Aufgaben zu erfüllen, zu denen es fähig gewesen wäre«[149]. Nach Ansicht von Summers hätten nur die Südvietnamesen selbst die Aufgaben zur Schaffung des Staates (im amerikanischen Wissenschaftsjargon, »nation-building«) erfolgreich bewältigen können, die sich die Amerikaner im Süden vorgenommen hatten, denn nur die Einwohner dieses Staates hatten wirklich ein langfristiges Interesse an diesem Land. Wiederum zitierte er Clausewitz: »Niemals wird man sehen, daß ein Staat, der die Sache eines anderen vertritt, diese so ernsthaft nimmt wie seine eigene. Eine mäßige Hilfsarmee wird vorgesandt; ist sie nicht glücklich, so sieht man die Sache ziemlich als abgemacht an und sucht so wohlfeil als möglich herauszukommen«[150].

Derweil unternahmen die USA lange Zeit wenig, um das wirkliche Zentrum der Kraftentfaltung ihres Gegners, nämlich Nordvietnam selbst,

147 Zit. von Summers, On Strategy, S. 78.
148 Vom Kriege, S. 995.
149 General Fred C. Weyand, zit. in: Summers, On Strategy, S. 79.
150 Ebd., S. 174, 177.

zu treffen. Die gegen den Norden gerichteten Handlungen beschränkten sich auf Luftschläge und Operationen der Seestreitkräfte. 1966 erklärte General Maxwell Taylor gegenüber dem US-Senat, es sei nicht das Ziel der USA, Nordvietnam zu besiegen, sondern es lediglich »zur Besserung zu veranlassen«. Um es wieder mit Clausewitzschen Begriffen auszudrücken, kam der Sieg gegen den Hauptfeind damit als Ziel nicht in Frage[151]. So schrieb Summers: »Anstatt uns mit Nordvietnam, der Quelle des Krieges, zu befassen, widmeten wir unsere Aufmerksamkeit dem Symptom, dem Guerillakrieg im Süden.« Selbst Laos und Kambodscha, weitere Quellen von Versorgungsgütern oder Transitrouten für den Vietcong, wurden lange als Heiligtümer behandelt, die nicht anzugreifen waren, jedenfalls nicht von den US-amerikanischen Bodentruppen. Wie Summers zugab, »war eine strategische Offensive gegen Nordvietnam vielleicht aus politischen Gründen nicht möglich«, doch hätte Amerika »die taktische Offensive ergreifen können, um das Gefechtsfeld« in Südvietnam »dadurch zu isolieren«, dass es alle Wege, auf denen Versorgungsgüter von außen auf sein Gebiet gelangten, abschnitt. »Da der Aufstand selbst ein taktisches Mittel war, mit dem Nordvietnam seine wahren Ziele (die Eroberung Südvietnams) verschleiern wollte, konnten auch unsere Operationen zur Bekämpfung des Aufstands nur taktischen Charakter tragen, wie auch immer wir sie bezeichnet haben.« So wandten die USA, indem sie sich auf den Nebenschwerpunkt konzentrierten und den Hauptschwerpunkt schonten, nicht die Strategie an, die zum Frieden hätte führen können und im Clausewitzschen Sinne die einzig zulässige Strategie gewesen wäre. »Ironischerweise bewahrten uns unsere taktischen Erfolge [in Südvietnam] nicht vor dem strategischen Scheitern, während Nordvietnam trotz taktischer Fehler einen strategischen Erfolg erzielen konnte.« Nordvietnams Strategie »veranlaßte die Vereinigten Staaten, gegen eine zweitrangige Streitmacht anzutreten« (den Vietcong in Südvietnam) »und sich dabei völlig zu verausgaben. Auch nötigte sie das Heer Südvietnams, seine Truppen so zu verteilen, dass sie nicht konzentriert zur Abwehr eines konventionellen grenzüberschreitenden Angriffs Nordvietnams eingesetzt werden konnten«[152].

Laut Summers waren die Fehler bei der strategischen Wahrnehmung und Planung teilweise auf einen Mangel an einheitlicher Führung zurückzuführen, denn keine der aufeinander folgenden US-Regierungen verwandelte sich in eine Kriegsregierung, sondern behielt die Struktur bei, mit der auch im Frieden Entscheidungen getroffen werden. Nach Summers' Ansicht eignete sich eine solche Struktur zwar hervorragend für eine Lage, wie sie während des Kalten Kriegs anhaltend herrschte bzw. im Clausewitzschen Sinne für die Vorbereitung auf einen Krieg, nicht aber dafür, einen realen heißen Krieg in Südostasien zu führen. Eine einheitliche Führung fehlte sowohl auf der zivilen als auch der militäri-

151 Zit. in: Ebd., S. 103.
152 Ebd., S. 88–91, 129.

schen Ebene – nicht nur in Washington, sondern auch im Einsatzgebiet. So befand sich das strategische Hauptquartier des Pazifikkommandos, das mit der Durchführung der Operationen beauftragt war, in Honolulu, etwa 8000 km vom eigentlichen Kriegsschauplatz entfernt. Dieser Tatsache stellte Summers natürlich die Forderung Clausewitz' gegenüber, dass die politische und die militärische Autorität so gut aufeinander abgestimmt sein sollten, dass derjenige, der die militärischen Operationen führt, auch im Kriegsrat sitzt[153].

f) Von Vietnam zum Golfkrieg von 1991

Nach erneuter Lektüre von Clausewitz betrachtete man die amerikanische Kriegführung in Vietnam nun in einem neuen Licht. So schrieb Michael Handel, Professor am US Naval War College:

> »Der Lehrkörper der US-amerikanischen Militärakademien und die Studenten, die Ende der 1970er, Anfang der 1980er Jahre das Studium abschlossen, verstanden allmählich (und manchmal auch widerwillig), daß man Krieg und Politik nicht, wie häufig angenommen, trennen kann, daß der militärische Sieg nicht automatisch den politischen Endsieg garantiert, daß alle Kriege, insbesondere jene, die lange dauern, der politischen Unterstützung und des Konsenses des Volkes bedürfen, in dessen Namen sie geführt werden, daß das Militär lediglich eines von drei Elementen darstellt, die für den Erfolg im Krieg wesentlich sind (die anderen Elemente sind die Regierung und das Volk), und daß ein Krieg nur gewonnen werden kann, wenn zwischen diesen drei Elementen ein harmonisches Gleichgewicht herrscht, ganz egal, wie gerecht die Sache und wie groß die unternommenen Anstrengungen auch sind. Sie erkannten auch, wie gefährlich es ist, einen Krieg ohne starken politischen Rückhalt zu führen (ohne den es aufgrund des politischen Systems in Amerika bei einem langen Krieg kaum geht). Weiterhin wurde festgestellt, daß eine allmähliche Eskalation und andere Schwierigkeiten, die sich aus verschiedenen politischen Zwängen ergaben, die Konzentration der maximalen Kräfte, die erforderlich gewesen wäre, von Anfang an verhinderten. Außerdem hatte man die bittere Erfahrung machen müssen, ›daß man auf keinen Fall den ersten Schritt tun darf, ohne an den letzten zu denken‹[154].«

Die Lehren aus dem Vietnamkrieg veranlassten die Reagan-Administration, eine Doktrin anzunehmen, die nach dem US-Verteidigungsminister Caspar Weinberger benannt ist. Danach mussten sechs Kriterien erfüllt sein, ehe US-amerikanische Streitkräfte bei Gefechten im Ausland einge-

---

153 Ebd., S. 141–150. Eine Darstellung, in der Summers' Meinung verneint und stattdessen argumentiert wird, die US-Army habe keinen Krieg zur Aufstandsbekämpfung, sondern einfach einen konventionellen Krieg geführt, ist zu finden bei Krepinevich, The Army.

154 Handel, Masters, S. 9 f.

setzt wurden. Mehrere dieser Kriterien spiegelten – direkt oder indirekt – die Lehren Clausewitz' wider:

> »DRITTENS, sollten wir eindeutig definierte politische und militärische Ziele haben, wenn wir beschließen, Streitkräfte zu Kampfeinsätzen ins Ausland zu verlegen. Und wir sollten genau wissen, wie unsere Streitkräfte diese eindeutig definierten Ziele erreichen können. Und wir sollten die Streitkräfte auch genau zu diesem Zweck unterhalten und einsetzen. Wie Clausewitz schrieb: ›Man fängt keinen Krieg an, oder man sollte vernünftigerweise keinen anfangen, ohne sich zu sagen, was man mit und was man in demselben erreichen will.‹
>
> VIERTENS muß das Verhältnis zwischen unseren Zielen und den Kräften, die wir einsetzen – ihre Stärke, Zusammensetzung und Verteilung im Raum – ständig neu bewertet und gegebenenfalls angepaßt werden. Wenn sich unsere Ziele verändern, müssen sich auch die Anforderungen, die wir an unsere Streitkräfte stellen, verändern. Um von diesem Kurs nicht abzuweichen, müssen wir uns stets die folgenden grundlegenden Fragen stellen: ›Liegt diese Auseinandersetzung in unserem nationalen Interesse?‹ ›Erfordert es unser nationales Interesse, daß wir kämpfen, daß wir Waffengewalt anwenden?‹ Wenn die Antwort ›Ja‹ lautet, dann *müssen* wir siegen. Wenn die Antwort jedoch ›Nein‹ lautet, sollten wir gar nicht erst in den Kampf ziehen.
>
> FÜNFTENS, ehe die USA Kampftruppen im Ausland einsetzen, muß es wahrscheinlich sein, daß sie die Unterstützung des amerikanischen Volkes und seiner gewählten Vertreter im Kongreß genießen [...] Wir können nicht zu Hause einen Kampf mit dem Kongreß führen und gleichzeitig unsere Truppen bitten, im Ausland einen Krieg zu gewinnen oder, wie es in Vietnam der Fall war, unsere Truppen bitten, nicht zu siegen, sondern lediglich dort zu sein[155].«

Wenn auch unter einer anderen Regierung erwiesen sich die Kriterien Weinbergers oder die Weinberger-Doktrin, wie Michael Handel bemerkte, »als hervorragender Rahmen für die Entwicklung einer wirksamen, auf das innenpolitische Umfeld in Amerika zugeschnittenen Strategie.« Im Golfkrieg von 1990/91 »demonstrierte« die Regierung von George Bush sen., »daß es möglich war, allen erforderlichen politischen und militärischen Bedingungen gerecht zu werden. Indem sie all diese Bedingungen erfüllte, machte sie den militärischen Sieg über den Irak möglich.« In der Tat glaubten alle Seiten, nach dieser Auseinandersetzung die positive Bilanz ziehen zu können, dass zwar ständig politische Forderungen gestellt worden seien, ohne dass sich die Politiker aber übermäßig in die militärischen Operationen eingemischt hätten (*Mikromanagement*)[156]. Hinsichtlich der Anordnung des UN-Sicherheitsrats, den Status quo wie-

---

155 Vollständiger Wortlaut in Handel, Masters, S. 188 f. Hier findet sich Summers' übermäßige Betonung der Clausewitzschen »Dreifaltigkeit« von Regierung, Militär und Volk wieder, siehe Kap. 3.

156 Ebd., S. 11 f.

derherzustellen, der vor der Invasion des Iraks in Kuwait bestanden hatte, handelte es sich beim Golfkrieg um einen Clausewitzschen Sieg (durch ihn wurde Saddam Hussein gezwungen, Kuwait aufzugeben, und der Wille der Vereinten Nationen durchgesetzt). Ein Jahrzehnt später war Saddam Hussein jedoch noch immer an der Macht und hintertrieb noch immer die Bemühungen der Internationalen Atomenergiebehörde, Beweise dafür zu finden, dass er sein Atomprogramm wiederbelebt hatte, dessen Aufgabe ebenfalls vom UN-Sicherheitsrat verfügt worden war. Allgemeiner ausgedrückt, war der Sieg der Koalitionstruppen somit nicht von langer Wirkung, und aus US-britischer Perspektive wurde im Frühjahr 2003 eine neue Kampagne zur Niederwerfung des Saddam-Regimes nötig. Dennoch war der Einfluss der Weinberger-Doktrin weiterhin in der Sicherheitspolitik der USA spürbar – insbesondere bei den Operationen gegen das Taliban-Regime in Afghanistan und den Terroristenführer Osama Bin Laden im Winter 2001/2002.

Abschließend kann man nur feststellen, dass die von den US-amerikanischen Strategen entwickelte Theorie vom begrenzten Krieg gänzlich auf die USA zentriert und nicht von allgemeiner Gültigkeit war oder ist. Dagegen enthält die Weinberger-Doktrin mit ihrer Clausewitzschen Sprache einige Grundsätze, die sich auch auf die Sicherheitspolitik anderer Länder anwenden ließen. Obwohl es zur Konvention geworden ist, dass Atommächte ihre Kernwaffen im Krieg nicht einsetzen, steht doch die Frage im Raum, wie sie sich verhalten würden, wenn sie einem Feind gegenüberstünden, der chemische oder biologische Waffen einsetzte (wenn man die sich selbst einschränkende Regelung beiseite lässt, die die Atommächte im Zusammenhang mit der Verlängerung des Vertrags über die Nichtweiterverbreitung von Kernwaffen 1995 nochmals wiederholten, in der sie sich verpflichteten, keine Kernwaffen gegen Gegner einzusetzen, die sich nicht im Besitz von Kernwaffen befinden). Ebenfalls offen ist die Frage, wie sich die Atommächte, die den Vertrag über die Nichtweiterverbreitung von Kernwaffen nicht unterzeichnet haben, vor allem Indien und Pakistan, gegenüber dem Tabu des Einsatzes von Kernwaffen verhalten würden. Während des Kalten Krieges waren diese zwei Länder wiederholt in einen direkten Konflikt miteinander geraten. Sie sind bisher die einzigen Atommächte, zwischen denen es zu einem direkten militärischen Zusammenstoß gekommen ist. Es bleibt abzuwarten, wie sich die Tatsache, dass diese beiden Länder, die, ohne ein Hehl daraus zu machen, seit 1998 im Besitz von Kernwaffen sind, im 21. Jahrhundert auf ihre Beziehungen auswirken wird.

Jedenfalls gibt es keine Sicherheit dafür, dass die von Colin Gray aufgestellte Hypothese zutrifft, nach der die Abschreckung bei jedem »Paar« von Kernwaffen besitzenden Gegnern auf die gleiche Art und Weise wirkt und sie keine andere Wahl als den begrenzten Krieg haben. Wie Cimbala uns erneut vor Augen geführt hat, würde Clausewitz jeden mahnen, sich vor der Tendenz des Krieges zur Steigerung, vor seiner Tendenz auszuufern und vor den durch den Krieg freigesetzten Leiden-

schaften in Acht zu nehmen. Und wir sollten uns selbst daran erinnern, dass alle Regierungen zwar *im Idealfall* Clausewitz' Grundsatz befolgen sollten, über den möglichen letzten Schritt erst nachzudenken, bevor sie den ersten getan haben. In der Realität haben aber keineswegs alle Regierungen der Welt dies immer beherzigt.

VIII. Clausewitz' Relevanz im 21. Jahrhundert

Zu Beginn des 21. Jahrhunderts sind Clausewitz' Ideen und seine Terminologie, ob nun korrekt oder inkorrekt angewandt, tief in die militärische und sicherheitspolitische Weltliteratur eingedrungen. Ob ein russischer General oder ein amerikanischer Politikwissenschaftler über die Bedeutung des Zufalls in der Kriegführung schreibt, ob wir über Schwerpunkte lesen und was sie sein könnten bzw. über »Nötigung und die Rolle der Luftstreitmacht als politisches Instrument«[1], immer haben wir es mit Ableitungen von Clausewitzschen Begriffen und Ideen zu tun. Krieg als Instrument der Politik, Krieg als Zusammenstoß zweier Willen, begrenzter Krieg und unbegrenzter Krieg, Friktion, Gefahr der Eskalation – es sind alles Clausewitzsche Konzepte, die heute in militärischen Lehrbüchern und in der Schlüsselliteratur der führenden Militärmächte der Welt als Grundvokabular gebraucht werden. Da der Begriff »Strategie« zunehmend allgemein und umfassend gebraucht wird, ist Clausewitz sogar in das Blickfeld von Managementexperten geraten, wenn auch in ziemlich unwissenschaftlicher Art und Weise. Mit *Vom Kriege* als Fundgrube für zufällig ausgewählte und verwendete Formeln dient Clausewitz nun als Leitfaden dafür, »Wie man Märkte erobert«[2], und man findet im Kompendium der Boston Consulting Group unter dem Titel *Clausewitz: Strategie denken* nur Überlegungen zur Betriebswirtschaft[3].

Dennoch wurde schon früh die Meinung geäußert, Clausewitz' Hauptwerk sei veraltet. Wir erinnern diesbezüglich an eine Erklärung des französischen General Colin im Jahr 1911. Sein preußischer Zeitgenosse, General Walther Reinhardt, »betrachtete Clausewitz' Theorie [im Großen und Ganzen] als überholt, z.B. die Wirkung moderner Feuerkraft [...], die gestiegene Bedeutung der Logistik und die Verwischung der Unterscheidung zwischen Strategie und Taktik«[4]. Der zur Führung des Ersten Weltkriegs befragte deutsche General von Kuhn sagte vor einem Ausschuss des Reichstags: »Trotz der hohen Wertschätzung, die das Werk *Vom Kriege* bei jedem Soldaten genießt, ist nicht alles darin Enthaltene nach hundert Jahren immer noch ohne Vorbehalt anwendbar[5].« Wie wir gesehen haben, schrieb Ludendorff 1935, »alle Theorien von Clausewitz sind über

---

1 Shultz, Compellence, S. 171–191.
2 Sedgwick, How to conquer, S. 59–61.
3 Clausewitz: Strategie Denken.
4 Wallach, Misperceptions, S. 217.
5 Der Untersuchungsausschuß, S. 224, zit. in: Wallach, Misperceptions, S. 231.

den Haufen zu werfen«, da das »Werk einer vergangenen weltgeschichtlichen Entwicklung an[gehört] und heute weitgehend überholt [ist]; ja sein Studium kann sogar verwirrend wirken«[6]. Und wie wir im vorigen Kapitel festgestellt haben, plädierte Gorbačev 1987 dafür, die berühmteste Aussage in *Vom Kriege* als nicht mehr gültig zu betrachten.

Wie indes den vorausgegangenen Kapiteln zu entnehmen war, haben viele andere Strategen und Wissenschaftler *Vom Kriege* als ein großes Werk angesehen oder, wie es Bernard Brodie ausdrückte, als »das einzige wirklich große Buch über den Krieg«. Summa summarum stellt sich heraus, *Vom Kriege* hat die Zeit besser überstanden als die mit ihm konkurrierenden Arbeiten von Colin, Bernhardi oder Ludendorff, ganz zu schweigen von den Arbeiten seiner nahezu in Vergessenheit geratenen Zeitgenossen, Jomini eingeschlossen.

1. Schwächen in Clausewitz' Konzepten

Selbst wenn man die Interpretationsprobleme beiseite lässt, heißt dies nicht, dass wir keine gravierenden Schwierigkeiten mit Clausewitz' Werk haben. *Vom Kriege* lässt eine Fülle von Fragen unberücksichtigt, die Clausewitz entweder ignorierte (wie Seekriegsstrategie) oder die seitdem an Bedeutung gewonnen haben (wie Wirtschaftskrieg, psychologischer und Propagandakrieg, Krieg mit Massenvernichtungswaffen und der Einsatz der Raumfahrt- und Informationstechnologie für militärische Zwecke). Begriffe wie »globale Strategie«, »Weltmacht«, »Supermacht«, »Weltkrieg«, totaler Krieg, *counterinsurgency* gehörten nicht zu seinem Vokabular. Gleichwohl haben Theoretiker und Praktiker Thesen in Clausewitz' Werken, insbesondere *Vom Kriege*, gefunden, die sie für anwendbar auf einige bzw. alle diese Bereiche halten[7].

Wir haben festgestellt, dass Clausewitz nur mit seinem überarbeiteten Ersten Buch zufrieden war, als er seine Arbeit an *Vom Kriege* 1830 beenden musste. Als Ergebnis gibt es nicht nur ganze Bücher in *Vom Kriege*, die sich ausschließlich mit dem »idealen Krieg«, oder wie Clausewitz es nannte, dem »absoluten« Krieg à la Napoleon befassen. Dies hatte zur Folge, dass Clausewitz es nie fertig brachte, einige der Implikationen seiner eigenen Entdeckung vom Zusammenhang zwischen politischen Zielen und der Kriegführung gründlich zu durchdenken.

Eine solche zentrale Frage betrifft Clausewitz' Idee, vereinfachend als »doppelte Art des Krieges« in einem Brief an einen Freund im Juli 1827 und in Teilen des Achten Buches ausgedrückt, in der er revolutionäre politische Ziele mit einem absoluten Krieg in Beziehung setzt und be-

6 Ludendorff, Der Totale Krieg, S. 10.
7 Beispielsweise Furlong, The Validity, S. 221–228.

grenzte politische Ziele mit einem begrenzten Krieg. In einem sehr aufschlussreichen Aufsatz hat Eberhard Kessel (ähnlich wie Corbett[8]) diese Wechselbeziehung im Licht der späteren Geschichte analysiert und für unzulänglich befunden: Clausewitz' Beispiel von einem begrenzten Kriegsziel, der Eroberung eines kleinen Gebiets – entweder um es zu behalten oder als Tauschmittel bei Friedensverhandlungen – stammte aus dem vorrevolutionären 18. Jahrhundert, das er so intensiv studiert hatte – als es den Begriff des nationalen Territoriums noch gar nicht gab. So gehörte das Land einem Fürsten oder einer Dynastie und wechselte leicht aus dem Zuständigkeitsbereich eines administrativen Zentrums in das eines geografisch weiter entfernten, wenn es vererbt, als Mitgift bei einer Heirat eingebracht oder in einem Krieg erobert worden war (wo die Eroberung häufig durch einen rivalisierenden dynastischen Anspruch an das Gebiet legitimiert war). Während das Zeitalter des Absolutismus die Souveränitätsrechte von Fürsten auf ihr gesamtes Territorium ausdehnte, wurde dieses ebenfalls genutzt, um Fürsten nach deren Belieben mit ihrem Besitz verfahren zu lassen: Ihre Untertanen hatten nicht das Recht, dagegen zu protestieren, wenn sie von einer Gerichtsbarkeit zur anderen, von einem Besitzer zum anderen, wechselten[9].

Clausewitz selbst lebte an der Schwelle zu einem neuen Zeitalter, als die Untertanen der Fürsten sich mehr und mehr als Staatsbürger betrachteten (und auch dazu ermutigt wurden, sich selbst in diesem Sinne »neu zu erfinden«), als Mitglieder einer Nation, die ein bestimmtes, klar abgegrenztes »nationales« Territorium bewohnten. So war es bei Ausbruch des Deutsch-Französischen Krieges das Kriegsziel der Großdeutschen, die einen Staat unter Einschluss aller Deutschsprachigen gründen wollten, das deutschsprachige Elsass von Frankreich zu trennen. Was im 18. Jahrhundert eine rein wirtschaftliche und militärisch-strategische Angelegenheit gewesen wäre (hier hätte sich Clausewitz beispielsweise die Abtretung eines Teils des deutschen Territoriums oder Preußens Duldung bei einer Eroberung Südbelgiens durch Frankreich vorstellen können, wenn es im Gegenzug zur Abtretung von Elsass und Lothringen gekommen wäre), war 1870 eine Frage des *Nationalstolzes* geworden. Die Integrität des *nationalen* Territoriums Frankreichs war in einem kleinen Landstrich in Frage gestellt worden, und dies wurde somit als Angriff auf die französische Souveränität als Ganzes interpretiert.

Ein Jahrhundert später war die NATO gleichermaßen bereit, das Risiko eines totalen Krieges einzugehen, um den Status quo wiederherzustellen, hätten die Streitkräfte der Warschauer Vertragsorganisation versucht, auch nur einen kleinen Bereich des NATO-Territoriums zu erobern (beispielsweise Hamburg und somit den Zugang zur Nordsee). Die kleinste territoriale Eroberung wäre als ein inakzeptabler Integritätsverlust der NATO-Staaten angesehen worden, der nicht nur realiter eine Niederlage

8 Siehe Kap. 6.
9 Kessel, Clausewitz, S. 371–377.

bedeutet hätte, sondern auch eine im Hinblick auf die Glaubwürdigkeit der Allianz als Ganzes. Es ist interessant festzustellen, wie sehr Clausewitz immer noch von der Welt, in die er hineingeboren wurde, geprägt war, obwohl die neue Welt von Nationalismus und »Nationalstaaten« in seinem Kopf (wie in denen seiner Zeitgenossen) Gestalt anzunehmen begann. Politisch festgelegte Grenzen erfuhren in den vielen begrenzten Kriegen des 18. Jahrhunderts immer noch häufig Veränderungen. Ende des 19. und Mitte des 20. Jahrhunderts jedoch, als Corbett und Kessel ihre jeweiligen Arbeiten schrieben, war jedweder Versuch, etablierte Grenzen zwischen Gegnern zu verändern, die Kosten nicht wert, die höchstwahrscheinlich durch die Ausweitung von Gewalt und Zerstörung entstanden wären. Und hinzugefügt sei noch, dass die vielen neuen Staatsgrenzen, die am Ende des Kalten Krieges durch den Zerfall des sowjetischen Imperiums entstanden, unverändert den alten administrativen Demarkationen folgten. Selbst nach Anbruch des 21. Jahrhunderts wurden kaum Versuche unternommen, diese Grenzen zu verändern.

Der zweite damit zusammenhängende Punkt, auf den Kessel hinwies, war, dass seit Clausewitz' Zeiten Kriege, selbst wenn sie begrenzte Ziele verfolgten (die jedenfalls nicht unbedingt die Vernichtung des feindlichen Staates und Kolonisation seiner Bevölkerung und seines Territoriums in der Art, wie Napoleon es getan hatte, implizierten) zunehmend die Tendenz zeigten – jedenfalls in Europa – als absolute Kriege ausgetragen zu werden.

Aus dem deutschen Blickwinkel heraus ist es schwierig, der *Narration* (im Sinne Hayden Whites) von der Tendenz zu einem zusehends absoluten Krieg etwas entgegenzusetzen, die Roger Chickering ausgemacht hat[10]. Unter Moltke und Bismarck hat Preußen unbegrenzte Strategien angewandt, um begrenztes Territorium von Dänemark und Frankreich zu erobern, und Österreich und Frankreich gezwungen zu akzeptieren, dass die deutschen Fürsten in Zukunft ihre Beziehungen unter sich aushandeln würden, unter der Ägide einer Zentralregierung, angeführt vom preußischen König als Herrscher über ihr nunmehr als »Deutschland« bezeichnetes vereinigtes Territorium. Es waren alles begrenzte Ziele, weil sie kaum auf eine Zerstörung der politischen Ordnung anderer europäischer Staaten abzielten; und auch die deutschen Kriegsziele im Ersten Weltkrieg waren politisch kaum definierbar. Gleichwohl kam die Art, wie die Preußen und Deutschen diese Kriege austrugen, dem Clausewitzschen Idealkrieg oder »absoluten Krieg« immer näher. Militärische Erwägungen überwogen bzw. die Überzeugung, selbst ein begrenztes Kriegsziel würde von Seiten des Feindes eine unbegrenzte Reaktion auslösen. Clausewitz fragte sich im Achten Buch selber, ob künftige Kriege immer zum Absoluten tendieren, und »Sache des Volkes« sein oder erneut Kabinettskriege (oder beschränkte Kriege) würden. Die Antwort lautete, jedenfalls bis zum Zweiten Weltkrieg in Europa, Krieg bleibe eine Sache

10 Siehe oben, S. 116.

des Volkes; und solange es um Angriffe auf *nationales* Territorium ging, waren die Menschen automatisch mobilisiert. Es ist schwer vorstellbar, wie Kriege zwischen diesen Nationen hätten begrenzt bleiben können.

Kessel wies ebenfalls darauf hin, Clausewitz sei der Frage nicht nachgegangen, wie ein Krieg im Falle einer erheblichen Asymmetrie von Kriegszielen aussehen würde, d.h. wenn eine Seite unbeschränkte Kriegsziele und die andere lediglich beschränkte Ziele habe. In solch einer Konstellation wäre letztere mit Sicherheit gezwungen, ihre Anstrengungen zu intensivieren, um mit dem Gegner gleichzuziehen oder hätte andernfalls einer Niederlage ins Auge sehen müssen. Kessel bemerkte, dass in Clausewitz' Achtem Buch ein Kapitel über einen Verteidigungskrieg fehlte, bei der der Feind eine völlige Vernichtung der Streitkräfte und den Sturz der Regierung anstrebt[11]. Kessel kam zum Schluss, dass eine Kriegführung in einem weitaus größeren Ausmaß von militärischen Mitteln und dem Potenzial eines unbegrenzten Krieges bestimmt war, als es Clausewitz in Betracht gezogen hatte. Kessel zufolge hatte die Entdeckung des Begriffs vom absoluten Krieg das Bewusstsein der Menschen verändert:

> »Sobald einmal die Idee des absoluten Krieges in das Bewußtsein der Menschheit eingetreten war, mußte sie sich auf Zielsetzung und Durchführung militärischer Aktionen auf jeden Fall verschärfend und steigernd auswirken, und es ist in dieser Hinsicht auch noch eine von Clausewitz nicht gesehene Rückwirkung festzustellen, insofern als die Schwierigkeiten der Beendigung eines Krieges mit diplomatischen Mitteln damit immer größer wurden. Das bedeutet aber, daß nun *jeder* Krieg, auch derjenige, der von Haus aus kein absoluter Krieg ist, im zunehmenden Grade die Tendenz, zum absoluten Kriege zu werden, ins sich trägt, so daß die Gefahr der ›Ausartung‹ zum absoluten Krieg schließlich mit jedem Kriege gegeben ist[12].«

Und er fuhr fort, »deshalb aber kann es wünschenswert und zweckmäßig sein, ein begrenztes Kriegsziel von vornherein mit dem größtmöglichen Machtaufgebot anzustreben, schon um so schnell wie möglich mit dem Kriege fertig zu werden[13].« Die amerikanischen Generäle Colin Powell und Norman Schwarzkopf, die im Golfkrieg 1991 die Koalition führten, waren ebenfalls dieser Meinung.

Wie Martin van Creveld, dessen Kritik wir an der sekundären »Dreifaltigkeit« in Kapitel 3 erörtert haben, haben einige Kritiker Clausewitz' Orientierung am Staat moniert. Johan Galtung, ein westdeutscher Experte für internationale Beziehungen, kritisierte Clausewitz' Denken über den Krieg als »äußerst naiv«, da es »von der Annahme horizontal-symmetrischer Konfliktstrukturen ausgehe, die die beiden kriegführenden Parteien also für gleich autonom usw. halten«. Galtung selbst hielt es für erforderlich, zu unterscheiden – zwischen externen Kriegen (zwischenstaatlichen

---

11 Kessel, Die doppelte Art, S. 301.
12 Ebd., S. 305.
13 Ebd., S. 307.

Kriegen), internen Kriegen (Bürgerkriegen), imperialistischen Kriegen (innerhalb eines Blocks oder Reiches), Befreiungs- oder subversiven Kriegen und internationalisierten Klassenkämpfen. (Jede dieser fünf Kategorien unterteilte er weiter, in der typischen Art von Theoretikern für internationale Beziehungen, die alle ihnen bekannten Einzelfälle in ihren Theorierahmen einzuspannen versuchen, bis die Unterteilungen bestenfalls ein oder zwei konkreten Fällen zu entsprechen scheinen, die sie genau so gut unter ihren historischen Namen hätten anführen können[14].)

Weitere Kritik an Clausewitz' Ausführungen über den begrenzten Krieg wurde von dem Strategieexperten Jan Willem Honig geäußert. Seiner Ansicht nach »hat Clausewitz nie eine Theorie des begrenzten Krieges entwickelt«[15]. Anders ausgedrückt, erkennt Clausewitz an, dass Kriege begrenzte politische Absichten haben können, und dass diese wiederum die unternommenen militärischen Anstrengungen in mancher Hinsicht beschränken (beispielsweise weniger Streitkräfte für die Kriegsanstrengungen, weniger Anstrengungen zur Mobilisierung der öffentlichen Unterstützung für den Waffengang). Clausewitz ging jedoch nicht auf begrenzte Operationsziele ein, die sich aus begrenzten politischen Zielen ergeben sollten. Er sagte nicht, begrenzte politische Ziele führen nur zu einem kleinen Kampf statt zu einem großen, entscheidenden mit der Vernichtung der Streitkräfte einer Seite. Wir müssen zugeben, dass sich Clausewitz selbst in eine logische Sackgasse manövriert hat, da die Begrenzung der militärischen Mittel, um ein begrenztes politisches Ziel zu erreichen, nicht *von einer Seite allein* bestimmt werden kann. Wenn die andere Seite eine große Armee aufbringt, können die eigenen politischen Ziele noch so begrenzt sein, es wird gleichwohl eine Armee von ähnlicher Größe erforderlich sein, um die andere Seite zu schlagen, wenn ein militärischer Sieg Teil des politischen Ziels ist. Honig verweist auf das Beispiel des Golfkrieges von 1991, als das US-Militär klar auf eine totale Niederlage der irakischen Streitkräfte abzielte, wohingegen das politische Ziel auf die Wiederherstellung des Status quo, d.h. die Befreiung Kuwaits von irakischer Besetzung, beschränkt war. So stoppte der UN-Sicherheitsrat zur Enttäuschung des Militärs die militärischen Anstrengungen der Koalition kurz vor der totalen Vernichtung der irakischen Streitkräfte und, in der Tat, kurz vor der Einnahme Bagdads, der Hauptstadt des Feindes. Saddam Hussein blieb an der Macht und ein großer Teil seiner Streitkräfte überlebte den Angriff der Koalition auf den Irak. Die UN hatten ihr politisches Ziel erreicht, wenn wir von Clausewitz' realistischen Definitionen des Sieges als »dem Feind unseren Willen aufzwingen« ausgehen: Die UN hatten den Irak gezwungen, Kuwait aufzugeben. Clausewitz' idealistische Definition vom Sieg ging indes nicht auf – der Irak wurde nicht *wehrlos* gemacht.

---

14 Galtung, Das Kriegssystem, S. 69–77, zit. in: Dill, Einleitung, S. XIV, XXXV f.
15 Honig, Strategy, S. 113.

Clausewitz' vermeintliches Versäumnis, sich des begrenzten Krieges anzunehmen, kann vor dem Hintergrund seiner Vorträge über den »kleinen Krieg« und seiner in Kapitel 6 erörterten Behandlung der Partisanenkriegführung nur zum Teil bestätigt werden. Tatsache ist indes, dass Clausewitz seine verschiedenen Denkansätze nicht zu einer geschlossenen Synthese zusammengefasst hat[16].

Wie Creveld so verweist auch Jan Willem Honig auf die Divergenz zwischen den westlichen »Militärstrategien [...], die auf der Fähigkeit basieren, zu eskalieren und zu zerstören, was mit der zunehmenden Zahl von Fällen kontrastiert, in denen das politische Interesse zu begrenzt ist, um den Einsatz einer überwältigenden Streitmacht zu rechtfertigen[17].« Es scheint indes allgemein gültig zu sein, dass der von einem größeren politischen Interesse getriebene Gegner oftmals den Konflikt auf eine Ebene von geringerer militärischer Intensität herab zu ziehen vermag, bis die erste Seite ihres Engagements müde wird und sich zurückzieht. Dass dies selbst im Falle von Mächten möglich ist, die die militärische Potenz haben, es bis zu einem großen oder sogar einem Atomkrieg kommen zu lassen, haben die Vietnamerfahrungen der Amerikaner und die der Sowjets in Afghanistan gezeigt. Man könnte geltend machen, Clausewitz sei es nicht gelungen, die dritte Hauptregel für die Kriegführung, die er selbst vor dem Kronprinzen darlegte, näher auszuführen: und zwar das Gewinnen der öffentlichen Meinung. Er löst das Rätsel nicht, ob es die öffentliche Meinung der eigenen Seite oder die des Feindes ist, die es zu gewinnen gilt, oder vielleicht sogar die »Weltmeinung«, ein Punkt, den Clausewitz' Kollege Lilienstern sehr viel deutlicher artikuliert hat[18].

Der britische Stratege Basil Liddell Hart, den wir bereits als einen der schärfsten Kritiker Clausewitz' erwähnt haben, bemängelte ferner dessen enge Definition von Strategie (»der Gebrauch von Gefechten zum Zwecke des Krieges«). Im Clausewitzschen Vokabular fehlt die später im Englischen als »grand strategy« bezeichnete Ebene. Und er hielt ihm ebenfalls vor, den Frieden, der dem Krieg folgen müsse, nicht stärker ins Blickfeld genommen zu haben.

> »Kampfkraft ist nur eines der Mittel von ›grand strategy‹ – die die Macht des finanziellen Drucks berücksichtigen und anwenden sollte, und nicht zuletzt die Stärke des moralischen Drucks, um den Willen des Gegners zu schwächen [...] Des weiteren, während der Horizont der Strategie durch den Krieg begrenzt wird, richtet die ›grand strategy‹ ihren Blick über den Krieg hinaus auf die nachfolgende Politik. Sie sollte die verschiedenen Mittel nicht nur zusammenfassen, sondern ihren Einsatz so lenken, daß

16 Siehe Beatrice Heuser, Clausewitz und der Kleine Krieg, in: Clausewitz Studien (2005) in Vorb.
17 Ebd., S. 109–121.
18 Lilienstern, Handbuch für den Offizier, S. 12.

> Schaden für den künftigen Frieden vermieden werde – zu ihrer eigenen Sicherheit und Wohlergehen[19].«

Es ist vielleicht ebenfalls unfair, Liddell Harts Opposition gegen die Begeisterung seiner Zeitgenossen für den »absoluten Krieg« primär als *Appeasement* des Nationalsozialismus zu verurteilen (Liddell Hart war aus Furcht vor einem weiteren Weltkrieg lange dafür, Großbritannien solle sich mit Hitlers Deutschland so weit wie möglich arrangieren). Auf jeden Fall befindet Azar Gat, während Clausewitz das politische Grundprinzip für den begrenzten Krieg 1827 entdeckte, dass

> »es späteren Gesellschaften überlassen blieb, die Implikationen und praktischen Strategien für diese Art des Krieges auszuarbeiten, [Gesellschaften] für welche die Begrenzung eines Krieges erneut nicht nur eine *theoretische* Option wurde. Für diese Gesellschaften wurde es zunehmend schwieriger, einen militärischen ›Sieg‹ mit einem erfolgreichen Frieden und umfassenden Gewinn gleichzusetzen (obwohl beides nicht ganz von einander unabhängig ist), eine für Clausewitz noch fremde Unterscheidung. Eine substanzielle Neuformulierung der strategischen Theorie war somit gefordert, die zuerst von Julian Corbett, einem anderen Liberalen der Ära König Edwards VII., noch vor dem Ersten Weltkrieg in Angriff genommen und dann in der Zwischenkriegszeit von Liddell Hart weiterentwickelt wurde.«

Gat zufolge haben Corbett und Liddell Hart die von Clausewitz dem Realisten hinterlassene Theorie vom begrenzten Krieg im Interesse einer Eindämmung kriegsbedingter Zerstörung weiterentwickelt[20].

Geleitet von dem gleichen Bestreben nach Begrenzung von Kriegen hat der amerikanische Stratege und der führende Spezialist für römische Militärgeschichte Edward Luttwack ausgeführt, es sei in der Ära nach dem Kalten Krieg wichtig, zu einer pränapoleonischen Art des Krieges zurückzukehren und sich an der Kriegsart zu orientieren, die von Clausewitz dem Idealisten als veraltet angesehen worden war. Nach Luttwack würde der Westen gut daran tun, »den verlustvermeidenden Methoden der Kriegführung des 18. Jahrhunderts nachzueifern und somit zwar bewaffnete, aber praktisch unblutige Interventionen durchzuführen«[21].

Hew Strachan, der gegenwärtige Inhaber des Chichele-Lehrstuhls für Kriegsgeschichte in Oxford, ist überzeugt davon, dass dies bereits der Fall ist, und er verweist auf eine Entwicklung in der westlichen Art des Krieges, die von einem absoluten, geschweige denn totalen Krieg wegführt. Seit dem Ersten Weltkrieg, und insbesondere nach 1945, waren es die Großmächte, und später die Kernwaffenmächte, die aufgrund ihrer technologischen Überlegenheit auch in anderen Bereichen darauf abzielen konnten, größere Kriege zu vermeiden, indem sie sehr ungleiche Kriege gegen technologisch unterlegene Gegner führten mit dem Ergebnis zu-

---

19 Liddell Hart, Strategy, S. 336.
20 Gat, Fascist and Liberal Visions, S. 307.
21 Luttwack, Towards Post-Heroic Warfare.

nehmend geringerer Verluste für sich selbst. Es waren Gesellschaften, die keine ausreichend entwickelte Technologie in die Waagschale des Krieges werfen konnten, die dies durch eine immer umfassendere Mobilisierung der eigenen Bevölkerung kompensieren mussten. Gegen Ende des 20. Jahrhunderts wurde Kriegführung für die USA, Großbritannien und Frankreich zu einem aus der Ferne betrachteten quasi-sportlichen Ereignis, obwohl die ihren Gegnern zugefügten Verluste hoch blieben[22]. Diese Entwicklungen bringen die Diskrepanz in Clausewitz' Ausführungen über solche asymmetrischen Kriege scharf ins Visier.

Es gibt konkrete Punkte, bei denen die Entwicklung der Technologie einige der Grundfaktoren des frühen 19. Jahrhunderts schlichtweg verändert hat. Clausewitz betrachtete taktische Überraschung als ein gutes Mittel, um die Moral des Feindes zu untergraben. Strategische Überraschung hätte er als »wirksamstes Prinzip zum Siege« gesehen, deren Durchführung allerdings in Anbetracht der erforderlichen geheimen Vorbereitungen damals fast unmöglich gewesen wäre[23]. Im Atomzeitalter dagegen wurde ein wie ein Blitz aus heiterem Himmel einschlagender strategischer Atomangriff natürlich zum schrecklichsten Alptraum von Militärplanern sowohl bei der NATO als auch dem Warschauer Pakt. Clausewitz hielt wenig von Spionage und anderen geheimdienstlichen Erkundungen (was in Anbetracht der zu seiner Zeit vorhandenen Mittel verzeihlich ist)[24]. Mit den neuen Technologien im 20. Jahrhundert gewann aber *Intelligence* (was neben Spionage auch das Abhören von gegnerischen Radiokommunikationen und Flugzeug- und Satelliten-Photographien einschließt) zunehmend an Bedeutung[25]. Wie wir gesehen haben, hat Clausewitz die Wirkung der sich entwickelnden Technologien auf den Krieg durchaus anerkannt, dies aber an anderer Stelle seiner Reflexionen kaum in Betracht gezogen[26]. Dies ist einer der Punkte, in dem ihm immer wieder Obsoleszenz vorgeworfen wird; wie ein hochrangiger amerikanischer General in einer Vorlesung 1996 in einer der amerikanischen Militärakademien verkündete, »die Digitalisierung der Armee bedeutet das Ende von Clausewitz«[27].

---

22 Strachan, On Total War, S. 345–348.
23 Vom Kriege, S. 379–384, 1057, 1071.
24 Ebd., S. 258–260.
25 Knox, Conclusion, S. 641 f.
26 Siehe Kap. 7 oben.
27 Zit. in: Murray, Military Culture, S. 37.

2. Ewiger Krieg oder ewige Veränderung?

Nicht jeder Kriegsexperte sieht das so. So behauptete der Militärhistoriker Williamson Murray im letzten Jahr des 20. Jahrhunderts in Bezug auf die Erfahrung des Krieges gegenteilig:

> »Was für die Griechen im fünften Jahrhundert vor Christus zutraf, war auch wahr für die Römer im zweiten Jahrhundert vor Christus, war wahr für die Preußen zur Zeit Clausewitz' und wird zutreffen für Soldaten und *Marines* im nächsten Jahrhundert[28].«

Das in philosophischer Hinsicht vielleicht größte Problem bei Clausewitz liegt in seinem Bestreben, ewige Wahrheiten über den Krieg auszumachen, während er gleichzeitig einräumt, alle Kriege seien in Abhängigkeit der jeweiligen Zeitumstände unterschiedlich. Mit anderen Worten, es gibt ein grundlegendes methodologisches Problem im Hinblick auf die Beziehung, die Clausewitz zwischen seinem Wissen über vergangene Kriege und der aus ihnen extrahierten allgemeinen Theorie vom Krieg zu konstruieren versuchte. Mit diesem Problem stand er nicht allein da.

Sein Lehrer Scharnhorst hatte einen gewichtigen Anteil an Clausewitz' Ansatz[29]. In der Tat hätten die meisten preußischen/deutschen Strategen jener Zeit zugestimmt, dass, »während die Formen eines Krieges sich mit der Zeit ändern können, sein Geist bzw. Wesen unverändert bleibt[30].« Den gleichen Tenor finden wir in der französischen Strategie-Literatur. In Antoine de Jominis *Abhandlung über große militärische Operationen* finden wir seine berühmte Aussage:

> »Es gibt eine kleine Anzahl von grundlegenden Prinzipien des Krieges, und wenn sie zuweilen den Umständen gemäß verändert erscheinen, können sie gleichwohl generell dem Befehlshaber jeder Armee als Kompaß dienen [...] Ein geborenes Genie wird zweifelsohne wissen, wie durch glückliche Inspiration, [diese] Prinzipien anzuwenden sind, genauso wie es die am besten untersuchte Theorie vermöchte [...][31]
>
> Die grundlegenden Prinzipien, auf denen alle guten Kombinationen des Krieges beruhen, haben immer existiert [...] Diese Prinzipien sind unveränderlich; sie sind unabhängig von der Art der eingesetzten Waffen, von Zeit und Raum [...] Drei Jahrtausende lang gab es Generäle, die sie mehr oder weniger gut angewandt haben[32].«

In seiner *Zusammenfassung der Kriegskunst* schrieb er, »insbesondere kann Strategie durch feststehende Gesetze, die denen der Naturwissenschaften ähneln, gelenkt werden[33].«

---

28 Ebd., S. 33.
29 Gat, The Origins, S. 193 f.
30 Gat, The Development, S. 67.
31 Jomini, Treatise, S. XVIII., Bemerkungen, die in den ersten französischen Ausgaben dieses Werkes gänzlich fehlen.
32 Ebd., Bd 2, S. 445.
33 Jomini, Précis de l'Art, S. 339.

Bei Analysen des Krieges als generellem Phänomen finden wir immer wieder, dass unsere Ergebnisse stark davon abhängen, welche Fallbeispiele (und Epochen) wir zum Studium heranziehen. Clausewitz' Fallbeispiele kamen durchaus aus zwei Jahrhunderten und verschiedenen Ländern. Zu seinen frühen geschichtlichen Arbeiten gehören die »Betrachtungen über Gustav Adolphs Feldzüge von 1630–32«. Hans Rothfels war der Ansicht, Clausewitz habe mit voller Absicht diesen frühen Feldzug ausgesucht, weil er sich gegen eine Interpretation von Kriegskunst wandte, die nur das Neueste für das Beste oder sogar für die einzig wahre Kriegskunst hielt, und alles andere als Abweichung. In diesem Fragment über Gustav Adolph finden wir sogar die Bemerkung, dass »die verschiedenen großen Kriege ebenso viele Epochen in der Geschichte der [Kriegs-]Kunst bilden und gleichermaßen ernst genommen werden sollten«[34].

Wie wir in Kapitel 2 sahen, war Clausewitz anfangs selbst schuld daran, eine zu begrenzte »Datenbank« für seine Betrachtungen in *Vom Kriege* ausgewählt zu haben, indem er sich unter Ausschluss von allem anderen auf die Französischen Revolutions- und Napoleonischen Kriege konzentrierte und dies zu einem »universellen Maßstab« für alle Krieg machte[35]. Seine Suche nach einer universellen Theorie indes geht klar aus dem Achten Buch hervor:

> »Aber diese nach den eigentümlichen Verhältnissen der Staaten und der Kriegsmacht bedingte Kriegführung muß doch etwas noch Allgemeineres oder vielmehr etwas ganz Allgemeines in sich tragen, mit welchen vor allem die Theorie es zu tun haben wird.
>
> Die letzte Zeit, wo der Krieg seine absolute Gewalt erreicht hatte, hat des allgemein Gültigen und Notwendigen am meisten. Aber es ist ebenso unwahrscheinlich, daß die Kriege fortan alle diesen großartigen Charakter haben werden, als daß sich je die weiten Schranken, welche ihnen geöffnet worden sind, ganz wieder schließen können[36].«

Wir erinnern hier an den langen geschichtlichen Überblick über den Krieg in *Vom Kriege*, den Clausewitz mit folgender Erklärung abschließt:

> »Wir schließen hier unseren geschichtlichen Überblick, den wir nicht angestellt haben, um für jede Zeit in der Geschwindigkeit ein paar Grundsätze der Kriegführung anzugeben, sondern nur um zu zeigen, wie jede Zeit ihre eigenen Kriege, ihre eigenen beschränkenden Bedingungen, ihre eigene Befangenheit hatte. Jede würde also auch ihre eigene Kriegstheorie behalten, selbst wenn man überall, früh und spät, aufgelegt gewesen wäre, sie nach philosophischen Grundsätzen zu bearbeiten[37].«

Doch selbst als er seinen Rahmen ausweitete und in seinen nach 1827 vorgenommenen Überarbeitungen neben den Französischen Revolutions-

---

34 Clausewitz, Werke, Bd 9, S. 3–106, insbesondere S. 19; Clausewitz, Politik und Krieg, S. 61.
35 Gat, The Origins, S. 212.
36 Vom Kriege, S. 973.
37 Ebd., S. 973.

und Napoleonischen Kriegen auch andere ins Blickfeld zu nehmen suchte, beschränkte er seine Beispiele auf Kriege der Neuzeit, im Gegenatz zu den Strategen des 16., 17. und 18. Jahrhundert, die immer wieder die berühmtesten Beispiele der Antike heranzogen. Er vertrat folgende Auffassung:

> »[D]ie neueste Kriegsgeschichte muß immer das natürlichste Feld für die Wahl der Beispiele sein, [insoweit sie nur hinreichend bekannt und bearbeitet ist.] Nicht nur, daß entferntere Perioden anderen Verhältnissen angehören, also auch einer anderen Kriegführung, und daß also ihre Ereignisse weniger lehrreich und praktisch für uns sind.«

Er meinte auch, aufgrund des Verstreichens der Zeit könnten weniger Einzelheiten über einzelne Feldzüge und Kriege bekannt und rekonstruiert werden. So reichte seine eigene »Datenbank« nicht weiter als über den Dreißigjährigen Krieg hinaus. »Je weiter man zurückgeht, um so unbrauchbarer wird die Kriegsgeschichte, wie sie zugleich um so ärmer und dürftiger wird. Am unbrauchbarsten und dürftigsten muß die Geschichte der alten Völker sein[38].

So stoßen wir in Clausewitz' Ausführungen immer wieder auf die Spannung zwischen dem Montesqieuschen (und später Rankeschen) Glauben an die Besonderheit jeder Kriegsperiode und der Suche nach einigen universell gültigen Reflexionen über den Krieg. Gat fasst Clausewitz' Bestreben treffend so zusammen: Es war »über das historische Studium und strenge Regeln hinaus eine Universaltheorie [auszumachen], die die beständige Natur des Krieges widerspiegelt, die Vielfalt und Veränderungen vergangener Erfahrungen übersteigt und sowohl allgemein gültig wie lehrreich ist«[39]. Wie Clausewitz selbst in seinem Fragment »Strategie aus dem Jahr 1808« schrieb:

> »Das *Exempel* ist der lebendige Fall, die *Formel* die Abstraktion. Da, wo bei der Abstraktion nichts zur Sache gehöriges verloren geht, wie in der Mathematik, erreicht sie ihren Zweck vollkommen. Aber so sie unaufhörlich das Lebendige fallen lassen muß, um sich an das zu halten, (was freilich am leichtesten zu abstrahieren ist), die tote Form, wird sie am Ende ein trockenes Gerippe von faden Wahrheiten und Gemeinplätzen, in eine Schulform gezwängt, und man muß wirklich verwundert sein, Menschen zu finden, die ihre Zeit mit solchen Entwicklungen verlieren, wenn man bedenkt, daß gerade das, was im Kriege und in der Strategie vorzüglich das wichtigste ist, nämlich die größten Besonderheiten, Eigentümlichkeiten und Lokalitäten, sich den Abstraktionen und wissenschaftlichen Systemen am ärgsten entziehen[40].«

Indem sich Clausewitz vom Idealisten (der nur das Wesen des Krieges in den Französischen Revolutions- und Napoleonischen Kriegen beschrieb) zum Realisten wandelte (der wiederentdeckte, dass Kriege alle Arten von

---

38 Ebd., S. 340 f.
39 Gat, The Origins, S. 197.
40 Clausewitz, Verstreute kleine Schriften, S. 60 f.

Formen annehmen konnten, von sehr begrenzten bis zu fast absoluten), sah er sich mit einem weiteren, schon früh erkannten Problem konfrontiert. Nach 1827 lief er in der Tat manchmal Gefahr, bei seinem Versuch, den »wahren Geist des Krieges« in einer Art zu charakterisieren, Banalitäten von sich zu geben, die auf *alle* Kriege in *allen* historischen Perioden passen konnte. 1808 hatte er noch geschrieben:

> »Je mehr ich über diesen Teil der Kriegskunst sinne, um so überzeugter werde ich, daß die Theorie desselben wenig oder gar keine abstrakten Sätze aufstellen kann; aber nicht, wie die gewöhnliche Meinung ist, deswegen, weil die Sache zu schwierig sei, sondern weil man der Trivialität erliegen würde. Im Kriege kommen so viele kleinliche Umstände vor, welche das Handeln mitbestimmen, daß, wenn man alle diese durch die abstrakten Sätze gehörig mit umfassen wollte, man als der größte Pedant erscheinen und bis zum Ekel trivial werden würde. Alle Verfasser, welche in neueren Zeiten diesen Teil der Theorie abstrakt und philosophisch haben behandeln wollen, geben davon die deutlichsten Beweise; denn sie sind entweder wirklich trivial geworden, oder sie sind der Trivialität durch Einseitigkeit ausgewichen [...] Alles, was in diesem Teil der Kriegskunst geschehen kann, ist ein Raisonnement über den wahren Geist des Krieges[41].«

Und sein eigener Kommentar zu seinen Ausführungen aus den Jahren 1816–1818 war: »Aber auch dabei wollte ich durchaus alles Gewöhnliche, was sich von selbst versteht, hundertmal gesagt, allgemein angenommen, vermeiden; denn mein Ehrgeiz war, ein Buch zu schreiben, was nicht nach zwei oder drei Jahren vergessen wäre[42].« Es gelang ihm nicht immer, Gemeinplätze ganz zu vermeiden, so als er schrieb: »Die erste Regel würde also sein: mit einem Heere so stark als möglich ins Feld zu ziehen. Das klingt sehr nach einem Gemeinspruch und ist doch wirklich keiner[43].« (So richtig überzeugend ist diese Versicherung nicht.)

Inwieweit war Clausewitz also wirklich imstande, substanziellere universelle Theorien zu artikulieren? Zeitweilig schien er die Hoffnung aufgegeben zu haben. Im 2. Kapitel des Zweiten Buches seines Werks *Vom Kriege* lautete die Titelzeile: »Eine positive Lehre ist unmöglich[44].« Im 5. Kapitel schrieb er: »Alle positiven Ergebnisse der theoretischen Untersuchung, alle Grundsätze, Regeln und Methoden ermangeln der Allgemeinheit und absoluten Wahrheit um so mehr, je mehr sie zur positiven Lehre werden[45].« Und an anderer Stelle heißt es: »Den Begriff des Gesetzes in Beziehung auf das Handeln aber kann die Theorie der Kriegführung nicht gebrauchen, weil es in ihr bei dem Wechsel und der Mannig-

---

41 Clausewitz, Über abstrakte Grundsätze der Strategie (1808), in: Clausewitz, Strategie aus dem Jahre 1804 (1937), S. 71.
42 Vom Kriege, S. 175 f., zit. von Marie von Clausewitz.
43 Ebd., S. 376.
44 Ebd., S. 289.
45 Ebd., S. 315.

faltigkeit der Erscheinungen keine Bestimmung gibt, die allgemein genug wäre, um den Namen eines Gesetzes zu verdienen[46].«

Hier kommen wir wieder zu Clausewitz' Absicht zurück, *Vom Kriege* zu schreiben, um kritisches Denken und Kritik voranzutreiben, statt eine allgemein anwendbare Lehre zu formulieren[47]. Wie er in einer anderen Titelzeile ausführte, »sollte die Theorie eine Betrachtung sein und keine Lehre«[48]. Clausewitz versuchte somit, sowohl über die herkömmliche Art von Literatur über den Krieg (die hauptsächlich die »Kunst« des Krieges betrifft) wie über die theoretische Literatur hinauszukommen, die Prinzipien aufstellt, welche entweder trivial sind oder Regeln, die zu viele Ausnahmen haben, um befriedigend zu sein. Clausewitz versuchte, das *Wesen* des Krieges, seinen *Geist*, seine wahre *Natur*, den »Begriff des Krieges selbst« zu fassen[49].

Heute könnten wir sagen, Clausewitz versuchte, eine Formel zu erarbeiten, die alle den Krieg ausmachenden Variablen enthielt; und seine ursprüngliche Formel – Gewalt, Genius des Feldherrn, Moral der Streitkräfte, Konzentrierung der Streitkräfte gegen den Schwerpunkt, das Ziel, den Feind niederzuwerfen etc. – befand er 1827 für mangelhaft, da die wesentliche Variable, die des politischen Zwecks, fehlte. Diese führte er in seinen Überarbeitungen 1827–1830 ein.

Clausewitz' Schwanken zwischen der Aussage, die wahre Natur des Krieges sei ewig, und der Erkenntnis, in Wirklichkeit sei jeder Krieg verschieden, der Krieg ein wahres Chamäleon, macht ihn sowohl für die »International Relations Realists«[50] attraktiv, die daran glauben, dass sich Strategie nie verändert (und dass sich das Grundmuster für internationale Beziehungen nie verändert), als auch für diejenigen, die die Veränderlichkeit von Krieg und Strategie betonen. Für Letztere ist Krieg und Strategie eine Funktion von politischen Zwecken, welche sie wiederum als Funktion von unterschiedlichen Kulturen und Werten, von Bedrohungsperzeptionen und einer einzigartigen Zusammensetzung von Umständen ansehen. So behauptet auf der einen Seite Colin Gray, der sich als »Realist« definiert, dass »die Notwendigkeit, Gewalt aus politischen Gründen anzuwenden bzw. anzudrohen, die Notwendigkeit, sich strategisch zu verhalten, konstant und universell sei« (Er wäre außerstande zu erklären,

---

46 Ebd., S. 307.
47 Ebd., S. 312–334.
48 Ebd., S. 290.
49 Ebd., S. 185.
50 Dieser Politologen-Fachjargon hat weder etwas mit Clausewitz' »Realismus« zu tun noch mit dem philosophischen Begriff, wonach abstrakte Konzepte eine objektive Existenz haben, und auch nichts mit dem »Realismus« in seiner allgemeinen Definition von »Treue zur Natur in Repräsentanz«. Stattdessen bezeichnet er lediglich eine Schule von Politikwissenschaftlern, die allzu sehr auf die Qualität und den Geist von stark rivalisierenden zwischenstaatlichen Beziehungen in der zweiten Hälfte des 19. und ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts fixiert ist.

warum die Mitgliedsstaaten der EU dieser Regel in ihrem Umgang miteinander nicht mehr entsprechen). Auf der anderen Seite widmet Bernard Brodie, inspiriert von Clausewitz' Achtem Buch in *Vom Kriege*, den sich verändernden Einstellungen gegenüber dem Krieg ein Kapitel. Während er die Kontinuität in Bezug auf Werte und Überzeugungen seit der Antike bis zur Französischen Revolution überschätzte, hob er zu Recht die seitdem vonstatten gegangenen Veränderungen vor – beispielsweise die Bedeutung von Begriffen wie »Ehre« noch zu Beginn des 20. Jahrhunderts und ihre Missachtung in der Mitte desselben Jahrhunderts – und weist gleichzeitig die Unzulänglichkeit aller Theorien über internationale Beziehungen nach, die die Unveränderlichkeit von Interessen, Werten und Überzeugungen postulieren[51].

3. Clausewitz' anhaltende Relevanz

Die in der Mitte des Kalten Krieges geübte sowjetische Kritik an Clausewitz schloss die Überzeugung ein, dass er »einen falschen, idealistischen Begriff von Politik hatte, die er als die Vernunft des personifizierten Staates ansah. Darüber hinaus sah er alle Politik als Außenpolitik«[52]. Hier hatten seine sowjetischen Kritiker Recht – im größten Teil in *Vom Kriege* schrieb Clausewitz so, als gäbe es lediglich eine Quelle von Politik, nämlich den Fürsten und bestenfalls noch seine Berater. Man kann höchstens anerkennen, dass Clausewitz über den Begriff vom Staat als »schwarzen Kasten« hinausging und zumindest einige Komponenten des zu seiner Zeit klassischen Staates (Regierung, Gesellschaft, Militär) gesondert betrachtete.

Auch aus dem liberalen Lager kam scharfe Kritik an Clausewitz. Martin van Creveld hatte noch Mitte der 80er geschrieben: »Unter den bekannteren Autoren über Militärtheorie innerhalb der westlichen Zivilisation ist es allein Clausewitz, dessen Werk jeder Art von politischer, sozialer, wirtschaftlicher und technischer Veränderung seit seiner Veröffentlichung zu widerstehen vermochte und gute Chancen zu haben scheint, auf ewig von größerem als rein historischem Interesse zu bleiben[53].« Dagegen äußerte er sich 1991 wie folgt: »Einige der grundlegenden Probleme, die der Krieg zu allen Zeiten stellt, [sind:] von wem er geführt wird, worum es geht, wie er geführt wird, zu welchem Zweck und warum [...] Modernes ›strategisches‹ Denken über jedes dieser Probleme hat grundsätzliche Schwachstellen und wurzelt überdies in einem Clausewitzschen Weltbild, das entweder überholt oder falsch ist«, weil es

51 Brodie, War, S. 223–275.
52 Zit. in: Kowalke, Die funktionale Bedeutung, S. 85.
53 Creveld, »The Eternal Clausewitz«, S. 35.

sich zu sehr auf die traditionellen Staaten als kriegführende Entitäten fixiert[54].

Darüber hinaus wies Creveld auf Clausewitz' Annahme hin, Kriege seien immer Mittel zum Zweck und nicht ein Zweck an sich, während in Wirklichkeit »die Menschen sich sehr oft ein Ziel oder ein anderes vornehmen, um kämpfen zu können«[55]. Dies könnte für eine Vielzahl von verschiedenen Aspekten zutreffen – angefangen vom Prestige und der Macht, die er Militärführern verlieh, bis zu den wirtschaftlichen Auswirkungen auf Rüstungsindustrie, Waffenhandel etc. So stellten in Bosnien-Herzegowina und im Kosovo stationierte UN-Truppen Mitte bis Ende der 90er Jahre fest, dass die Befriedung dieser beiden vermeintlich kleinen Landstriche alles andere als einfach war, weil es unter den Einheimischen mit mafiösen Beziehungen zusehends eigennützige Interessen an der Beibehaltung des anarchischen Zustands gab.

Ähnliche Kritik äußert der britische Politikwissenschaftler Chris Brown, demzufolge »ein grundlegendes Problem von Clausewitz' Darlegung vom Krieg ist, dass sie [zu] kulturspezifisch sein könnte« um universelle Geltung zu besitzen.

> »Der europäische Krieg des 19. Jahrhunderts war eine sehr förmliche Angelegenheit mit uniformierten Armeen, einem klar abgegrenzten Territorium, einem Verhaltenskodex, der meist (wenn auch nicht immer) eingehalten wurde, mit einer förmlichen [Kriegs-]Erklärung und einem förmlichen Ende, dem Friedensvertrag. Die ›Entscheidungsschlacht‹ war ein Merkmal der napoleonischen, Clausewitzschen und viktorianischen Kriegsberichte.
>
> [...] Staaten kämpften nach gewissen Regeln und schlossen Frieden nach gewissen Regeln. [Victor] Hanson nennt dies ›die Westliche Art des Krieges‹[56] und führt es zurück auf die Kriege in den antiken griechischen Städten, wo die schwere Infanterie der Bürger pro Waffengangsaison eine hoch stilisierte Schlacht führte, wobei Gewinner und Verlierer, je nachdem wer das Schlachtfeld beherrschte, klar definiert waren. Nach Hanson sei dies für das moderne Europa die Leitidee vom Kriege. Indes [...] ist dies für die Kriegführung der meisten Zivilisationen höchst untypisch, wo sie weitaus informeller, nicht von geordneten Schlachten bestimmt ist und selten zu irgendeiner Art von Entscheidung, und noch weniger zu einem Friedensvertrag, führt[57].«

Ist Clausewitz in seiner idealistischen Fixierung auf Entscheidungsschlachten also zu kulturspezifisch? Immerhin zeigten die arabisch-israelischen Kriege, die Golfkriege von 1991 und 2003, und die Panzerschlachten in den späten 90er Jahren zwischen Äthiopien und Eritrea, dass sich umfassende Schlachten im »europäischen Stil« auch jetzt noch auf andere Teile der Welt transponiert finden konnten.

---

54 Creveld, The Transformation, S. IX.
55 Ebd., S. 226.
56 Hanson, The Western Way.
57 Brown, Understanding, S. 116.

Hat Clausewitz wirklich angenommen, es seien immer Staaten mit ordentlich abgegrenzten Regierungen, Streitkräften und Bevölkerung gewesen, die sich auf einen Krieg eingelassen hatten? Er wäre der Erste gewesen, der erkannt hätte, dass dem nicht so war, und zwar in seiner eigenen Lehrtätigkeit über den kleinen Krieg und die Volkserhebung.

Begriffe wie »Friktion«, die Clausewitz entwickelte, sind für jede Mentalität und Kultur relevant. Clausewitz' Begriff von der »Ökonomie der Kräfte« ist es wert, neu entdeckt und angewandt zu werden. Doch während dies für bevölkerungsreiche Staaten wie die USA, Indien und China möglich ist, ist es für Großbritannien mit seiner chronischen militärischen Überdehnung schwierig. Das Genie des Feldherren ist weiterhin vonnöten, um die wachsende Menge an Informationen im Hinblick auf technologische Gegebenheiten zu verdauen, die ein immer größer werdendes politisches Mikromanagement des Krieges ermöglichen. Die eindeutige Bestimmung des Schwerpunkts ist heute genauso schwer wie sie es für Clausewitz gewesen war, doch er bahnte der Erkenntnis den Weg, dass letztendlich jeder Zusammenstoß ein Kampf um Herz und Gemüt des Feindes ist, ein Kampf darum, überall die öffentliche Meinung für die eigene Sache zu gewinnen, worauf Mao besonders hingewiesen hat.

Teile des Weltbildes, insbesondere von Clausewitz dem Idealisten und seiner Vorstellung vom »absoluten Krieg«, sind durch die Industrialisierung des Genozids, den das 20. Jahrhundert erlebte, und durch die Perfektion der Feuerkraft mittels Atomwaffen überholt worden. Es bleibt aber immer noch die Frage, unter welchen Umständen Kriege zur absoluten Gewalt tendieren und ob sich »begrenzte Kriege« unweigerlich aus einem beidseitigen Zögern ergeben, zur »absoluten Waffe« zu greifen. Einer der wissenschaftlichen Berater der britischen Regierung, der Mathematiker Professor Sir Herman Bondi vom King's College in London, bemerkte einmal, eine Nuklearmacht sei ein Staat, den sich niemand leisten könne, zum Äußersten zu treiben[58]. Wir können nur hoffen, dass diese vernünftige Überlegung Entscheidungsträgern allerorten klar ist.

Die begrenzten Kriege des 18. Jahrhunderts waren im Europa Ende des 19. Jahrhunderts nicht mehr möglich, hingegen immer noch typisch beim Wettstreit um entlegene Kolonialbesitzungen, wie Corbett betonte. Das 20. Jahrhundert erlebte begrenzte Stellvertreterkriege zwischen Atommächten, denen daran gelegen war, die Gewalt unterhalb der atomaren Schwelle zu halten. In dem Maße aber, in dem sich die Raketen- und Nukleartechnologie Anfang des 21. Jahrhunderts ausweitet, ist es eher ein Glaubenssatz denn Überzeugung zu sagen, der Besitz aller Massenvernichtungswaffen würde ihre Halter in deren militärischen Engagements zu mehr Vorsicht anhalten. Etliche Staaten im Mittleren Osten, die entweder ihre eigenen Atomprogramme haben bzw. sie anstreben, zeichnen sich nicht gerade durch besondere Zurückhaltung als militärische Akteure aus. Inzwischen stellen wir fest, dass, anders als zu Zeiten

58 Bondi, The case.

von Guibert, Clausewitz und selbst Corbett – als Staaten noch mit der relativen Bereitschaft ihrer Berufssoldaten rechnen konnten, ohne Einwand in begrenzten Kriegen fernab der Heimat zu kämpfen – es nunmehr für die Staaten angesichts der Zunahme der öffentlichen Teilnahme an der Politik immer notwendiger wird, die Unterstützung ihrer eigenen Bevölkerung für solche Operationen zu erlangen.

Clausewitz' Postulate für Entscheidungen in der Außenpolitik und im Krieg mögen uns im frühen 21. Jahrhundert von begrenzter Anwendbarkeit erscheinen. Es bleibt aber für Entscheidungsträger immer noch sinnvoll, seinen Rat zu beherzigen, militärische Optionen als den größeren politischen Zielen untergeordnete zu betrachten sowie die letztendliche Gefahr einer Eskalation im Auge zu behalten, wenn der erste Schritt in Richtung einer militärischen Aktion unternommen wird. Dies ist ein guter praktischer Rat, obwohl er kein überall gleich anwendbarer analytischer Schlüssel zum Verständnis der anderen Akteure ist. Clausewitz' Erkenntnis, alle Kriege hingen von Kultur, Zeit und Mentalität ab, in der sie konzipiert wurden, ist eine Warnung, nicht zu sehr auf ein vermeintlich logisch kohärentes Gesamtkonzept oder politisches Ziel eines Gegners zu setzen, wenn dessen Kultur schlichtweg von Gewalt und Kampfeslust geprägt ist. Diese Einsichten aus *Vom Kriege*, die uns dazu ermutigen, die spezifische Kultur und den geistigen Horizont zu untersuchen – unseren eigenen und den, den wir bei einem Gegner feststellen – sind es wert, die Schlüsselfrage in der anthropologischen Forschung über den Krieg und die Gesellschaft im 21. Jahrhundert zu stellen. Von Gaston Bouthoul (1896–1980), dem französischen Erfinder der Disziplin »Polemologie«, stammt die Aussage: »Willst du Frieden, kenne den Krieg.« Clausewitz hätte es so ausdrücken können: »Willst Du Sicherheit für Dich, so wisse, mit welchen Zielen und auf welche Art andere dich in einen Krieg ziehen könnten.« Es war seine eigentliche Absicht, in seinen Schriften den Krieg zu studieren, und weniger, Regeln aufzustellen, wie er zu führen sei. Mit der Formulierung der Theorie des Krieges trachtete er danach, »Hilfen für die Beurteilung« als Grundlage für das Studium, nicht für das normative Verhalten, zu entwickeln[59].

Im Unterschied zu Autoren wie Henry Lloyd, Berenhorst oder Jomini war es somit nicht Clausewitz' Absicht, Formeln für die erfolgreiche Führung von Schlachten zu entwickeln. Sein Hauptziel war, das Wesen des Krieges zu verstehen, genauso wie Newton das Wesen der Mechanik begreifen und nicht daraus Vorschriften für die Konstruktion von Zügen ableiten wollte. Es stimmt freilich, dass Letzteres durch das Verständnis des Ersteren zu einem großen Teil erleichtert wird, genauso wie (um seine Metapher zu gebrauchen) die von Clausewitz ausgemachten Leitgestirne den militärischen bzw. zivilen Akteuren bei der Orientierung helfen, auch wenn Clausewitz ihnen nicht für jede konkrete Situation Handlungsanleitungen vorgibt.

---

59 Otte, Educating Bellona.

Im Unterschied zu Newton und trotz der Aufzählung der Grundprinzipien, die wir in Kapitel 1 angeführt haben, vermochte es Clausewitz nicht, eine einfache Liste von Axiomen mit allgemeiner Anwendbarkeit hervorzubringen. Während die Formel für das Wesen des Krieges selbst unvollständig bleibt, hat Clausewitz eine Anzahl von Funktionen, abhängig von den Variablen, ausgemacht, die auf irgendeine Art *Teil* dieser Formel sind. Um zu rekapitulieren: Sie umfassen den zentralen Stellenwert der ungestümen, oft unzähmbaren Gewalt und die resultierende Schwierigkeit, deren Eskalation zu kontrollieren; die Bedeutung des politischen Zwecks für die Formulierung militärischer Ziele (dessen Ignorierung, wie wir im Ersten Weltkrieg sahen, katastrophale Folgen nach sich zieht); die Notwendigkeit guter Beziehungen zwischen der obersten zivilen Instanz und dem Militär sowie öffentlicher Unterstützung für die Politik einer Regierung im Konfliktfall; das Talent der obersten Entscheidungsträger (und insbesondere des Oberbefehlshabers), intuitiv höchst komplexe Situationen zu erfassen; die Moral der Streitkräfte und der Bevölkerung und deren geistig-seelische Entschlossenheit (Willen), Hindernisse zu überwinden; die Notwendigkeit, Streitkräfte in einem Schwerpunkt zu konzentrieren; und schließlich die Allgegenwart von Friktionen. Mathematisch ausgedrückt hängt also der Charakter jedes einzelnen Krieges von seiner Tendenz zur Eskalation, vom Verhältnis zwischen Regierung und militärischer Führung, von der öffentlichen Unterstützung für die Sache des Krieges ab. All diese in unterschiedlicher Art und Weise auf beide Seiten in einem Konflikt einwirkenden Faktoren bestimmen den Charakter des Konflikts, seine Begrenzungen und seine Gewalt.

Seit Clausewitz' Zeiten sind eine Reihe weiterer Variablen identifiziert worden: das Rüstungspotenzial einer kämpfenden Seite, die ihr zur Verfügung stehenden Mittel – Waffen, Rohstoffe, Personal, eine Propagandamaschinerie etc. – die Stärke ihres Waffensystems und die Traditionen, die sich im Hinblick auf deren Einsatz herausgebildet haben, um nur einige wenige zu nennen. Clausewitz hat nicht alle Variablen im System aufgedeckt, geschweige denn vollends erforscht. Aber, und das ist seine große Leistung, wie er selbst meinte – indem er uns lehrte, nach den Funktionen und Variablen Ausschau zu halten, die die Natur aller Kriegführung bestimmen, lehrte er uns, *wie* man den Krieg analysieren kann, was uns wiederum hilft, einige der anderen Variablen zu identifizieren. Und im Hinblick auf diese Absicht war Clausewitz erfolgreicher als jeder Stratege vor oder nach ihm.

So konnten andere – von Corbett bis Mao, von Lenin bis Brodie, von Moltke bis Summers – den von Clausewitz formulierten Ansatz weiterentwickeln und Struktur und Klarheit in ihre eigenen Argumente bringen. Es ist eher dieser Ansatz denn einzelne Elemente seiner Forschungsergebnisse, die sich seit seiner Zeit bemerkenswert widerstandsfähig gegenüber Veränderungen in Gesellschaft, Technologie, politischen Systemen und folglich in der Kriegführung erwiesen hat. Einige seiner Re-

flexionen über einzelne Variablen und ihre Bedeutung als das Wesen jedes realen Krieges sind wertvoll, andere eher überholt und keine für sich genommen gänzlich neu. Aber als intellektuelle Konstruktion vom Krieg als Funktion dieser variablen Faktoren ist Clausewitz' Beitrag zu unserem Denken über den Krieg hervorragend. So ist er zu Recht zu einem von anderen strategischen Denkern immer wieder kopierten Modell geworden.

Literaturverzeichnis

The Absolute Weapon. Ed. by Bernard Brodie, New York 1946

Ancona, Clemente, Der Einfluß von Clausewitz' Vom Kriege auf das marxistische Denken von Marx bis Lenin. In: Clausewitz in Perspektive, S. 560 – 591

Aron, Raymond, Clausewitz, Philosopher of War, transl. by Christine Booker and Norman Stone, London 1976

Aron, Raymond, Penser la guerre, Clausewitz, t. 1: L'age européen, t. 2: L'âge planétaire, Paris 1976

Aron, Raymond, War and Industrial Society: Lecture delivered at the London School of Economics, 24 Oct. 1957, Oxford 1958

Aron, Raymond, Zum Begriff einer politischen Strategie bei Clausewitz. In: Freiheit ohne Krieg?, S. 42 – 51

The Art of War in World History. Ed. by Gérard Chaliand, Berkeley, CA [1994]

Asano, Yugo, Influences of the Thought of Clausewitz on Japan since the Meiji Restoration. In: Freiheit oder Krieg? Beiträge zur Strategiediskussion der Gegenwart im Spiegel der Theorie von Carl von Clausewitz. Hrsg. von der Clausewitz-Gesellschaft, Bonn 1980, S. 379 – 394

Backerra, Manfred, Zur sowjetischen Militärdoktrin seit 1945. In: Beiträge zur Konfliktforschung, 13 (1983), 1, S. 35 – 55

Baldwin, Peter, Clausewitz in Nazi Germany, Journal of Contemporary History, 16 (1981), S. 10 – 15

Bassford, Christopher, Clausewitz in English: The Reception of Clausewitz in Britain and America, 1815 – 1945, Oxford 1994

Bassford, Christopher, Introduction (Einleitung) zur Übersetzung von Hans W. Gatzke, Principles of war (Grundsätze des Krieges), USA 1942, S. 1

Bassford, Christopher, John Keegan and the Grand Tradition of Trashing Clausewitz. In: War in History, 1 (1994), 3, S. 319 – 336

Bassford, Christopher, Landmarks in Defense Literature: On War by Carl von Clausewitz. In: Defense Analysis, 12 (1996), 2, S. 267 – 271

Beaufre, André, Introduction à la stratégie, Paris 1963

Beck, Ludwig, Die Lehre vom Totalen Kriege. In: Clausewitz in Perspektive, S. 520 – 541

Beck, Ludwig, Studien. Hrsg. und eingel. von Hans Speidel, Stuttgart 1955

Berenhorst, Georg Heinrich von, Betrachtungen über die Kriegskunst, Neudr. der 3. Aufl. von 1827, Osnabrück 1978

Bernhardi, Friedrich von, Clausewitz über Angriff und Verteidigung: Versuch einer Widerlegung, Berlin 1911 (= Beiheft zum Militär-Wochenblatt, 12), S. 399 – 412
Bernhardi, Friedrich von, Delbrück, Friedrich der Große und Clausewitz, Berlin 1892
Bernhardi, Friedrich von, Vom heutigen Kriege, Bd 2, Berlin 1912
Bernhardi, Friedrich von, Vom Kriege der Zukunft, Berlin 1920
Berthaut, Henri Marie Auguste, Principes de stratégie: Étude sur la conduite des armées, Paris 1881
Bethmann Hollweg, Theobald von, Betrachtungen zum Weltkriege, Bd 2, Berlin 1921
Bismarck, Otto von, Gesammelte Werke, Bd 15, Berlin 1935
Blanchou, Georges, La Guerre Nouvelle, Paris 1916
Bloch, Jean Gotlib de, The Future of War in its Technical, Economic and Political Relations, Transl. By R.C. Long, with a conversation with the autor by William T. Stead, and an Introduction by Edwin D. Mead. With a new Introduction by Sandi E. Cooper, New York, London 1972
Blume, Wilhelm von, Strategie, ihre Aufgaben und Mittel, 3. Ausg. von Strategie, eine Studie, Berlin 1912
Bondi, Herman, The case for a nuclear defence policy. In: Catalyst, 1 (1985), 2, S. 19 – 25
Briefwechsel zwischen Howard und Gray. In: International Security, 6 (1981), S. 185 – 187
Britt, Albert Sidney, European Military Theory in the 18th and 19th centuries, Supplementary Readings for Advanced Course in the History of Military Art, West Point, New York 1971
Brodie, Bernard, The Atomic Bomb and American Security, Memorandum 18, Yale Institute of International Studies, 1945
Brodie, Bernard, The Continuing Relevance of On War. In: Carl von Clausewitz, On War. Ed. by Michael Howard and Peter Paret, Princeton, NJ 1976, S. 45 – 58
Brodie, Bernard, Strategy in the Missile Age, 2nd ed., Princeton, NJ 1965
Brodie, Bernard, War and Politics, London 1974
Brown, Chris, Understanding International Relations, London 1997
Buchheit, Gert, Vernichtungs- oder Ermattungsstrategie?, Berlin 1942
Bülow, Adam Heinrich Dietrich von, Geist des neuern Kriegssystems: hergeleitet aus dem Grundsatze einer Basis der Operationen, Hamburg 1799

Caemmerer, Rudolf von, The Development of Strategical Science during the Nineteenth Century. Authorised transl. by Karl von Donat, London 1905
Caemmerer, Rudolf von, Die Entwicklung der strategischen Wissenschaft im 19. Jahrhundert, Berlin 1904
Camon, Hubert, Clausewitz, Paris 1911
C[arl] v. Clausewitz' *Vom Kriege*. In: Voennaja Mysl', übers. in: Militärwesen, 4 (Juli 1959), S. 599 – 606

Carrias, Eugène, La Pensée militaire allemande, Paris 1948
Carrias, Eugène, La Pensée militaire française, Paris 1960
Castex, Raoul, Théories Stratégiques, t. 1, Paris 1937; t. 4, Paris 1937
Chickering, Roger, Total War: The Use und Abuse of a Concept. In: Anticipating Total War: The German und American Experiences, 1871 – 1914. Ed. by Manfred Boemeke, Roger Chickering and Stig Förster, Cambridge 1999, S. 13 – 29
Cimbala, Stephen J., Clausewitz and Chaos: Friction in War and Military Policy, Westport, CT 2001
Cimbala, Stephen J., Clausewitz and Escalation: Classical Perspectives on Nuclear Strategy, London 1991
Clausewitz: Strategie denken. Das Strategieinstitut der Boston Consulting Group. Hrsg. von Bolko von Oetinger, Tiha von Ghyczy, Christopher Bassvord, München, Wien 2001
Clausewitz in Perspektive. Materialien zu Carl von Clausewitz: Vom Kriege. Mit einer Einl. von Günter Dill. Hrsg. von Günter Dill, Frankfurt a.M. 1980
Clausewitz, Carl von, Hinterlassene Werke über Krieg und Kriegführung, Teile 1 – 3, Berlin 1832 – 1834
Clausewitz, Carl von, Historisch-politische Auszüge und Betrachtungen (1803). In: Carl von Clausewitz, Politik und Krieg, Eine ideengeschichtliche Studie. Hrsg. von Hans Rothfels, Berlin 1920
[Clausewitz, Carl von,] Karl und Marie von Clausewitz. Ein Lebensbild in Briefen und Tagebuchblättern. Hrsg. von Karl Linnebach, Berlin 1917
Carl von Clausewitz, Politik und Krieg, Eine ideengeschichtliche Studie. Hrsg. von Hans Rothfels, Berlin 1920
Clausewitz, Carl von, Politische Schriften und Briefe. Hrsg. von Hans Rothfels, München 1922
Clausewitz, Carl von, Schriften – Aufsätze – Studien – Briefe, Bd 1. Hrsg. von Werner Hahlweg, Göttingen 1966
Clausewitz, Carl von, Strategie aus dem Jahr 1804 mit Zusätzen von 1808 und 1809. Hrsg. von Eberhard Kessel, Hamburg 1937; 2. Aufl., Hamburg 1943
Clausewitz, Carl von, Verstreute kleine Schriften. Hrsg. von Werner Hahlweg, Osnabrück 1979
Clausewitz, Carl von, Vom Kriege. Hinterlassenes Werk des Generals Carl von Clausewitz. 18. Aufl.. Vollst. Ausg. im Urtext mit völlig überarb. und erw. historisch-kritischer Würdigung von Werner Hahlweg. Drei Teile in einem Band, Bonn 1973
Clausewitz, Carl von, Vom Kriege, 2. Ausg., Bd 3, Berlin 1853
Cohen, Hermann, Von Kants Einfluß auf die deutsche Kultur, Marburger Universitätsrede, Berlin 1883
Colin, Jean Lambert Alphonse, The Transformation of War. Transl. by Brevet-Major L.H.R. Pope-Hennessy, London 1912
Colin, Jean Lambert Alphonse, Les Transformations de la Guerre, Paris 1989

Colson, Bruno, La première traduction française du Vom Kriege de Clausewitz et sa diffusion dans les milieux militaires français et belge avant 1914. In: Revue belge d'histoire militaire, 26 (1985/86), S. 345 – 363
Contamine, Henry, La Revanche 1871 – 1914, Paris 1957
Corbett, Julian, England in the Seven Years War: A Study in Combined Strategy, 2 vols., London 1907
Corbett, Julian, Some Principles of Maritime Strategy (1911), Repr. London 1972
Craig, Gordon A., Die preußisch-deutsche Armee 1640 – 1945, Düsseldorf 1960
Creveld, Martin van, ›The Eternal Clausewitz‹. In: Clausewitz and Modern Strategy. Ed. by Michael Handel, London 1986, S. 35-50
Creveld, Martin van, The Transformation of War, New York 1991
Cvetkov, V., Vydajuščiisja voennyj myslitel' XIX veka. In: Voenno-istoričeskij Žurnal, 1 (1964), S. 47 – 49

Dahm, Helmut, Die sowjetische Militär-Doktrin. In: Osteuropa, 6 (1970), S. 384 – 398
Daudet, Léon, La Guerre Totale, Paris 1918
Delbrück, Hans, Ermattungsstrategie. In: Zeitschrift für Preußische Geschichte und Landeskunde, Bde 11 & 12 (1881), S. 555 – 572
Delbrück, Hans, Falkenhayn und Ludendorff. In: Preußische Jahrbücher, 180 (1920), 2, S. 249 – 281
Delbrück, Hans, Friedrich der Große und Clausewitz, Berlin 1892
Delbrück, Hans, Die Strategie des Perikles, Berlin 1890
Delbrück, Hans, Über die Verschiedenheit der Strategie Friedrichs und Napoleons. In: Hans Delbrück, Historische und politische Aufsätze, 2. Aufl., Berlin 1908, S. 223 – 301
Derrécagaix, Victor Bernard, La guerre moderne, Paris 1885
Dickens, Gerald Charles, Bombing und Strategy: The Fallacy of Total War, London 1947
Dill, Günter, Einleitung. In: Clausewitz in Perspektive, S. VII – XL
Diner, Dan, Anerkennung und Nichtanerkennung: Über den Begriff des Politischen in der gehegten und antagonistischen Gewaltanwendung bei Clausewitz und Carl Schmitt. In: Clausewitz in Perspektive, S. 447 – 472
Dinerstein, Herbert S., War and the Soviet Union: Nuclear Weapons and the Revolution in Soviet Military and Political Thinking, New York 1959
Doepner, Friedrich, Clausewitz als Soldat. In: Europäische Wehrkunde, 29 (1980), 7, S. 245 – 248
Donnelly, Cristopher N., Heirs of Clausewitz: Change and Continuity in the Soviet War Machine, London 1985
Dragomirov, M.I., Manuel pour la préparation des troupes au combat, 3 vols., Paris 1886 – 1888
Dragomirov, M.I., Principes essentiels pour la conduite de la guerre: Clausewitz interprété par le général Dragomiroff, Paris 1889

Duffy, Christopher J., The Civilian in Eighteenth-Century Combat. In: Freund oder Feind? Kombattanten, Nichtkombattanten und Zivilisten in Krieg und Bürgerkrieg seit dem 18. Jahrhundert. Hrsg. von Erwin A. Schmidl, Frankfurt a.M. 1995, S. 11 – 29

Echevarria, Antulio J., Borrowing from the Master: Uses of Clausewitz in German Military Literature before the Great War. In: War in History, 3 (1996), S. 274 – 292

Echevarria, Antulio J., On the Brink of the Abyss: The Warrior Identity and German Military Thought before the Great War. In: War and Society, 13 (1995), 2, S. 29 – 31

Engels, Friedrich, The European War, New York Daily Tribune, 17.2.1855

Die Entwicklung des Strategie- und Operationsbegriffs seit Clausewitz. Hrsg. von Dietmar Schössler, München 1997

Erfurth, Waldemar, Der Vernichtungssieg: Eine Studie über das Zusammenwirken getrennter Heeresteile, Berlin 1939

Foch, Ferdinand, Des Principes de la Guerre, Paris 1903

Förster, Stig, The Prussian Triangle of Leadership in the Face of a People's War: A Reassessment of the Conflict Between Bismarck and Moltke, 1870 – 71. In: On the Road to Total War. Ed. by Stig Förster and Jörg Nagler, Cambridge 1993, S. 115 – 140

Foucault, Michel, Il faut défendre la société, Paris 1997

Freiheit ohne Krieg? Beiträge zur Strategie-Diskussion der Gegenwart im Spiegel der Theorie von Carl von Clausewitz. Hrsg. von der Clausewitz-Gesellschaft, Bonn 1980

Fuller, John F.C., The Conduct of War 1789 – 1961. A Study of the Impact of the French, Industrial, and Russian Revolutions on War and its Conduct, London 1961

Fuller, John F.C., The Dragon's Teeth: A Study of War and Peace, London 1932

Fuller, John F.C., Introduction. In: The Living Thoughts of Clausewitz. Ed. by Joseph I. Greene, London 1945, S. 1 f.

Furlong, Raymond B., The Validity of Clausewitz´s Judgements for the Sphere of Air and Space War. In: Freiheit ohne Krieg?, S. 221 – 228

Galtung, Johan, Das Kriegssystem. In: Herrschaft und Befreiung in der Weltgesellschaft. Hrsg. von Klaus J. Gantzel, Frankfurt a.M. 1975, S. 69 – 77

Gareev, Machmut A., Michail V. Frunze, voennyj teoretik, Moskva 1985, (übers. unter dem Titel: Frunze, Military Theorist, London 1988)

Garthoff, Raymond L., Soviet Military Doctrine, Glencoe, IL 1953

Gat, Azar, The Development of Military Thought: The Nineteenth Century, Oxford 1992

Gat, Azar, Fascist and Liberal Visions of War: Fuller, Liddell Hart, Douhet und Other Modernists, Oxford 1998

Gat, Azar, The Origins of Military Thought from the Enlightenment to Clausewitz, Oxford 1989
Gathen, Heinz von zur, Clausewitz' ›Vom Kriege‹ – Werk und Wirkung. In: Mars, 2 (1996), S. 78 – 90
Gembruch, Werner, Die Faktoren ›Technik‹ und ›technische Entwicklung‹ in der Kriegslehre von Clausewitz. In: Clausewitz in Perspektive, S. 465 – 472
Gibbon, Edward, The History of the Decline and Fall of the Roman Empire, 7 vols., London 1776 – 1788
Gilbert, Georges, Essais de critique militaire, Paris 1890
Gilbert, Georges, La guerre sud-africaine, Paris 1902
Girardet, Raoul, La société militaire, Paris 1998
Glantz, David M., The Military Strategy of the Soviet Union – A History, London 1992
Goltz, Colmar Frhr von der, Das Volk in Waffen. Ein Buch über Heerwesen und Kriegführung unserer Zeit, 5. Aufl., Berlin 1899
Goltz, Colmar Frhr von der, Von Jena to Pr. Eylau: Des alten preußischen Heeres Schmach und Errettung, Berlin 1907
Gooch, John, Clausewitz Disregarded: Italian Military Thought and Doctrine, 1815 – 1943. In: Clausewitz and Modern Strategy. Ed by Michael I. Handel, London 1986, S. 303 – 324
Gorbačev, Michail, Umgestaltung und neues Denken für unser Land und für die ganze Welt, Berlin 1988
Gray, Colin S., Modern Strategy, Oxford 1999
Gray, Colin S. and Keith Payne, Victory is possible. In: Foreign Policy, 39 (Summer 1980), S. 14 – 27
Gray, Colin S., What RAND hath wrought? In: Foreign Policy, 4 (Autumn 1971), S. 111 – 129
Great Soviet encyclopedia: a translation, 3. Ed., vol. 5, New York 1973; vol. 12, New York 1973
Greiner, Gottfried, Der Golfkrieg im Spiegel der Theorie von Carl von Clausewitz. In: Clausewitz Studien, 1 (1996), S. 47 – 50
Groener, Wilhelm, Der Feldherr wider Willen. Operative Studien über den Weltkrieg, Berlin 1930
Groos, Otto, Seekriegslehren im Lichte des Weltkrieges, Berlin 1929
Guevara, Ernesto Che, Taktik und Strategie der lateinamerikanischen Revolution (1962). In: Clausewitz in Perspektive, S. 664 – 677
Guibert, Jacques Antoine Hippolyte de, Stratégiques, Paris 1977
Guineret, Hervé, Clausewitz et la guerre, Paris 1999

Haffner, Sebastian, Mao und Clausewitz. In: Clausewitz in Perspektive, S. 652 – 663
Hagemann, Ernst, Die deutsche Lehre vom Kriege: Von Berenhorst zu Clausewitz, Berlin 1940
Hahlweg, Werner, Carl von Clausewitz: Soldat, Politiker, Denker, Göttingen 1957

Hahlweg, Werner, Das Clausewitzbild einst und jetzt. In: Vom Kriege (1973), S. 1 – 172
Hahlweg, Werner, Lenin und Clausewitz. In: Clausewitz in Perspektive, S. 592 – 651
Halperin, Morton, Limited War in the Nuclear Age, New York 1963
Handel, Michael I., Masters of War: Classical Strategic Thought, 2nd ed., London 1996
Hanson, Victor D., The Western Way of War. Infantry Battle in Classical Greece, New York 1989
Hartmann, Uwe, Carl von Clausewitz: Erkenntnis, Bildung, Generalstabsausbildung, München 1998
Henderson, George F.R., The Science of War: a Collection of Essays and Lectures 1891 – 1903, London 1905
Herberg-Rothe, Andreas, Clausewitz und Hegel – Ein heuristischer Vergleich. In: Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte, N.F., 10 (2000), S. 49 – 84
Herwig, Holger H. and David F. Trask, Naval Operations Plans between Germany and the USA, 1898 – 1913. In: The War Plans of the Great Powers. Ed. by Paul M. Kennedy, 2nd ed., London 1985
Heuser, Beatrice, The Bomb. Nuclear Weapons in their historical, strategic, and ethical Context, London 2000
Heuser, Beatrice, Victory in a Nuclear War? A Comparison of NATO and WTO War Aims and Strategies. In: Contemporary European History, 7 (1998), 3, S. 311 – 328
Heuser, Beatrice, Westliche Roll-back-Strategien im Kalten Krieg. In: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte, 2 (1989), S. 279 – 297
Hindenburg, Paul von, Aus meinem Leben, Leipzig 1920
Honig, Jan Willem, Strategy in a Post-Clausewitzian Setting. In: The Clausewitzian Dictum and the Future of Western Military Strategy. Ed. by Gert de Nooy, Den Haag 1997, S. 109 – 121
Howard, Michael, Clausewitz, Oxford 1984
Howard, Michael, The Influence of Clausewitz. In: Carl von Clausewitz, On War. Ed. by Michael Howard and Peter Paret, Princeton, NJ 1976, S. 27 – 44

Iung, Théodore, La Guerre et La Société. Stratégie, Tactique et Politique, Paris 1890

Jaurés, Jean, L'Armée Nouvelle, Paris 1911
Joffre, Joseph, Mémoires, Paris 1932
Jomini, Antoine Henri de, Précis de l'Art de la Guerre, Paris 1994
Jomini, Antoine Henri de, Treatise on Grand Military Operations, 2 vols., New York 1865

Kahn, Herman, On Escalation: Metaphors and Scenarios, London 1965
Kahn, Herman, Thinking about the Unthinkable, New York 1962

Kaldor, Mary, New and Old Wars: Organised Violence in a Global Era, Cambridge 1999
Karl, Erzherzog von Österreich, Grundsätze der höhern Kriegskunst für die Generäle der österreichischen Armee, Wien 1806
Kaufmann, William W., Limited Warfare. In: Military Policy and National Security. Ed. by William W. Kaufmann, Princeton, NJ 1956, S. 102 – 137
Keegan, John, A History of Warfare, New York 1993
Keegan, John, War and Our World, London 1998
Kennedy, Paul M., The Development of German Naval Operations Plans against England, 1896 – 1914. In: The War Plans of the Great Powers, 1880 – 1914. Ed. by Paul M. Kennedy, 2nd ed., London 1985, S. 171 – 198
Kessel, Eberhard, Carl von Clausewitz: Herkunft und Persönlichkeit. In: Wissen und Wehr, 18 (1937), S. 700 – 706 und 763 – 774
Kessel, Eberhard, Clausewitz über den Gedanken eines Ländertauschs zur Verbindung der Ost- und West-Masse der Preußischen Monarchie nach den Befreiungskriegen. In: Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte, 51 (1939), S. 371 – 377
Kessel, Eberhard, Die doppelte Art des Krieges. In: Wehrwissenschaftliche Rundschau, 7 (1954), S. 298 – 310
Kessel, Eberhard, Militärgeschichte und Kriegstheorie in neuerer Zeit: Ausgewählte Aufsätze, Berlin 1987
Kessel, Eberhard, Moltke, Stuttgart 1957
Kessel, Eberhard, Zur Genesis der modernen Kriegslehre: Die Entstehungsgeschichte von Clausewitz' Buch Vom Kriege. In: Wehrwissenschaftliche Rundschau, 9 (1953), S. 405 – 423
Kissinger, Henry, The White House Years, Boston, MA 1979
Kitchen, Martin, The Political History of Clausewitz. In: Journal of Strategic Studies, 11 (1988), 1, S. 27 – 50
Knox, MacGregor, Conclusion. Continuity and Revolution in the Making of Strategy. In: The Making of Strategy. Rulers, States, and War. Ed. by Williamson Murray, MacGregor Knox and Alvin Bernstein, Cambridge 1994, S. 614 – 645
Köhler, Karl, Jenseits von Clausewitz und Douhet. In: Revue Militaire Générale, 10 (1964), S. 654 – 678
Kondylis, Panajotis, Theorie des Krieges: Clausewitz – Marx – Engels – Lenin, Stuttgart 1988
Kowalke, Klemens, Die funktionale Bedeutung der Clausewitzschen Methodologie für die Formierung der sowjetischen internationalen Politik mit besonderer Berücksichtigung des Einsatzes militärischer Macht, Diss. Mannheim 1989/1990
Kreker, Hans-Justus, Antoine Baron de Jomini (1779 – 1869): ein militärischer Klassiker. In: Mars, 5 (1999), S. 118 – 124
Krepinevich, Andrew F., The Army and Vietnam, Baltimore, MD 1986

Lawrence, Thomas E., Guerrilla warfare. In: Encyclopedia Britannica, 14th ed., vol. 10, Chicago 1929

Lawrence, Thomas E., The Seven Pillars of Wisdom, London 1973
Leman, Maurice, Clausewitz, prophéte de l'Apocalypse. In: Stratégie et Défense, 6 (1980), S. 10 – 12
Lenin, Vladimir I., Clausewitz's Werk »Vom Kriege«, Auszüge und Randglossen, Berlin (Ost) 1957
Lenin, Vladimir I., Über die Junius-Broschüre. In: Über Krieg, Armee und Militärwissenschaft, Bd 1, Berlin (Ost) 1958, S. 592 – 606
Lenin, Vladimir I., Der Zusammenbruch der 2. Internationale. In: Werke, Bd 21: August 1914 – Dezember 1915, Berlin (Ost) 1960, S. 197 – 256
Leščinskij, L., Bankrotstvo voennoj ideologii germanskich imperialistov, Moskva 1951
Lewal, Jules Lewis, Stratégie de Combat, t. 1, Paris 1895
Liddell Hart, Basil Henry, Defence of the West: Some Riddles of War and Peace, London 1950
Liddell Hart, Basil Henry, The Ghost of Napoleon, London 1933
Liddell Hart, Basil Henry, The Other Side of the Hill, London 1948
Liddell Hart, Basil Henry, Paris or the Future of War, London 1925
Liddell Hart, Basil Henry, The Remaking of Modern Armies, London 1927
Liddell Hart, Basil Henry, Strategy. The Indirect Approach, London 1954
Lilienstern, Johann Jakob Otto August Rühle von, Handbuch für den Offizier zur Belehrung im Frieden und zum Gebrauch im Felde Bd 1, Berlin 1817; Bd 2, Berlin 1818
Lossau, Friedrich Constantin von, Ideale der Kriegführung, in einer Analyse der Thaten der größten Feldherrn, 7 Bde, Berlin 1836 – 1839
Lossau, Friedrich Constantin von, Der Krieg: für wahre Krieger, Leipzig 1815
Ludendorff, Erich, Kriegführung und Politik, Berlin 1922
Ludendorff, Erich, The Nation at War. Transl. by Angelo S. Rappoport, London 1936
Ludendorff, Erich, Der Totale Krieg, Nachdr. Remscheid 1988
Luttwack, Edward, Towards Post-Heroic Warfare. In: Foreign Affairs, 74 (1995), S. 109 – 122
Luvaas, Jay, Clausewitz, Fuller and Liddell Hart. In: Clausewitz and Modern Strategy. Ed. by Michael I. Handel, London 1986, S. 197 – 212
Luvaas, Jay, The Education of an Army: British Military Thought, 1815 – 1940, London 1965

McDonnell, Robert H., Clausewitz and Strategic Bombing. In: Air University Quarterly Review, 6 (1953), S. 43 – 54
Machiavelli, Niccolò, Der Fürst. Hrsg. von Rudolf Zorn, Stuttgart 1955
Maillard, Louis-Adolphe Goujat dit, Éléments de la guerre, Paris 1891
Maizière, Ulrich de, Politische Führung und militärische Macht. In: Freiheit ohne Krieg?, S. 91 – 109
Marwedel, Ulrich, Carl von Clausewitz: Persönlichkeit und Wirkungsgeschichte seines Werkes bis 1918, Boppard a. R. 1978
Marx, Karl und Friedrich Engels, Briefwechsel, Bd 2: 1854 – 1860, Berlin (Ost) 1949

Marx, Karl und Friedrich Engels, Werke. Hrsg. vom Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED, Bd 11 und 21, Berlin (Ost) 1972
Maude, Frederick Natusch, Introduction. In: Carl von Clausewitz, On War. Transl. by James John Graham, London 1908
Maurice, Frederick, British Strategy: A Study of the Application of the Principles of War. With an Introduction by Field-Marshal George Milne, London 1929
Metzsch, Horst von, Der einzige Schutz gegen die Niederlage: eine Fühlungnahme mit Clausewitz, Breslau 1937
Militärwissenschaftliche Rundschau, 3 (1938), Sonderheft: Schlieffens Vermächtnis
Milovidov, Arsenij S. [et al.], The Philosophical Heritage of V.I. Lenin and Problems of Contemporary War, Washington 1974
Mitchell, Alan, Victors und Vanquished: the German Influence in Army und Church in France after 1870, Chapel Hill, NC 1984
Mitchell, John, Thoughts on Tactics and Military Organization, London 1838
Moltke, Helmuth von, Aufzeichnungen, Briefe, Schriften, Reden, Ebenhausen 1923
Moltke, Helmuth von, Leben und Werk in Selbstzeugnissen – Briefe, Schriften, Reden. Ausgew. und hrsg. von Max Horst, 2. Aufl., Bremen 1956
Moltke, Helmuth von, Militärische Werke, Bd 1, Militärische Korrespondenz 1864. Hrsg. vom Großen Generalstab, Berlin 1892
Moltke, Helmuth von, Militärische Werke, Bd 2, Die Thätigkeit als Chef des Generalstabes der Armee in Frieden, Berlin 1900
Moltke, Helmuth von, Militärische Werke, Bd 4, Kriegslehren, Teil 1. Hrsg. vom Großen Generalstab, Berlin 1911
Moody Jr., Peter R., Clausewitz and the Fading Dialectic of War. In: World Politics, 31 (1978), S. 417 – 433
Müller, Klaus-Jürgen, Clausewitz, Ludendorff and Beck. In: Clausewitz and Modern Strategy. Ed. by Michael Handel, London 1986, S. 240 – 266
Muller, John, Retreat from Doomesday: the obsolescence of major war, New York 1989
Murray, Stewart L., The Reality of War: A Companion to Clausewitz, London 1914
Murray, Stewart L., The Reality of War: An Introduction to Clausewitz, London 1909
Murray, Williamson, Military Culture does Matter. In: Strategic Review, 2 (1999), S. 32 – 40

Napoleons Maximen der Kriegführung: mit Anmerkungen von dem russischen General Burnod und dem französischen General Husson und verglichen mit den Grundsätzen anderer großer Feldherren, Strategen und Taktiker, parallelisiert durch einen k.-preuß. Artillerie-Offizier, Weimar 1852

Nardulli, Bruce R., Clausewitz and the Reorientation of Nuclear Strategy. In: Journal of Strategic Studies, 5 (1982), 4, S. 494 – 510
Négrier, General, Quelques enseignements sur la guerre Russo-Japonaise. In: Revue des deux mondes (15. Juni 1906), S. 34

Osgood, Robert Endicott, Limited War: The Challenge to American Strategy, Chicago 1957
Osgood, Robert Endicott, Limited War Revisited, Boulder, CO 1979
Otte, Thomas G., Educating Bellona: Carl von Clausewitz and Military Education. In: Military Education: Past, Present, Future. Ed. by Keith Nelson and Greg Kennedy, New York 2002

Palat, Barthélemy Edmond, La philosophie de la guerre, d'après Clausewitz, Paris 1921; Neuaufl. Paris 1998
Paret, Peter, Clausewitz and the State, Oxford 1976
Paret, Peter, Die politischen Ansichten von Clausewitz'. In: Freiheit ohne Krieg?, S. 333 – 349
Pertz, Georg. H. und Hans Delbrück, Das Leben des Feldmarschalls Grafen Neithardt von Gneisenau, 5 Bde, Berlin 1864 – 1880
Philonenko, Alexis, Clausewitz ou l'oeuvre inachevée: l'esprit de la guerre. In: Revue de Métaphysique et de Morale, 95 (1990), 4, S. 471 – 512
Porch, Douglas, Clausewitz and the French, 1871 – 1914. In: Clausewitz and Modern Strategy. Hrsg. von Michael Handel, London 1986, S. 287 – 302
Preuschoft, Olaf, Clausewitz' Einfluß auf die Seemachtlehre. In: Clausewitz Studien, 1 (1996), S. 67 – 79
Proėktor, Daniil, O politike, Klauzevice: i pobede v jadernoi vojne. In: Meždunarodnaja Žizn' (1988), 5, S. 79 – 85

Rauchensteiner, Manfried, Betrachtungen über die Wechselbeziehung von politischem Zweck und militärischem Ziel. In: Freiheit ohne Krieg?, S. 57 – 74
Razin, J.A., Die Bedeutung von Clausewitz für die Entwicklung der Militärwissenschaft. In: Militärwesen, 2 (1958), 3, S. 377 – 392
Reemtsma, Jan Philipp, Die Idee des Vernichtungskrieges: Clausewitz – Ludendorff – Hitler. In: Vernichtungskrieg: Verbrechen der Wehrmacht 1941 – 1944. Hrsg. von Hannes Heer und Klaus Naumann, Hamburg 1995, S. 377 – 401
Ritter, Gerhard, Der Schlieffenplan: Kritik eines Mythos, München 1956
Ritter, Gerhard, Staatskunst und Kriegshandwerk, Bd 2, München 1960
Rochow, Caroline von und Marie de la Motte-Fouqué, Vom Leben am preußischen Hofe 1815 – 1852. Hrsg. von Luise von der Marwitz, Berlin 1908
Rogers, Clifford J., Clausewitz, Genius and the Rules. In: Journal of Military History, 66 (2002), S. 1167 – 1176
Romer, Jean-Christophe, Quand l'Armée Rouge critiquait Clausewitz. In: Stratégique, 33 (1987), S. 97 – 111

Rose, Olaf, Clausewitz: Wirkungsgeschichte seines Werkes in Rußland und der Sowjetunion 1836 – 1991, München 1995
Rosinski, Herbert, Die Entwicklung von Clausewitz' Werk *Vom Kriege* im Lichte seiner Vorreden und Nachrichten. In: Historische Zeitschrift, 151 (1935), S. 278 – 293
Rothfels, Hans, Clausewitz. In: Edward Mead Earle, Makers of Modern Strategy: Military Thought from Machiavelli to Hitler, Princeton, NJ 1944, S. 593 – 1131

Safire, William, The Fog of War: Von Clausewitz Strikes Again. In: International Herald Tribune, 19.11.2001
Savkin, Vasilij Y., The Basic Principles of Operational Art and Tactics, Washington, DC 1972
Scharnhorst – Ausgewählte Schriften. Hrsg. von Ursula von Gersdorff, Osnabrück 1983
[Scharnhorst, Gerhard von,] Militärische Schriften von Scharnhorst. Erl. und mit Anm. versehen durch Colmar von der Goltz, Berlin 1881
Schelling, Thomas, The Strategy of Conflict, New York 1963
Scherff, Wilhelm von, Delbrück und Bernhardi: Eine strategische Clausewitz-Studie für Gelehrte und Militairs, Berlin 1892
Schering, Walther Malmsten, Wehrphilosophie, Leipzig 1939
Scheuner, Ulrich, Krieg als Mittel der Politik im Lichte des Völkerrechts. In: Freiheit ohne Krieg?, S. 159 – 181
Schmidt, Helmut, Menschen und Mächte, Berlin 1987
Schmitt, Christian, Sur le chapitre 18 [du livre III] de la Guerre de C. von Clausewitz'. In: Stratégique, 18 (1983), S. 7 – 23
Schössler, Dietmar, Die Bedeutung des Faktors »Moral« bei Clausewitz, Clausewitz Studien, Jahresband 1998, S. 89 – 101
Schössler, Dietmar, ›Die Kategorie von Zweck/Ziel/Mittel bei Clausewitz‹. In: Clausewitz Studien, Jahresband 1997, S. 6 – 17
Schössler, Dietmar, Der Strategiebegriff bei Clausewitz. In: Clausewitz Studien, 1 (1996), S. 56 – 66
Schröder, Hans-Henning, Gorbatschow und die Generäle. Militärdoktrin, Rüstungspolitik und öffentliche Meinung in der »Perestrojka«. In: Berichte des Bundesinstituts für Ostwissenschaftliche und Internationale Studien, 45 (1987), S. 1 – 51
Schurman, Donald M., The Education of a Navy, London 1965
Schurman, Donald M., Julian S. Corbett, 1854 – 1922: Historian of British Maritime Policy from Drake to Jellicoe, London 1981
Schwartz, Karl, Leben des Generals Carl von Clausewitz und der Frau Marie von Clausewitz geborene Gräfin von Brühl mit Briefen, Aufsätzen, Tagebüchern und anderen Schriftstücken, Berlin 1878
Schwerin, Sophie Ein Lebensbild aus ihren eigenen hinterlassenen Papieren, zsgest. von Amalie von Romberg. Hrsg. von Eberhard Koenig, 2 Bde, Leipzig 1909 – 1911
Séché, Alphonse, Les Guerres d'Enfer, Paris 1915

Sedgwick, Alastair, How to conquer markets. In: Management Today, Januar 1977, S. 59 – 61
Serebrjannikov, Vladimir, S učetom real'nosti jadernogo veka. In: Kommunist Vooručennych Sil, 3 (1987), S. 9 – 16.
Shaw, Martin, Dialectics of War: An Essay in the Social Theory of Total War and Peace, London 1988
Shultz, Richard H. Jr., Compellence and the Role of Air Power as a Political Instrument. In: The Future of Air Power in the Aftermath of the Gulf War. Ed. by Richard H. Shultz, Jr., and Robert L. Pfaltzgraff, Jr., Maxwell Air Force Base, AL 1992, S. 171 – 191
Skaggs, David Curtis, Of Hawks, Doves and Owls: Michael Howard and Strategic Policy. In: Armed Forces and Society, 11 (1985), 4, S. 609 – 626
Snyder, Jack, The Ideology of the Offensive: Military Decision Making and the Disasters of 1914, Ithaca, NY 1984
Sokolovskij, Vasilij D., Soviet Military Strategy. Ed. with an analysis and commentary by Harriet Fast Scott, London 1975
Stadelmann, Rudolf, Moltke und der Staat, Krefeld 1950
Stamp, Gerd, Clausewitz im Nuklearzeitalter, Wiesbaden 1962
Stodte, Hermann, Die Wegbegleiter des National-Sozialismus, Lübeck 1936
Strachan, Hew, On Total War und Modern War. In: International History Review, 22 (2000), 2, S. 341 – 370
Sumida, Jon Tetsuro, Inventing Grand Strategy and Teaching Command: The Classic Works of Alfred Thayer Mahan Reconsidered, Baltimore, MD 1997
Summers Jr, Harry G., On Strategy: A Critical Analysis of the Vietnam War, Novato, CA 1982
Svečin, Aleksandr A., Ėvoljucija strategičeskich teorii. In: Vojna i voennoe iskusstvo v svete istoričeskogo materializma. Hrsg. von B. Garev, Moskva 1927
Svečin, Aleksandr A., Strategija, Moskva 1927

Talenskij, Nikolaj, The ›Absolute Weapon‹ and the Problem of Security. In: International Affairs (Moskau), 4 (April 1962), S. 24 – 30
Terray, Emmanuel, Clausewitz, Paris 1999
Thompson, Sir Robert, Revolutionary War in World Strategy, 1945 – 1969, New York 1970
Tolstoi, Leo N., Krieg und Frieden, Roman in zwei Bänden. Deutsch von Erich Böhme, Berlin 1947
Tru'ông-Chinh, The Resistance Will Win, 3rd ed., Hanoi 1966
Turner, James John, Just War Tradition and the Restraint of War: a Moral and Historical Inquiry, Princeton, NJ 1981

Villacres, Edward J. and Christopher Bassford, Reclaiming the Clausewitzian Trinity. In: Parameters, Autumn 1995, S. 9 – 19
Voennyj Ėnciklopedičeskij Slovar' [Militärenzyklopädisches Wörterbuch], Moskva 1983

Wallach, Jehuda L., The Dogma of the Battle of Annihilation: The Theories of Clausewitz and Schlieffen and their Effect on the German Conduct of Two World Wars, Westport, CT 1988

Wallach, Jehuda L., Das Dogma der Vernichtungsschlacht, Boppard a.R. 1967

Wallach, Jehuda L., Kriegstheorien: Ihre Entwicklung im 19. und 20. Jahrhundert, Frankfurt a.M. 1972

Wallach, Jehuda L., Misperceptions of Clausewitz's *Vom Kriege* by the German Military. In: Clausewitz and Modern Strategy. Ed. By Michael Handel, London 1986, S. 213 – 239

Walter, Franz, Generalstabschef Samsonow korrigiert Carl von Clausewitz. In: Clausewitz Studien (1997), S. 210 – 221

Wegener, Wolfgang, Die Seestrategie des Weltkrieges, 2. Aufl., Berlin 1941

Wehler, Hans-Ulrich, Der Verfall der deutschen Kriegstheorie: Vom ›absoluten‹ zum ›Totalen‹ Krieg oder von Clausewitz zu Ludendorff. In: Geschichte und Militärgeschichte. Hrsg. von Ursula von Gersdorff, Frankfurt a.M. 1974., S. 273 – 311

Weigley, Russell F., The American Way of War: A History of United States Military Strategy and Policy, Bloomington, IN 1973

Das Werk des Untersuchungsausschusses der Verfassungsgebenden Deutschen Nationalversammlung und des Deutschen Reichstages 1919 – 1930, 4. Reihe, Bd 3, Berlin 1925

Yuan-Lin, Zhang, Mao Zedong und Carl von Clausewitz: Theorien des Krieges, Beziehung, Darstellung und Vergleich, Diss. Mannheim 1995

Personenregister

Alexander (der Große) 12, 95, 138
Alexander I. 5
Ancillon, Jean Pierre Frédéric 8
Arndt, Ernst Moritz 26
Aron, Raymond XII, 23 f., 66, 100, 142, 192, 195, 203, 216
Asano, Yugo 28
Auchinleck, Claude 21

Bacon, Francis 162
Bassford, Christopher 15, 21, 69
Beaufre, André 106
Beck, Ludwig 84 f., 150–152
Berenhorst, Georg Heinrich von 8, 11, 90, 99, 248
Bergson, Henri 123
Bernhardi, Friedrich von 16, 25, 78, 80, 91, 116, 119, 139, 155, 182, 207, 232
Berthaut, Henri M. A. 18
Bethmann Hollweg, Theobald von 29, 79
Bin Laden, Osama 206, 228
Birjuzov, Sergej 185
Bismarck, Otto von 29, 71–74, 152, 234
Blanchou, Georges 150
Bloch, Ivan S. 24, 195
Blücher von Wahlstatt, Gebhard Leberecht Fürst 5
Blume, Wilhelm von 20, 83–85, 127, 132
Bluntschli, Johann Caspar 132
Boguslawski, Albrecht von 132
Bondi, Herman 247
Bonnal, Henri 19
Bouthoul, Gaston 248
Bovin, Aleksandr E. 188 f.
Brodie, Bernard 22 f., 85 f., 123, 154, 194 f., 204 f., 207, 214 f., 218, 232, 245, 249
Brown, Chris 246
Brühl, Marie Gräfin von 3
Brühl, Friedrich Wilhelm von 28, 70 f., 77
Buchheit, Gert 140
Bülow, Adam Henrich Dietrich von 10 f., 58
Bush, George sen. 227
Bystrzonowski, Louis de Szafraniec 17

Caemmerer, Rudolf von 16, 77, 119
Caesar, Gaius Julius 12, 95, 138
Camon, Hubert 20, 95, 101
Cardot, Lucien 19, 102, 105
Carrias, Eugene 121
Castex, Raoul 20, 125 f.
Chickering, Roger 146, 234
Chruščev, Nikita S. 184, 187
Cimbala, Stephen 90, 110 f., 199–203, 228
Clemenceau, Georges 79 f., 218
Colin, Jean 78, 101, 107, 143, 148 f., 207, 231 f.
Corbett, Julian 21, 155–168, 233 f., 238, 247–249
Craig, Gordon A. 75 f.
Creveld, Martin van 67–69, 175, 178, 235, 237, 245 f.
Culmann, Frédéric 101, 121
Cvetkov, V. 185

Darwin, Charles Robert 21, 141
Daudet, Léon 150

Decker, Friedrich von der 12
Delbrück, Hans XII, 38, 127, 137–141
Derrécagaix, Victor Bernard 122, 142
Dickens, Gerald 142
Dimitriev, Boris 185
Donnelly, Christopher 181
Dorow, Wilhelm von 6
Douhet, Giulio 106, 126
Dragomirov, Michail I. 24
Drake, Francis 157
Dulles, John F. 212

Edward VII. 238
Eisenhower, Dwight D. 212
Engels, Friedrich 16 f., 24, 57, 126 f., 131, 178, 182 f.
Eugen, Prinz von Savoyen-Carignan 138

Falkenhayn, Erich von 139
Feoktisov, Lev 189
Fichte, Johann Gottlieb 8, 10, 26, 33
Fisher, John 156 f.
Foch, Ferdinand 19, 85, 96 f., 102, 105, 107 f., 122–124, 142 f., 155, 167
Forsthoff, Ernst 82
Foucault, Michel 60
Freyer, Hans 82
Freytag-Loringhoven, Axel von 132
Freytag-Loringhoven, Hugo von 16, 25, 91
Friedrich II. (der Große) 1, 8, 12, 65, 71, 80, 95, 137 f., 161
Friedrich Wilhelm I. (»Soldatenkönig«) 71
Friedrich Wilhelm II. 33
Friedrich Wilhelm III. 3–5, 7, 34
Friedrich Wilhelm IV. 4, 14
Frunze, Michail V. 126, 188
Fuller, J.F.C. 21, 29, 141

Galtung, Johan 235
Gareev, Machmut A. 188
Gat, Azar 24, 38, 119, 128, 238, 242
Gembruch, Werner 196
Georg IV. 7
Gibbon, Edward 63
Gilbert, Georges 19, 96, 101, 122, 142
Girardet, Raoul 71
Glucksmann, André 23
Gneisenau, August Wilhelm Anton Graf Neidhardt von 4, 6, 138
Goethe, Johann Wolfgang von 26
Goltz, Colmar von der 16, 20, 25, 77, 105, 116 f., 127, 132–134, 143, 163 f., 182
Gorbačev, Michail 188 f., 232
Graham, James John 20, 22
Gray, Colin S. 22, 30, 175, 193, 204–206, 228, 244
Groener, Wilhelm 84
Groos, Otto 166 f.
Guevara, Ernest »Che« 180
Guibert, François Apolline 8, 10, 18, 31 f., 171, 248
Gustav Adolf 95, 138, 241

Haffner, Sebastian 178–180
Hahlweg, Werner XII f.
Haig, Douglas 77
Halleck, Henry Wager 22
Halperin, Morton 207, 213 f.
Hamley, Edward Bruce 20
Handel, Michael 93, 226 f.
Hannibal 12, 95, 138
Hanson, Victor 246
Hardenberg, Georg Friedrich Freiherr von 130
Hegel, Georg Wilhelm Friedrich 8, 10, 24, 26, 43
Henderson, George F.R. 21, 155
Heuss, Theodor 27
Hindenburg, Paul von 80 f., 182
Hitler, Adolf 26, 82, 84 f., 121, 128, 151–153, 198, 203
Hobbes, Thomas 61

Homer 16
Honig, Jan Willem 236 f.
Howard, Michael XII f., 21, 23, 153, 205
Hussein, Saddam 93, 190, 228, 236

Jahn, Friedrich Ludwig 26
Jaurès, Jean 125
Joffre, Joseph 122 f., 125
Johnson, Lyndon B. 220, 222
Jomini, Henri Baron de 9 f., 13, 15–20, 22, 91 f., 95, 163, 165, 168, 232, 240, 248
Jünger, Ernst 82

Kahn, Herman 23, 198 f., 203
Kaldor, Mary 180
Kant, Immanuel 8, 26, 89
Kaufmann, William 207–209, 221
Keegan, John 21, 67, 153
Keitel, Wilhelm 182
Kessel, Eberhard XII, 38, 233–235
Kissinger, Henry 198, 219, 222
Kleist, Ewald von 29
Kondylis, Panajotis 135
Kopernikus, Nikolaus 21
Kubrick, Stanley 198
Kulikov, Victor G. 187
Kuroki, Tamemoto 27

Langlois 19, 102
Lanrezac 19, 122
Lawrence, Thomas Edward 175
Lee, Robert E. 22
Lenin, Vladimir I. 24, 57 f., 60, 97, 126 f., 129, 146, 174–176, 178, 181–184, 186 f., 191, 249
Leopold I. 11
Lewal, Jules Lewis 18 f.
Liddell Hart, Basil Henry 21, 29 f., 53 f., 98, 128, 130, 143 f., 153, 237 f.
Lilienstern, Otto August Rühle von 12, 39, 56, 237
Littleton, Neville 77
Lloyd, Henry Humphrey Evans 8, 58, 99, 248
Lossau, Friedrich Constantin von 12, 56, 90, 109, 114, 130
Louis-Philippe, Herzog von Orléans 17
Ludendorff, Erich 80–82, 84 f., 101, 138, 140, 147, 149–152, 178, 182, 191, 203, 231 f.
Ludwig XIV. 65, 148
Luttwack, Edward 238
Luvaas 29, 154

MacDougall, Patrick 20
Machiavelli, Niccoló 8–10, 33, 39, 55, 62, 99
McNamara, Robert 218
Mahan, Alfred Thayer 165, 168
Maillard, L. 19, 122
Maistre, Joseph Comte de 103, 105
Maizière, Ulrich de 193
Malcolm, Angus XIII, 23
Malenkov, Georgij 183
Manteuffel, Edwin Freiherr von 71
Mao Zedong 25, 58 f., 66, 86, 127, 146, 176–180, 183–185, 211, 223, 247, 249
Marlborough, John Churchill 138
Marwedel, Ulrich 15, 29, 76, 103
Marx, Karl 16 f., 24, 57, 178, 183
Maude, N.F. 141
Maurice, Frederick 92
Mayer, Émile 125
Metzsch, Horst von 103
Miloševič, Slobodan 190
Milovidov, Arsenij S. 187
Mitchell, John 20
Moltke, Helmuth Graf von (der Ältere) 16, 19, 72–75, 77, 92, 96, 105, 111, 117-119, 124, 131 f., 134, 138, 155, 161, 167, 182, 234, 248
Montaigne, Michel Eyquem, 8
Montecuccoli, Raimund 8, 12
Montesquieu, Charles de Secondat 8, 12, 242

Müffling 70, 75
Müller, Johannes von 8
Murray, Stewart 142
Murray, Williamson 240
Napier, William 20
Napoleon (Bonaparte) 2–5, 9, 12 f., 17–20, 22, 33–37, 39, 44, 49 f., 52, 55, 65, 90 f., 93–97, 100–102, 104, 107, 116, 122, 125, 129, 137 f., 143, 146–148, 155, 159, 165, 167, 169 f., 174, 205, 207, 219, 221 f., 232, 234, 241 f., 246
Napoleon III. 74
Négrier, François 101, 125
Newton, Isaac 21, 90, 248 f.
Ngo Dinh Diem 223
Nixon, Richard 219 f., 222

Osgood, Robert E. 207, 209–212, 214 f.
Otte, Thomas 90

Palat, Barthélemy Edmond 20, 102
Paret, Peter XII f., 7, 10, 23, 62
Payne, Keith 193
Perikles 138
Platon 34, 41
Plechanov, Georgij V. 58
Porch, Douglas 102
Powell, Colin 235
Proėktor, Daniil M. 189

Ranke, Leopold von 242
Rapoport, Anatol 203
Rauchensteiner, Manfried 135
Rawlinson, Henry 77
Razin, Evgenij A. 181 f., 184
Reagan, Ronald 22, 204 f., 226
Reemtsma, Jan Philipp 146, 154
Reinhardt, Walther 134, 231
Repington, Charles à Court 92
Ritter, Gerhard 136, 152
Robinson, Oliver P. 22
Rochow, Caroline von 3, 6
Rocquancourt, J. 15, 17
Roosevelt, Franklin D. 86
Rose, Olaf 15, 24, 127
Rothfels, Hans 26, 241
Rousseau, Jean Jacques 61
Rüstow, Wilhelm von 29

Samsonov, Viktor N. 190 f.
Šapošnikov, Boris M. 82
Savkin, V. E. 187
Saxe, Maurice de 8, 18
Scharfenort, Louis A. von 7
Scharnhorst, Gerhard Johann David von 2, 4, 7, 12, 26, 32, 39, 56, 65, 95, 97, 113 f., 117, 240
Schelling, Thomas 199, 214
Scherff, Wilhelm von 76
Schering, Walther Malmsten 8, 25 f.
Schiller, Friedrich von 26
Schlieffen, Alfred Graf von 76, 79, 91, 119, 134 f., 155, 167
Schmidt, Helmut 178
Schmitt, Carl 59 f.
Schmitt, Christian 23
Schwarzkopf, Norman 235
Schwerin, Sophie Gräfin XI, 15
Scipio, Publius Cornelius 12
Séché, Alphonse 150
Seeckt, Hans von 28, 82 f., 120
Serebrjannikov, Vladimir 189
Shaw, Martin 153
Snyder, Jack 125, 135
Sokolov, Sergej L. 145
Sokolovskij, Vasilij D. 184, 186
Stalin, Iosif V. 25, 141, 178, 181–184
Stein, Karl Reichsfreiherr vom und zum 4
Strachan, Hew 150, 238
Streng, Anna Louise 185
Summers, Harry G. 23, 66 f., 216–226, 249
Suško, N. 185
Svečin, Aleksandr A. 58, 127, 140 f.

Talenskij, Nikolaj 184 f.
Taylor, Maxwell 225
Terray, Emmanuel 60
Thiers, Adolphe 18
Thompson, Robert 223
Thukydides 29
Tirpitz, Alfred von 165
Tito, Josip Broz 170
Tolstoi, Lev N. 24
Trenchard, Hugh 106
Trifonenkov, P. 185
Tuchačevskij, Michail N. 25, 141, 145, 182
Turner, James John 153

Uktin, Anatolij 189

Valentini 4, 6
Vatry, De 19, 121
Vernois, Julius von Verdy du 77
Villacres, Edward 69

Wallach, Jehuda 76, 79, 85 f., 108, 135
Wallenstein, Albrecht Wenzel Eusebius 132
Weber, Max 41, 153
Wegener, Wolfgang 165 f.
Wehler, Hans-Ulrich 71, 148, 153
Weigley, Russell 141, 192
Weinberger, Caspar 226–228
Wellington, Arthur Wellesley 138
White, Hayden 234
Wilhelm I. 73 f.
Wilhelm II. 203
Wilkinson, Spencer 21, 141 f., 157
Willisen, Karl Wilhelm von 97
Wilson, Henry 77
Wohlstetter 23

Yorck, Hans David Ludwig Graf von 5
Yuan-Lin, Zhang 25, 177

Zagladin, Valentin 189
Žukov, Georgij 25